Patricia Cornwell

SCARPETTA

ROMAN

Hoffmann und Campe

Patricia Cornwell

SCARPETTA

Ein Kay-Scarpetta-Roman

Aus dem Amerikanischen von Karin Dufner

Hoffmann und Campe

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel Scarpetta im Verlag G. P. Putnam's Sons, New York.
1. Auflage 2009
Copyright © 2008 by CEI Enterprises, Inc.
Copyright für die deutschsprachige Ausgabe
© 2009 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg www.hoca.de
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Gesetzt aus der Minion Pro
Druck und Bindung:
GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-455-40208-7

HOFFMANN UND CAMPE
Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Den Geisteszustand eines Wahnsinnigen könnte man als wandelnden und wirren Albtraum bezeichnen.

Montagu Lomax

Die Erlebnisse eines Irrenarztes, 1921

Für Ruth (1920-2007)
Und wie immer in Dankbarkeit für Staci

1

Hirngewebe klebte wie feuchtgraue Flusen an den Ärmeln von Dr. Kay Scarpettas OP-Kittel, dessen Vorderseite mit Blutspritzern übersät war. Stryker-Sägen kreischten, Wasser prasselte auf Metall, Knochenstaub schwebte wie Mehl durch die Luft. Drei Tische waren belegt, weitere Leichen unterwegs. Es war Dienstag, der 1. Januar, Neujahr.

Scarpetta brauchte nicht in die Toxikologie zu gehen, um zu wissen, dass ihr Patient betrunken gewesen war, als er den Abzug seines Gewehrs mit dem Zeh betätigt hatte. Bereits bei der Leichenöffnung war ihr der scharfe, faulige Geruch des Alkohols aufgefallen, der sich im Körper zersetzte. Schon vor vielen Jahren, während ihrer Ausbildung zur Ärztin, hatte sie sich gefragt, ob man für Alkoholiker nicht Führungen durch die Pathologie veranstalten sollte, damit sie durch diesen Schock zur Nüchternheit zurückfänden. Vielleicht würden sie ja zu Perrier wechseln, wenn sie ihnen einen auf gesägten Schädel zeigte, der an ein geköpftes Frühstücksei erinnerte und nach Champagner post mortem stank. Wenn es nur so einfach wäre.

Scarpetta beobachtete, wie ihr Stellvertreter Jack Fielding die schimmernden Organe aus der Brusthöhle einer Studentin entnahm, die vor einem Geldautomaten überfallen und erschossen worden war, und wartete auf seinen Wutausbruch.

Heute Morgen bei der Dienstbesprechung hatte er zorngerötet und mit gepresster Stimme festgestellt, dass das Opfer so alt wie seine Tochter und ebenfalls Star der Leichtathletikmannschaft sowie Studentin der Medizin gewesen war. Wenn Fielding einen Fall zu persönlich nahm, kam meistens nichts Gutes dabei heraus.

»Werden denn die Messer hier gar nicht mehr geschliffen?«, bellte er.

Die funkelnde Klinge einer Stryker-Säge kreischte auf, als der Sektionshelfer eine Schädeldecke öffnete. »Sehe ich etwa aus, als würde ich mich langweilen?«, brüllte der Mann zurück.

Mit einem lauten Klappern schleuderte Fielding das Skalpell auf den Instrumentenwagen. »Wie soll man hier denn arbeiten, verdammt noch mal?«

»Mein Gott, gebt ihm doch bitte endlich eine Xanax.« Der Sektionshelfer stemmte den Schädel mit einem Meißel auf.

Scarpetta legte eine Lunge auf die Waage und notierte das Gewicht mit einem Smartpen auf einem elektronischen Notizblock. Kugelschreiber, Klemmbretter oder Papierformulare gab es hier nicht mehr. Oben in ihrem Büro würde sie ihre Aufzeichnungen und Skizzen vom Notepad direkt auf den Computer überspielen. Allerdings bot all die Technik noch keine Lösung für die Archivierung ihres Gedankenflusses, den sie weiterhin diktieren musste, nachdem sie mit der Sektion fertig war und die Handschuhe ausgezogen hatte. Ihr Institut war hochmodern ausgestattet und verfügte über alle technischen Neuerungen, die sie in einer ihr immer fremder werdenden Welt für nötig hielt. In einer Welt, bevölkert von Menschen, die jede »forensische« Sendung im Fernsehen für bare Münze nahmen. Einer Welt, in der Gewalt kein gesellschaftliches Problem mehr war, sondern ein Krieg.

Sie begann, die Lunge zu sezieren, wobei sie feststellte, dass das Organ eine normale Form hatte und eine glatte, schimmernde viszerale Pleura sowie ein auf Sauerstoffmangel

hinweisendes dunkelrotes Gewebe aufwies. Rosiger Schaum war nur minimal vorhanden. Auch schwere Verletzungen fehlten. Die Blutgefäße der Lunge waren ohne Befund. Scarpetta hielt inne, als Bryce, ihr Verwaltungsmann, hereinkam. Widerwillen und Abscheu malten sich auf seinem jungenhaften Gesicht. Er war, was die Vorgänge in diesem Raum betraf, zwar nicht zimperlich, fühlte sich wie die meisten Menschen jedoch davon abgestoßen. Nachdem er einige Papierhandtücher aus dem Spender gezogen und sie sich um die Hand gewickelt hatte, hob er den Hörer des schwarzen Wandtelefons ab, dessen Leitung eins blinkte.

»Benton, sind Sie noch dran?«, sprach er ins Telefon. »Sie steht hier neben mir und hat ein ziemlich großes Messer in der Hand. Hat Sie Ihnen schon von den Ereignissen des Tages erzählt? Der tragischste Fall ist die Studentin von der Tufts University. Ihr Leben war gerade mal zweihundert Dollar wert. Irgendein Arschloch von einer Gang, den Bloods oder den Crips. Der müsste eigentlich auf dem Überwachungsvideo sein. Die Nachrichten haben es gemeldet. Jack sollte den Fall nicht übernehmen, bei dem platzt nämlich gleich ein Aneurysma. Aber mich fragt ja keiner. Und dann noch dieser Selbstmord. Kommt ohne einen Kratzer aus dem Irak zurück. Also alles okay für die Army. Frohes Fest und alles Gute auf Ihrem künftigen Lebensweg.«

Scarpetta schob den Gesichtsschutz zurück, zog die Handschuhe aus und warf sie in die grellrote, für infektiöse Abfälle bestimmte Mülltonne. Dann wusch sie sich in einem großen Waschbecken aus Edelstahl gründlich die Hände.

»Das Wetter ist mies, draußen genauso wie hier drin«, redete Bryce weiter auf Benton ein, der diese Art von Gesprächen verabscheute. »Volles Haus, und Jack ist gereizt und schlecht gelaunt. Wir sollten etwas für ihn tun. Ein Wochenende in Ihrer Klinik in Harvard vielleicht. Ob man da einen Familienrabatt bekommt?«

Scarpetta nahm ihm den Hörer ab.

»Hacken Sie nicht immer auf Jack rum«, sagte sie zu Bryce. »Ich glaube, er ist wieder auf Steroiden und deshalb ständig so gereizt.«

Scarpetta drehte Bryce und den anderen den Rücken zu. »Was gibt's?«, fragte sie Benton.

Sie hatten schon bei Tagesanbruch miteinander gesprochen. Dass er sie wenige Stunden später noch einmal im Autopsiesaal anrief, verhieß nichts Gutes.

»Ich fürchte, wir haben hier ein Problem«, erwiderte er. Das hatte er bereits letzte Nacht gesagt, als sie ihn traf, nachdem sie vom Tatort, an dem die Tufts-Studentin umgebracht wurde, zurückgekehrt war. Benton war auf dem Weg zum Logan Airport, um die letzte Maschine noch zu erwischen. Die New Yorker Polizei hatte einen schwierigen Fall zu lösen und benötigte seine Hilfe.

»Jaime Berger bittet dich ebenfalls herzukommen«, fügte er hinzu.

Wie immer, wenn Scarpetta diesen Namen hörte, fühlte sie sich beklommen, denn die New Yorker Staatsanwältin erinnerte sie an ein vergangenes Ereignis, das sie lieber vergessen hätte.

»Je schneller, desto besser. Schaffst du den Flug um eins? «, fragte Benton.

Laut Wanduhr war es kurz vor zehn. Scarpetta musste noch die Autopsie abschließen, duschen und sich umziehen. Außerdem wollte sie noch rasch nach Hause. Essen, dachte sie. Hausgemachter Mozzarella, Kichererbsensuppe, Fleischklößchen, Brot. Was sonst noch? Den Ricotta mit frischem Basilikum, den Benton so gern auf der selbstgemachten Pizza aß. All das hatte sie gestern vorbereitet, nicht ahnend, dass sie den Silvesterabend allein verbringen würde. In ihrer New Yorker Wohnung war der Kühlschrank bestimmt leer. Wenn Benton allein war, ließ er sich meist etwas vom Pizzaservice liefern.

»Komm direkt ins Bellevue«, sagte er. »Dein Gepäck kannst du in meinem Büro lassen. Den

Tatortkoffer habe ich schon vorbereitet. «

Ein Messer wurde geschärft; durch das zornig klingende Kratzen konnte Scarpetta Benton kaum verstehen. An der Tür begann die Sirene zu heulen, und die Überwachungskamera zeigte einen Arm in einem dunklen Ärmel, der aus dem Fahrerfenster eines weißen Lieferwagens ragte, während der Mitarbeiter des Transportdienstes auf die Klingel drückte.

»Könnte bitte mal jemand aufmachen?«, überschrie Scarpetta den allgemeinen Lärm.

Im Gefängnistrakt des Bellevue Hospital Center verband ein Headset Benton mit seiner etwa zweihundertzwanzig Kilometer entfernten Frau.

Er erklärte ihr, dass letzte Nacht ein Mann in die forensische Psychiatrie eingeliefert worden sei. »Berger möchte, dass du dir seine Verletzungen ansiehst«, fügte er hinzu.

»Was wirft man ihm vor?«, erkundigte sich Scarpetta.

Im Hintergrund konnte Benton Stimmengewirr und die Geräusche aus dem Autopsiesaal vernehmen. »Bis jetzt noch nichts«, antwortete er. »Letzte Nacht gab es einen Mord. Einen sehr ungewöhnlichen.«

Er scrollte durch die flimmernden Zeilen auf seinem Computermonitor.

»Heißt das etwa, die Untersuchung wurde nicht gerichtlich angeordnet? «

»Noch nicht. Aber jemand muss ihn sich sofort ansehen.« »Das hätte längst geschehen sollen. Und zwar gleich bei der Einlieferung. Falls es anhaftende Spuren gab, sind die inzwischen vermutlich zerstört oder verloren gegangen.«

Benton starrte auf den Monitor und fragte sich, wie er es ihr am besten beibringen sollte. An ihrem Tonfall erkannte er, dass sie noch ahnungslos war, und er hoffte inständig, sie würde es nicht von jemand anderem erfahren. Wehe, wenn ihre Nichte Lucy Farinelli sich nicht an seine Anweisung hielt, die Sache ihm zu überlassen. Was nicht bedeutete, dass er sich bisher sehr geschickt angestellt hatte.

Bei ihrem Telefonat vor wenigen Minuten hatte Jaime Berger sehr professionell geklungen, woraus er schloss, dass sie diese üble Website im Internet ebenfalls nicht kannte. Er war nicht sicher, warum er die Gelegenheit nicht genutzt hatte, es ihr endlich zu sagen. Inzwischen bereute er es, so lange geschwiegen zu haben. Er hätte Berger längst reinen Wein einschenken müssen, und zwar schon vor einem knappen halben Jahr.

»Seine Verletzungen sind nur oberflächlich«, meinte Benton zu Scarpetta. »Er sitzt in einer Einzelzelle, spricht nicht und will mit niemandem reden, außer mit dir. Berger möchte verhindern, dass jemand Druck auf ihn ausübt, und hat deshalb beschlossen, mit der Untersuchung zu warten, bis du hier bist. Und da er so darauf besteht … «

»Seit wann tanzen wir nach der Pfeife von Gefangenen?« »PR, politische Gründe. Außerdem ist er kein Gefangener. Niemand in dieser Abteilung gilt nach seiner Aufnahme als Gefangener. Es sind Patienten.« Benton bemerkte selbst, wie angespannt er klang, anders als sonst. »Wie ich bereits sagte, wird ihm bisher kein Verbrechen zur Last gelegt. Es gibt keinen Haftbefehl. Es handelt sich eher um eine freiwillige Einweisung. Wir können ihn also nicht die vorgeschriebenen zweiundsiebzig Stunden hier behalten, weil er keine Einverständniserklärung unterschrieben hat. Er wird keiner Straftat beschuldigt, zumindest noch nicht. Vielleicht ändert sich das ja, nachdem du ihn untersucht hast. Aber im Moment steht es ihm jederzeit frei zu gehen.«

»Du erwartest also, dass ich etwas finde, das der Polizei einen plausiblen Grund gibt, ihn des Mordes anzuklagen? Und was bedeutet es, dass er nicht unterschrieben hat? Noch mal von vorn. Der Patient hat sich selbst in den Gefängnistrakt eingewiesen, und zwar unter der Bedingung, dass er verschwinden kann, wann er will?«

»Ich erkläre dir alles, wenn wir uns sehen. Außerdem verlange ich nicht von dir, dass du

etwas findest. Du weißt doch, keine Erwartungen, Kay. Ich bitte dich nur zu kommen, weil die Situation ausgesprochen heikel ist und weil Berger sehr viel daran liegt.«
»Obwohl er bei meiner Ankunft schon fort sein könnte.« Benton konnte sich denken, welche Frage ihr auf der Zunge lag. Er verhielt sich nämlich ganz und gar nicht wie der gelassene, durch nichts aus der Ruhe zu bringende forensische Psychologe, den sie nun schon seit zwanzig Jahren kannte.
»Er wird warten, bis du hier bist«, erwiderte Benton.
»Ich verstehe nicht, was er überhaupt dort will.« Scarpetta ließ nicht locker.
»Das wissen wir auch nicht so genau. Kurz zusammengefasst, hat er darauf bestanden, ins Bellevue gebracht zu werden, als die Polizei am Tatort eintraf.«
»Wie heißt er eigentlich?«
»Oscar Bane. Außerdem hat er gefordert, dass nur ich allein die psychologische Untersuchung durchführen darf. Also riefen sie mich an, und ich bin, wie du ja weißt, sofort nach New York geflogen. Er hat Angst vor Ärzten. Bekommt Panikattacken.« »Woher weiß er, wer du bist?« »Weil er weiß, wer du bist.« »Er weiß, wer ich bin?«
»Die Polizei hat seine Kleidung sichergestellt. Aber er beharrt darauf, dass nur du die Spuren an seinem Körper - und ich betone noch einmal, dass kein Haftbefehl vorliegt - abnehmen darfst. Wir haben gehofft, er würde sich beruhigen und sich von einem Arzt vor Ort untersuchen lassen. Doch da ist nichts zu wollen. Er wird nur immer sturer. Angeblich hat er eine Todesangst vor Ärzten und außerdem Odynephobie und Dishabiliophobie.«
»Er hat Angst vor Schmerzen und davor, seine Kleider auszuziehen?«
»Und Caligynephobie, Angst vor schönen Frauen.«
»Aha. Deshalb fühlt er sich in meiner Gegenwart so sicher.«
»Das sollte ein Scherz sein. Er findet dich sehr attraktiv und fürchtet sich eindeutig nicht vor dir. Allerdings ist mir gar nicht wohl bei der Sache.«
Das traf den Kern des Problems. Benton steckte in einem Dilemma und hätte am liebsten verhindert, dass Scarpetta auch nur einen Fuß nach New York setzte.
»Ich verstehe es immer noch nicht ganz. Jaime Berger möchte also, dass ich in einem Schneesturm nach New York fliege und einen Patienten im Gefängnistrakt des Bellevue untersuche, der nicht unter Anklage steht ... «
»Falls du in Boston starten kannst. Hier ist das Wetter schön. Nur kalt.« Benton blickte aus dem Fenster und sah nichts als Grau.
»Dann lass mich jetzt mit dem Sergeant weitermachen, der im Irak getötet wurde, es aber erst gemerkt hat, als er wieder zu Hause war. Wir sehen uns am Nachmittag«, erwiderte sie. »Guten Flug. Ich liebe dich.«
Benton legte auf und scrollte erneut durch die Website vor seinen Augen. Er las den Text ein ums andere Mal, so als würden diese anonym ins Internet gesetzten Verleumdungen durch die Wiederholung weniger widerwärtig, bösartig und abstoßend. »Was können Worte mir schon anhaben?«, lautete Scarpettas Motto. Das mochte vielleicht auf so manchen Zeitungsartikel über Scarpetta zutreffen. Doch dies hier war etwas anderes. Was für ein Ungeheuer schrieb nur so etwas? Woher hatte dieser Mensch die Informationen?
Benton griff zum Telefon.
Auf der Fahrt zum Logan International Airport hörte Scarpetta Bryce nur mit halbem Ohr zu. Seit er sie zu Hause abgeholt hatte, redete er wie ein Wasserfall.
Vor allem beklagte er sich über Jack Fielding und erinnerte sie zum wiederholten Mal daran, ein Mensch, der in die Vergangenheit zurückkehre, sei wie ein Hund, der an seinem eigenen Erbrochenen schnuppere. Oder wie Lots Weib, das sich umgedreht habe und deshalb zur

Salzsäule erstarrt sei. Bryces Vorrat an Gleichnissen aus der Bibel war ärgerlicherweise unerschöpflich. Was allerdings weniger daran lag, dass er religiös gewesen wäre - vorausgesetzt, dass er überhaupt an etwas glaubte. Es handelte sich um Perlen der Weisheit aus einer Seminararbeit mit dem Thema »Die Bibel als Literaturform«, die er vor Jahren auf dem College verfasst hatte.

Ihr Verwaltungsmann wollte darauf hinaus, dass man keine Personen aus der eigenen Vergangenheit als Angestellte beschäftigen sollte. Und Fielding war ein Mensch aus Scarpettas Vergangenheit. Er hatte seine Probleme, aber wer hatte die nicht? Als Scarpetta ihren neuen Posten antrat und einen Stellvertreter suchte, hatte sie sich gefragt, was Fielding wohl inzwischen so trieb. Schließlich spürte sie ihn auf und fand heraus, dass es nicht besonders viel war.

Bentons Reaktion auf diese Personalentscheidung war damals ungewöhnlich neutral, ja, sogar gönnerhaft ausgefallen, was Scarpetta inzwischen einleuchtete. Seiner Meinung nach war sie auf der Suche nach Beständigkeit. Viele Menschen blickten zurück anstatt nach vorn, wenn sie sich von einer Veränderung überfordert fühlten. Also sei es seiner Ansicht nach nur folgerichtig, dass sie jemanden einstellte, den sie schon seit den Anfangstagen ihrer beruflichen Laufbahn kannte. Allerdings hatte er hinzugefügt, man müsse darauf achten, die Vergangenheit nicht aus einem Sicherheitsbedürfnis heraus zu verklären.

Es war Bentons ausweichende Haltung, die sie verunsicherte. Er vermied es partout, ihr die längst überfällige Frage, wie sie das Zusammenleben mit ihm empfand, zu stellen, obwohl es immer noch genauso chaotisch und widersprüchlich verlief wie früher. Seit ihre Beziehung vor fünfzehn Jahren mit einem Seitensprung begonnen hatte, hatten sie erst im vergangenen Sommer die Erfahrung gemacht, was es hieß, den Alltag gemeinsam zu meistern. Es war eine schlichte Trauung hinter Scarpettas Kutschhaus in Charleston, South Carolina, gewesen, wo sie sich eine Privatpraxis eingerichtet hatte, die sie kurze Zeit darauf wieder schließen musste.

Danach waren sie nach Belmont, Massachusetts, gezogen, um in der Nähe des McLean Hospital, der psychiatrischen Klinik, in der Benton arbeitete, zu wohnen. Scarpetta hatte unterdessen eine Stelle als Chief Medical Examiner des Commonwealth Northern District mit Sitz in Watertown angenommen. Weil es nicht weit nach New York war, hatten sie die Gelegenheit genutzt, hin und wieder als Gastdozenten am lohn Jay College of Criminal Justice zu lehren, eine Aufgabe, die auch die kostenlose Beratung der New Yorker Polizei, des dortigen Gerichtsmedizinischen Instituts und der forensischen Psychiatrie des Bellevue Hospital einschloss.

» … Ich weiß, dass Sie sich nicht für solche Sachen interessieren, und vielleicht ist es ja auch nicht so wichtig, aber ich sage es Ihnen trotzdem, auch auf die Gefahr hin, dass Sie dann sauer auf mich sind.« Bryces Stimme riss Scarpetta aus ihren Grübeleien.

»Wofür soll ich mich nicht interessieren?«, fragte sie. »Ach, schon gut. Ich führe gern Selbstgespräche.« »Tut mir leid. Könnten Sie noch mal zurückspulen?«

»Ich habe nach der Dienstbesprechung den Mund gehalten, weil ich Sie in dem Durcheinander heute Morgen nicht ablenken wollte. Ich dachte, ich warte, bis wir fertig sind, und rede dann unter vier Augen in aller Ruhe mit Ihnen. Vermutlich hat es ohnehin noch keiner gelesen. Als ob lack heute nicht schon schlecht genug drauf gewesen wäre. Natürlich ist er immer schlecht drauf, wahrscheinlich auch der Grund, warum er an Ekzemen und Schuppenflechte leidet. Haben Sie übrigens die verkrustete Stelle hinter seinem Ohr gesehen? Weihnachten im Familienkreis. Wirkt Wunder für die Nerven.«

»Wie viel Kaffee haben Sie heute getrunken?«

»Warum bin immer ich der Sündenbock? Der Überbringer der schlechten Nachricht wird

hingerichtet. Sie blenden mich aus, bis das, was ich Ihnen mitteilen möchte, die kritische Masse überschreitet. Und dann, kawumm, bin ich der Bösewicht mit der Hiobsbotschaft. Geben Sie mir bitte Bescheid, falls Sie länger als eine Nacht in New York bleiben, damit ich den Dienstplan ändern kann. Soll ich ein paar Termine mit dem Trainer verabreden, den Sie so mögen? Wie heißt er noch mal?«

Bryce legte nachdenklich den Finger an die Lippen.

»Kit«, beantwortete er seine eigene Frage. »Wenn Sie mich eines Tages als Ihren Diener Freitag nach New York beordern, kann er sich auch einmal mit meinen Fettpölsterchen beschäftigen. «

Er kniff sich in die Taille.

»Allerdings habe ich gehört, dass nur noch Fettabsaugen hilft, wenn man die dreißig erst mal überschritten hat«, fügte er hinzu. »Zeit für das Wahrheitsserum?«

Er warf ihr einen Seitenblick zu. Seine Hände fuchtelten in der Luft herum, als wären sie eigenständige Lebewesen.

»Ich habe mich im Internet über ihn schlau gemacht«, gab er zu. »Und es wundert mich, dass Benton ihn überhaupt in Ihre Nähe lässt. Er erinnert mich an diesen Typen in Queer as Folk. Den Football-Star. Fuhr einen Hummer und gebärdete sich als Schwulenhasser, bis er sich mit Emmett zusammengetan hat, von dem alle sagen, dass er genauso aussieht wie ich. Vielleicht war es auch umgekehrt, denn schließlich ist er ja der Promi Aber Sie schauen sich die Sendung wahrscheinlich sowieso nicht an.«

»Weswegen sollte ich den Überbringer der Botschaft denn hinrichten?«, fragte Scarpetta. »Außerdem wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie wenigstens eine Hand am Steuer hätten. Immerhin fahren wir durch einen Schneesturm. Wie viele Becher haben Sie sich heute Morgen bei Starbucks geholt? Ich habe zwei große auf Ihrem Schreibtisch gesehen. Erinnern Sie sich an unser Gespräch über Koffein? Es ist eine suchterzeugende Droge.«

»Es geht in dem ganzen verdammten Artikel nur um Sie«, beklagte sich Bryce weiter. »Und das ist wirklich sonderbar. Normalerweise werden in der Kolumne nämlich mehrere Promis auf einmal ab gewatscht. Dieser Schmierfink, wer immer er auch sein mag, schleicht undercover durch die Stadt und versucht so viele Berühmtheiten abzuschießen, wie er erwischen kann. Letzte Woche war es Bürgermeister Bloomberg und, äh, wie heißt sie noch mal? Das Model, das immer wieder verhaftet wird, weil es seine Mitmenschen mit Gegenständen bewirft. Tja, diesmal ist sie selbst rausgeflogen, und zwar aus dem Elaine's, weil sie Charlie Rose gegenüber eine unanständige Bemerkung gemacht hat. Nein, Moment mal, war das vielleicht Barbara Walters?«

Der Schnee erinnerte an einen weißen Mückenschwarm, der gegen die Windschutzscheibe prasselte. Die sich hypnotisierend hin und her bewegenden Scheibenwischer waren machtlos dagegen. Es herrschte zwar zähfließender Verkehr, aber sie kamen voran. Nur noch wenige Minuten bis zum Flughafen.

»Bryce?«, sagte Scarpetta in dem drohenden Tonfall, den sie immer anschlug, wenn er endlich den Mund halten und ihre Frage beantworten sollte. »Worum geht es?«

»Diese widerliche Klatschkolumne im Internet. Gotham Gotcha.«

Scarpetta hatte in New York Werbung dafür auf Bussen und Taxis gesehen. Der anonyme Verfasser war als böswillig verschrien. Die ganze Stadt rätselte, wer wohl dahinter stecken mochte. Ein Niemand oder ein Journalist mit Pulitzer-Preis, der einen Heidenspaß daran hatte, sich als Giftspritze etwas dazuzuverdienen?

»Wirklich gemein«, fuhr Bryce fort. »Klar, ich weiß, dass das Sinn und Zweck der Übung ist, aber diesmal geht es unter die Gürtellinie. Nicht, dass ich mir sonst solchen Schund anschauen

würde. Doch ich gebe Ihren Namen immer mal wieder bei Google ein, und das springt jetzt als Erstes raus. Das Foto ist das Schlimmste daran. Es ist wirklich nicht sehr schmeichelhaft. «

2

Benton lehnte sich in seinem Schreibtischstuhl zurück und betrachtete im fahlen Winterlicht die hässliche Backsteinmauer.

»Du hörst dich an, als wärst du erkältet«, sagte er ins Telefon.

»Ich bin heute nicht ganz auf dem Damm. Deshalb habe ich mich auch nicht schon früher bei dir gemeldet. Frag mich nicht, was wir gestern getan haben, um das zu verdienen. Gerald will gar nicht mehr raus aus dem Bett. Und das meine ich nicht im positiven Sinne«, antwortete Dr. Thomas.

Dr. Thomas war eine Kollegin aus dem McLean und Bentons Psychiaterin. Daran war nichts Ungewöhnliches. Wie Dr. Thomas, die in einem Bergwerksstädtchen im westlichen Virginia aufgewachsen war, zu sagen pflegte, gab es in Krankenhäusern nicht weniger Inzucht als unter den Hinterwäldlern in der Provinz. Die Ärzte behandelten sich gegenseitig und ihre Familien und Freunde. Sie verordneten einander und ihren Familien und Freunden Medikamente. Sie gingen miteinander ins Bett - wenn auch hoffentlich nicht mit ihren Familien und Freunden. Hin und wieder heirateten sie sogar. Dr. Thomas hatte den Radiologen aus dem McLean Hospital geehelicht, der Scarpettas Nichte Lucy in dem Labor für Magnetresonanz-Computertomographie untersucht hatte, in dessen Flügel sich auch Bentons Büro befand. Dr. Thomas wusste deshalb ziemlich genau, was Benton so trieb. Sie war die Erste, die ihm eingefallen war, als er vor einigen Monaten erkannt hatte, dass er mit jemandem sprechen musste.

»Hast du die Links schon geöffnet, die ich dir gemailt habe?«, erkundigte sich Benton.

»Ja, und meine Frage lautet, um wen du dir größere Sorgen machst. Ich glaube, die Antwort ist: um dich selbst. Was meinst du?«

»Ich fürchte, das wäre ausgesprochen egoistisch von mir«, erwiderte Benton.

»Es ist ganz normal, dass du dich wie ein Hahnrei fühlst«, entgegnete sie.

»Ich hatte ganz vergessen, dass du im früheren Leben Shakespeare-Darstellerin warst«, gab Benton zurück. »Den Begriff Hahnrei habe ich schon lange nicht mehr gehört. Aber damit liegst du falsch. Kay ist nicht einem anderen Mann in die Arme gesunken, sondern es war Gewalt im Spiel. Wenn ich mich betrogen hätte fühlen sollen, dann damals, als es passiert ist. Aber ich habe mir viel zu große Sorgen um sie gemacht.«

»Ich möchte nur anmerken, dass es damals ohne Zeugen geschehen ist«, wandte Dr. Thomas ein. »Vielleicht wird es realer, bedrohlicher, wenn alle davon erfahren? Hast du ihr erzählt, was im Internet im Umlauf ist? Oder hat sie es schon selbst gesehen?«

»Ich habe nichts gesagt, und gesehen hat sie es sicher nicht.

Dann hätte sie mich bestimmt angerufen, um mich zu warnen. So ist sie nämlich.«

»Warum hast du es ihr verschwiegen?«

»Es war der falsche Zeitpunkt«, entgegnete Benton. »Für dich oder für sie?«

»Sie war gerade im Autopsiesaal«, erklärte Benton. »Ich wollte es ihr unter vier Augen mitteilen.«

»Lass uns alles noch einmal durchgehen, Benton. Du hast, wie ich annehme, bei Tagesanbruch mit ihr telefoniert. Das tut ihr doch immer, wenn ihr getrennt seid.«

»Ja, sehr früh heute Morgen.«

»Und als du heute Morgen mit ihr gesprochen hast, kanntest du die Internetseite bereits, weil Lucy dich angerufen hatte, oder?«, sagte Dr. Thomas. »Und zwar um ein Uhr nachts, da deine

hypomanische angeheiratete Nichte akustische Warnsignale in ihren Computer einprogrammiert hat, die sie aufwecken wie einen Feuerwehrmann auf Bereitschaft, sobald eine ihrer Suchmaschinen etwas Wichtiges im Netz findet.«

Dr. Thomas scherzte nicht. Lucys Rechner gaben tatsächlich Alarmsignale von sich, wenn eine Suchmaschine auf etwas Wissenswertes stieß.

»Offen gestanden war es um Mitternacht. Als das verdammte Ding ins Netz gestellt wurde«, erwiderte er.

»Aber sie hat Kay nicht informiert.«

»Zum Glück nicht. Und sie hat sofort eingelenkt, als ich sagte, ich würde das erledigen.«

»Was du nicht getan hast«, wandte Dr. Thomas ein. »Also wieder zurück zum Anfang. Du hast heute Morgen mit Kay telefoniert, und zwar zu einem Zeitpunkt, als du schon seit mehreren Stunden über die Website Bescheid wusstest. Und dennoch hast du geschwiegen. Ich glaube, dir geht es nicht darum, es ihr persönlich zu sagen. Und deshalb ist die Wahrscheinlichkeit leider groß, dass sie es von jemand anderem erfährt - wenn es nicht sogar schon geschehen ist.«

Benton atmete tief und ruhig durch. Dann presste er die Lippen zusammen und fragte sich, wann genau sein Selbstvertrauen nachgelassen hatte, die Fähigkeit, seine Umwelt zu deuten und sich dementsprechend zu verhalten. Denn bisher hatte er das Talent besessen, sein Gegenüber auf den ersten Blick oder nach wenigen Worten einzuschätzen. Scarpetta nannte das seinen Partytrick. Er lernte jemanden kennen, schnappte ein paar Gesprächsfetzen auf, und schon war er im Bilde. Es kam nur selten vor, dass er sich irrte.

Diesmal jedoch war ihm die Gefahr vor der eigenen Tür völlig entgangen, und er verstand noch immer nicht, wie er nur so begriffsstutzig hatte sein können. Jahrelang hatte er miterlebt, wie sich Wut und Enttäuschung in Pete Marino aufstauten. Er hatte genau gewusst, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis Marinos Selbsthass und Zorn überkochten. Doch Benton hatte es nie wirklich ernst genommen, Marino unterschätzt und völlig vergessen, dass der Mann auch einen Schwanz hatte - bevor dieser zu einer Waffe geworden war.

Rückblickend betrachtet ergab das alles keinen Sinn.

Schließlich waren Marinos aufgesetzter Machismo und seine Stimmungsschwankungen nicht zu übersehen gewesen, und Benton verdiente immerhin seine Brötchen mit Leuten dieses Kalibers. Sexuelle Gewalt, ganz gleich, was auch immer der Auslöser dafür sein mochte, garantierte, dass ein forensischer Psychologe nie arbeitslos wurde.

»Ich kriege Mordgelüste, wenn ich an ihn denke«, gestand Benton Dr. Thomas. »Natürlich würde ich ihn nie umbringen. Es sind nur Phantasien. Überhaupt grüble ich in letzter Zeit eine Menge. Ich habe lange geglaubt, ich hätte ihm verziehen, und war wirklich stolz auf mich, weil ich die Situation so souverän gemeistert habe. Wo wäre er jetzt ohne mich? Ich habe viel für ihn getan, und jetzt würde ich ihn am liebsten umbringen. Lucy geht es nicht anders. Heute Morgen an den Vorfall erinnert zu werden hat die Sache nicht besser gemacht. Und jetzt weiß die ganze Welt Bescheid. Es ist, als wäre es ein zweites Mal geschehen.«

»Vielleicht empfindest du es erst jetzt als real.«

»Oh, als real habe ich es immer empfunden«, widersprach Benton.

»Aber es ist etwas anderes, wenn man es im Internet sieht und weiß, dass eine Million Leute sich dieselben Bilder anschauen. Es gibt der Wirklichkeit eine andere Dimension. Endlich zeigst du Emotionen. Davor hast du nur deinen Verstand benutzt und den Vorfall rational verarbeitet, um dich selbst zu schützen. Ich denke, das ist ein Durchbruch, Benton. Allerdings ein nicht sehr angenehmer. Tut mir leid.«

»Er weiß nicht, dass Lucy in New York ist. Wenn er ihr über den Weg läuft … « Benton

unterbrach sich. »Nein, sie würde ihn niemals töten, denn diese Phase hat sie hinter sich. Schon lange. Sie würde ihm nichts tun, glaub mir.«

Benton beobachtete, wie der graue Himmel den roten Farbton der alten Backsteinmauer vor seinem Fenster leicht verdunkelte. Als er sich in seinem Stuhl umdrehte und am Kinn kratzte, stieg ihm sein eigener männlicher Geruch in die Nase, und er spürte die Bartstoppeln, die für Scarpetta wie Sand aussahen. Er war schon die ganze Nacht auf den Beinen und hatte das Krankenhaus nicht verlassen. Er musste dringend duschen, sich rasieren, etwas essen und dann schlafen.

»Der einzige Mensch, der nie Mordgelüste gegen Marino gehegt hat, ist Kay. Sie sucht die Schuld immer noch bei sich, was mich wütend macht. Unbeschreiblich wütend. Also weiche ich dem Thema aus, was wahrscheinlich auch der Grund ist, warum ich geschwiegen habe. Und die ganze gottverdammte Welt kann es jetzt im Internet lesen.« Er ballte seine rechte Hand zu einer Faust, und nach einem Moment der Stille setzte er erschöpft hinzu: »Ich bin müde. Ich habe mir die ganze Nacht wegen eines Menschen um die Ohren geschlagen, von dem ich dir nichts erzählen darf, der uns aber noch eine Menge Probleme machen wird.«

Er hörte auf, aus dem Fenster zu schauen, und starrte ins Leere.

»Jetzt kommen wir allmählich weiter«, meinte Dr. Thomas. »Ich habe mich schon gefragt, wann du endlich aufhörst, dich wie ein Heiliger zu gebärden. Du bist nämlich stinksauer, und ein Heiliger bist du erst recht nicht.« »Stinksauer, ja, das trifft es, ich bin stinksauer.« »Auf sie.«

»Ja, stimmt«, erwiderte Benton, und es machte ihm Angst, das zuzugeben. »Ich weiß, dass es ungerecht ist. Mein Gott, schließlich ist sie es, die verletzt wurde. Ihr halbes Leben hat sie mit ihm zusammengearbeitet. Warum also sollte sie ihn nicht hereinlassen, als er betrunken und völlig verzweifelt war? Immerhin waren sie befreundet. Selbst wenn sie gewusst hätte, was er für sie empfand, war es nicht ihre Schuld.«

»Er hat sie seit ihrer ersten Begegnung sexuell begehrt«, stellte Dr. Thomas fest. »So wie du auch. Er hat sich in sie verliebt. Genau wie du. Ich bin neugierig, wer sich zuerst in sie verliebt hat. Ihr habt euch doch ungefähr um dieselbe Zeit kennen gelernt. Das muss 1990 gewesen sein, oder?«

»Dass er sie begehrt hat, nun, das ging schon seit einer geraumen Weile so. Seine Gefühle und der Umstand, dass sie ihnen immer ausgewichen ist und sich so große Mühe gegeben hat, ihn nicht zu kränken. Ich kann hier sitzen und daran herumanalysieren, so lange ich will. Aber was bringt das?«

Wieder blickte Benton aus dem Fenster und sprach mit der Backsteinmauer.

»Sie konnte sich nicht anders verhalten«, fuhr er fort. »Was er ihr angetan hat, war absolut nicht ihre Schuld. Eigentlich auch nicht seine. In nüchternem Zustand hätte er so etwas nie getan. Niemals.«

»Du klingst, als wärst du dir deiner Sache sicher«, erwiderte Dr. Thomas.

Benton wandte sich vom Fenster ab und betrachtete seinen Computerbildschirm. Dann drehte er sich wieder zum Fenster um, als könnte der stahlgraue Himmel ihm eine Botschaft vermitteln. Er entfernte die Büroklammer von einem Zeitschriftenartikel, den er gerade überarbeitete, und stieß die Seiten zornig auf.

»Wie konnte ausgerechnet ich so unvernünftig sein?«, fragte er. »So realitätsfern? Denn genau das war ich. Vom ersten Tag an. Und jetzt muss ich dafür büßen.«

»Meinst du, du musst dafür büßen, weil nun andere Leute wissen, was dein Freund Pete Marino mit ihr gemacht hat?« »Er ist nicht mein Freund.«

»Ich dachte, er wäre es. Und ich bin davon ausgegangen, dass du ihn auch für einen Freund gehalten hast«, wandte Dr. Thomas ein.

»Wir sind nie zusammen einen trinken gegangen. Wir haben keine gemeinsamen Interessen. Bowling, Angeln, Motorräder, Football im Fernsehen, Bier. Okay, kein Bier mehr. Das ist Marinos Lebensinhalt. Nicht meiner. Wenn ich mich recht entsinne, bin ich kein einziges Mal allein mit ihm in einem Restaurant gewesen. In all den zwanzig Jahren nicht. Wir haben keine Gemeinsamkeiten und werden auch nie welche haben.«

»Er stammt also nicht aus einer alteingesessenen, einflussreichen Neuengland-Familie? Er hat nicht studiert? Er war nie Profiler beim FBI? Er gehörte nicht der Medizinischen Fakultät von Harvard an? Ist es das, was du meinst?«

»Ich möchte nicht dünkelhaft sein«, erwiderte Benton.

»Es sieht ganz danach aus, als ob eure Gemeinsamkeit Kay hieße.«

»Nicht auf diese Weise. So weit ist es nie gekommen«, entgegnete Benton.

»Wie weit hätte es denn kommen sollen?«

»Sie hat mir gesagt, er wäre nicht bis zum Äußersten gegangen, sondern hätte andere Sachen mit ihr gemacht. Als sie sich endlich vor mir auszog, habe ich die Spuren gesehen. Ein oder zwei Tage lang hat sie sich in Ausreden geflüchtet. Sie hat mich angelogen. Dabei wusste ich genau, dass ihr nicht der verdammte Kofferraumdeckel auf die Handgelenke gefallen ist.«

Benton erinnerte sich an die Blutergüsse, so dunkel wie Gewitterwolken und genau in der Form, als hätte ihr jemand die Hände hinter dem Rücken fest gehalten und sie an die Wand gedrückt. Als Benton schließlich ihre Brüste zu Gesicht bekam, war sie ihm die Erklärung schuldig geblieben. Noch nie hatte ihr jemand so etwas angetan. Er selbst kannte so einen Anblick nur von den Fällen, die er bearbeitete. Als er auf dem Bett saß und sie betrachtete, hatte er sich gefühlt, als hätte ein wahnsinniges Ungeheuer die Flügel einer Taube geknickt oder die zarte Haut eines Kindes verletzt. Als hätte Marino versucht, sie zu verschlingen.

»Hast du ihn je als Rivalen empfunden?« Dr. Thomas' Stimme klang weit entfernt, während Benton Wunden vor Augen hatte, an die er sich lieber nicht erinnern wollte.

»Das Schlimme ist, dass ich, was ihn angeht, eigentlich gar nichts empfunden habe«, hörte er sich sagen.

»Er hat mehr Zeit mit Kay verbracht als du«, wandte Dr. Thomas ein. »Manche Menschen könnten das als Konkurrenz sehen. Oder sogar als Bedrohung.«

»Kay hat sich nie von ihm angezogen gefühlt. Und wenn er der letzte Mensch auf dem Planeten gewesen wäre.«

»Vermutlich würden wir die Antwort erst bekommen, wenn die beiden wirklich die letzten Menschen auf dem Planeten wären, und das hieße, dass du und ich es dann auch nicht wüssten.«

»Ich hätte besser auf sie aufpassen müssen«, sagte Benton. »Menschen zu beschützen ist mein Job. Die, die ich liebe, mich selbst oder auch wildfremde Leute. Es spielt keine Rolle. Darin bin ich Fachmann, ansonsten wäre ich schon längst tot. Und viele andere ebenfalls.«

» Ja, Mr. Bond, aber du warst an diesem Abend nicht zu Hause, sondern hier.«

Dr. Thomas hätte ihm genauso gut einen Magenschwinger verpassen können. Benton schwieg. Stattdessen bog er die Büroklammer vor und zurück, bis sie zerbrach.

» Machst du dir Vorwürfe, Benton ?«

»Das hatten wir doch schon mal. Außerdem habe ich die ganze Nacht nicht geschlafen«, antwortete er. »Ich bin einfach müde.«

»Ja, wir haben die verschiedensten Umstände und Möglichkeiten durchgesprochen. Zum Beispiel, dass du nicht dazu stehst, wie sehr du dich von dem, was Marino Kay angetan hat, persönlich beleidigt fühlst. Übrigens hast du sie anschließend sehr schnell geheiratet. Vielleicht zu schnell? Weil du glaubtest, alles zusammenhalten zu müssen, nachdem du sie nicht

beschützt und die Tat nicht verhindert hattest? Eigentlich unterscheidet es sich nicht groß von deiner Herangehensweise an Kriminalfalle. Du übernimmst die Ermittlungen, organisierst sie, kümmerst dich auch ums kleinste Detail und lässt das Problem sicherheitshalber nicht an dich heran. Allerdings gelten diese Regeln nicht in unserem Privatleben. Du hast mir gerade gesagt, dass du Mordgedanken gegen Marino hegst. In unseren letzten Gesprächen haben wir das erörtert, was du als dein sexuelles Verhältnis zu Kay bezeichnest, auch wenn sie nicht unbedingt etwas davon bemerkt. Ist das noch immer so? Weiß sie noch immer nicht, dass du andere Frauen auf eine Weise wahrnimmst, die dich beunruhigt? Hat sich daran etwas geändert?«
»Es ist doch wohl normal, dass Männer sich von anderen Frauen angezogen fühlen.« »Nur bei Männern?«, spöttelte Dr. Thomas. »Du weißt genau, was ich meine.«
»Und wovon fühlt Kay sich angezogen?«
»Ich versuche, ihr ein guter Ehemann zu sein«, antwortete Benton. »Ich liebe sie. Ich bin in sie verliebt.«
»Machst du dir Sorgen, du könntest eine Affäre anfangen und sie betrügen?«
»Nein, ganz und gar nicht. Das würde ich niemals tun.« »Nein. Niemals. Du hast Connie betrogen und sie wegen Kay verlassen. Aber das ist ja schon lange her.«
»Ich habe noch nie jemanden so geliebt wie Kay« , erwiderte Benton. »Ich könnte mir das nie verzeihen.« »Meine Frage war, ob du dir selbst vertraust.« »Ich weiß nicht.«
»Und vertraust du ihr? Sie ist sehr attraktiv und hat wegen ihrer Auftritte bei CNN inzwischen sicher eine Menge Fans. Eine einflussreiche und gutaussehende Frau, die nur auszuwählen bräuchte. Was ist mit ihrem Trainer? Du hast selbst gesagt, du könntest den Gedanken nicht ertragen, dass er sie anfasst.«
»Ich bin froh, dass sie auf ihre Figur achtet, und dafür eignet sich ein Trainer ausgezeichnet. Er verhindert, dass Menschen sich beim Sport verletzen, insbesondere, wenn sie noch nie mit Gewichten gearbeitet haben und keine zwanzig mehr sind.«
»Er heißt Kit, richtig?«
Benton konnte Kit nicht ausstehen. Er fand immer eine Ausrede, den Fitnessraum in ihrem Apartmenthaus nicht zu benutzen, wenn Scarpetta dort mit Kit trainierte.
»Tatsache ist«, fuhr Dr. Thomas fort, »dass es nichts an Kays Verhalten ändern wird, ob du ihr vertraust oder nicht. Die Entscheidung liegt bei ihr, nicht bei dir. Mich interessiert eher, ob du dir selbst vertraust.«
»Ich weiß nicht, warum du ständig darauf herumhackst«, protestierte Benton.
»Seit deiner Hochzeit hat sich dein Sexualverhalten verändert. Das hast du mir wenigstens bei unserem ersten Gespräch erzählt. Du suchst Ausflüchte, nicht mit ihr zu schlafen, wenn die Gelegenheit dafür günstig wäre, und würdest es gern tun - ich zitiere -, wenn es gerade gar nicht passt. Ich wiederhole nur deine Worte. Trifft das noch zu?« »Wahrscheinlich schon«, antwortete Benton. »Das ist eine Form von Rache.«
»Ich räche mich nicht für Marino. Mein Gott, sie hat doch nichts falsch gemacht.« Benton bemühte sich, sich seinen Zorn nicht anmerken zu lassen.
»Nein«, entgegnete Dr. Thomas. »Ich denke, du rächst dich eher dafür, dass sie deine Frau ist. Du willst nämlich gar keine Frau. Das wolltest du noch nie, und du hast dich auch nicht in eine Frau verliebt, sondern in die beruflich erfolgreiche Kay Scarpetta.«
»Sie ist Kay Scarpetta und gleichzeitig meine Frau. Und in vielerlei Hinsicht hat sie mehr Einfluss als je zuvor.«
»Mich brauchst du nicht zu überzeugen, Benton.«
Dr. Thomas fasste ihn stets härter an als ihre übrigen Patienten. Sie und Benton verband

etwas, das über das Verhältnis zwischen Therapeut und Patient hinausging. Sie verstanden beide, wie der andere Informationen verarbeitete, und außerdem durchschaute Dr. Thomas Bentons verbale Täuschungsmanöver. Leugnen, Vermeiden oder passive Kommunikation ließ sie ihm nicht durchgehen. Lange Sitzungen, in denen man sich schweigend anstarrte, während der Therapeut wartete, dass der Patient endlich mit der Sprache herausrückte, kamen bei ihm nicht in Frage. Eine Minute Stille, und schon bekam Benton den nächsten Schubs. Genau wie beim letzten Mal: Bist du hier, damit ich deine Hermes-Krawatte bewundere? Oder hast du mir etwas zu sagen? Vielleicht sollten wir beim Thema von letzter Woche weitermachen. Wie geht es denn deiner Libido?

»Wirst du mit Marino reden?«, erkundigte sich Dr. Thomas.

»Vermutlich nicht«, antwortete Benton.

»Nun, offensichtlich gibt es eine Menge Leute, die du lieber anschweigst. Ich möchte dich mit meiner vielleicht abwegigen Theorie bekannt machen, dass wir in gewisser Weise alles mit Absicht tun. Deshalb ist es sehr wichtig, unseren Absichten an die Wurzeln zu gehen, bevor sie Gelegenheit haben, uns zu entwurzeln. Gerald wartet. Wir müssen einiges erledigen. Wir haben heute Abend Gäste zum Essen eingeladen und etwa so viel Lust darauf wie auf ein Loch im Kopf.«

Damit wollte sie ausdrücken, dass es für heute genug war und dass Benton das Gespräch überdenken sollte.

Er stand vom Schreibtisch auf, schlenderte zum Fenster und blickte in den bleigrauen Nachmittag hinaus. Der Krankenhausgarten neunzehn Stockwerke unter ihm war kahl. Der Betonbrunnen trocken.

3

Gotham Gotcha - erwischt im guten alten New York!

Frohes Neujahr an alle!

Ich habe, was euch angeht, gute Vorsätze und will euch im neuen Jahr etwas wirklich Spannendes bieten. Also habe ich gründlich nachgedacht. Ihr kennt doch alle diese Jahresrückblicke, die uns alle Scheußlichkeiten der letzten Monate wieder vor Augen führen, um uns noch einmal damit zu frustrieren. Und jetzt ratet mal, wen ich gerade in meinem Samsung-Fernseher mit Achtundfünfzig-ZollHD-Plasmabildschirm gesehen habe, für den ihr vermutlich einen Mord begehen würdet.

Es war die Königin höchstpersönlich: Dr. Kay Scarpetta, die gerade die Stufen des Gerichtsgebäudes hinaufstieg, um wieder einmal in einem sensationellen Mordfall auszusagen. Und da sie ihren treuen Gefolgsmann Pete Marino im Schlepptau hatte, heißt das, dass die Verhandlung vor etwa sechs oder sieben Monaten stattgefunden haben muss. Wie ihr sicher alle wisst, ist diese bedauernswerte fette Made inzwischen nämlich nicht mehr ihr edler Ritter. Hat ihn jemand in letzter Zeit gesehen? Sitzt er irgendwo in einem kosmischen Gefängnis? (Stellt euch nur vor, wie es sein muss, für eine Diva wie Scarpetta zu arbeiten. Ich würde in diesem Fall Selbstmord begehen, in der Hoffnung, nicht ausgerechnet von ihr obduziert zu werden.)

Aber lasst mich zu ihrem Auftritt vor dem Gerichtsgebäude zurückkommen. Überall Kameras, Journalisten, Möchtegern-Promis und Schaulustige. Sie ist ja schließlich die Expertin, oder? Düst zwischen den Staaten und Italien hin und her, also muss sie ja die Beste sein. Deshalb habe ich mir ein Glas Maker's Mark eingeschenkt, Coldplay lauter gestellt und eine Weile zugehört, wie sie in ihrem pathologischen Fachchinesisch einen Vortrag hielt, den die meisten

von uns sowieso nicht verstehen. Ich bekam nur so viel mit, dass ein kleines Mädchen von oben bis unten vergewaltigt worden war. Sogar in ihrem Ohr wurde Sperma gefunden (dabei dachte ich immer, das passiert nur bei Telefonsex). Außerdem wurde ihr Schädel so lange gegen einen Fliesenboden geschlagen, bis sie durch stumpfe Gewalteinwirkung starb. Und da hatte ich eine Erleuchtung:

Wer zum Teufel ist diese Kay Scarpetta eigentlich?

Was bliebe ohne ihre großspurige Art noch von ihr übrig?

Also habe ich ein bisschen nachgeforscht und Folgendes herausgefunden. Sie ist eine politische Intrigantin. Fallt bloß nicht auf den Unsinn herein, sie sei eine Vorkämpferin für die Gerechtigkeit, die denen, die nicht mehr sprechen können, eine Stimme geben will, eine Ärztin, die fest daran glaubt, dass man niemandem Schaden zufügen darf Tatsache ist jedenfalls, dass Scarpetta unter Größenwahn leidet und CNN eingeredet hat, sie stelle sich aus reiner Nächstenliebe in den Dienst der Gesellschaft, obwohl sie nur ihre eigenen Interessen verfolgt ...

Scarpetta hatte genug gelesen und verstaute ihr BlackBerry in ihrer Handtasche. Sie ärgerte sich über Bryce, der ihr vorgeschlagen hatte, sich diesen Dreck überhaupt anzusehen, und war so wütend auf ihn, als wäre er selbst der Verfasser. Auch auf seine kritischen Anmerkungen zu dem Foto neben der Kolumne hätte sie gern verzichtet. Auf dem BlackBerry war die Abbildung zwar nur sehr klein, vermittelte ihr jedoch einen guten Eindruck davon, was er gemeint hatte, als er das Foto als »wenig schmeichelhaft« bezeichnete.

Sie sah darauf aus wie eine Teufelin in einem blutigen OP-Kittel, mit Gesichtsschutz und einer Einwegmütze, die an eine Duschhaube erinnerte. Ihr Mund war zum Sprechen geöffnet, und ihre blutige Hand schwenkte ein Skalpell, als wollte sie jemandem damit drohen. Der schwarze Gummi-Chronograph an ihrem Handgelenk war ein Geburtstagsgeschenk von Lucy aus dem Jahr 2005. Also musste das Foto innerhalb der letzten dreieinhalb Jahre entstanden sein.

Aber wo?

Scarpetta hatte keine Ahnung. Der Hintergrund war wegretuschiert.

»Vierunddreißig Dollar und zwanzig Cent«, verkündete der Fahrer laut und stoppte abrupt das Taxi.

Scarpetta blickte aus dem Fenster und betrachtete das geschlossene schwarze Eisentor der ehemaligen Psychiatrischen Klinik Bellevue, eines abweisenden, etwa zweihundert Jahre alten Backsteinbaus, der schon seit Jahrzehnten keinen Patienten mehr gesehen hatte. Keine Lichter, keine Autos, niemand da, das Pförtnerhäuschen hinter dem Zaun verwaist.

»Nicht hier«, rief sie durch die Öffnung in der Plexiglasscheibe. »Das ist das falsche Bellevue.«

Sie wiederholte die Adresse, die sie dem Fahrer am LaGuardia-Flughafen gegeben hatte. Doch je mehr sie erklärte, desto beharrlicher wies er mit dem Finger auf den Eingang, wo, eingemeißelt in Granit, Psychiatrische Klinik zu lesen war. Scarpetta beugte sich vor und deutete auf einige hohe Gebäude einige Straßen weiter. Aber der Mann war starrsinnig, sprach kaum Englisch, weigerte sich, sie anderswohin zu fahren, und verlangte, dass sie sofort sein Taxi verließ. Wie Scarpetta vermutete, wusste er wirklich nicht, dass das Bellevue Hospital Center nicht diese gespenstische Bruchbude war, die aussah wie eine Kulisse aus Einer flog über das Kuckucksnest. Wahrscheinlich hielt er seinen Fahrgast für eine Psychiatriepatientin, eine gefährliche Geisteskranke, die einen Rückfall erlitten hatte. Weshalb sonst sollte sie Gepäck bei sich haben?

Scarpetta beschloss, den restlichen Weg trotz des eisigen Windes lieber zu Fuß zurückzulegen, anstatt sich weiter mit dem Mann herumzustreiten. Nachdem sie bezahlt hatte,

stieg sie aus, schulterte ihre beiden Taschen und rollte ihren Koffer voll mit selbstgekochtem Proviant über den Gehweg. Dann drückte sie auf einen Knopf an ihrem Bluetooth-Headset.
»Ich bin fast da ... «, sagte sie zu Benton. »Verdammt!« Ihr Koffer kippte um, als hätte jemand auf ihn geschossen. »Kay, wo steckst du?«
»Ich bin gerade aus einem Taxi geworfen worden ... « »Was? Wo bist du rausgeworfen worden? Die Verbindung ist schlecht ... «, antwortete er, bevor der Akku endgültig den Geist aufgab.

Scarpetta fühlte sich wie eine Obdachlose, als sie sich mit ihrem Gepäck abmühte. Der Koffer fiel alle paar Meter um, und wenn sie sich bückte, um ihn wieder aufzurichten, rutschten ihr die Taschen von den Schultern. Durchgefroren und gereizt setzte sie ihren Weg zum neuen Bellevue, Ecke First Avenue und East Twenty-seventh Street, fort, einem allgemeinen Krankenhaus mit einem verglasten Atrium als Eingangshalle, einem Garten, einer in Fachkreisen angesehenen Unfallstation, einer Intensivstation und einer forensischen Psychiatrie für männliche Patienten, denen Verbrechen von Schwarzfahren bis hin zum Mord an John Lennon zur Last gelegt wurden.
Das Telefon auf Bentons Schreibtisch läutete nur wenige Minuten nachdem die Verbindung zu Scarpetta abgebrochen war. Deshalb war er sicher, dass sie wieder am Apparat sein würde.
»Was ist passiert?«, fragte er.

»Das wollte ich eigentlich von dir wissen«, entgegnete Jaime Berger.

»Tut mir leid, ich hatte eigentlich mit Kay gerechnet. Sie hat nämlich irgendein Problem ... «

»Das kannst du laut sagen. Schön, dass du es bereits bei unserem Gespräch von vorhin erwähnt hast. Lass mich nachrechnen, das war vor etwa sechs oder sieben Stunden. Warum hast du es mir nicht erzählt?«
Offenbar hatte Berger Gotham Gotcha gelesen. »Das ist ziemlich kompliziert«, erwiderte Benton.

»Das ist es sicher. Wir müssen uns mit einer ganzen Reihe von Schwierigkeiten herumschlagen. In zwei Minuten bin ich im Krankenhaus. Wir treffen uns in der Cafeteria.«
Pete Marinos Einzimmerwohnung in einem Haus ohne Aufzug in Hadern lag ganz in der Nähe von Manna's Soul Food, so dass er täglich Grillhähnchen und Spare-Ribs lebte und atmete. Eine himmelschreiende Ungerechtigkeit für einen Mann, der auf Essen und Trinken weitgehend verzichten musste und deshalb eine unersättliche Gier auf verbotene Lebensmittel verspürte.

Sein provisorisches Esszimmer bestand aus einem Fernsehtischchen und einem Holzstuhl und hatte Blick auf den steten Verkehrsstrom auf der Fifth Avenue. Marino legte Putenbrust auf eine Scheibe Weizen-Vollkornbrot, klappte das Ganze zusammen und tunkte es in einen Klecks Senf auf einem Pappteller. Die Flasche alkoholfreies Bier war nach zwei Schlucken schon zu einem Drittel leer. Seit seiner Flucht aus Charleston hatte Marino fünfundzwanzig Kilo und einen Teil seiner Persönlichkeit verloren. Die Kartons mit den Rockerklamotten, einschließlich der beeindruckenden Sammlung Lederkleidung von Harley-Davidson, waren in einen Gebrauchtwarenladen in der Hundred-sixteenth Street gewandert, wo er dafür drei Anzüge, einen Blazer, zwei Paar Schnürschuhe und einige Hemden und Krawatten erhalten hatte - alles Imitate aus China.
Er hatte auch den Ohrring mit dem Diamanten abgelegt.
An seinem rechten Ohrläppchen war nun ein schief sitzendes Loch zu sehen, das ihm wie ein Symbol seines gescheiterten und verpfuschten Lebens erschien. Außerdem hatte er aufgehört, sich den Schädel glatt wie eine Bowlingkugel zu rasieren. Nun hatte er einen grauen Haarkranz, der seinen großen Kopf umgab wie ein schlechtpolierter, nur von den Ohren gehaltener silberner Heiligenschein. Er hatte geschworen, die Finger von Frauen zu lassen, bis er sich

wieder in der Lage dazu fühlte. Da er für sein Motorrad und seinen Pick-up ohnehin keinen Parkplatz finden konnte, hatte er sie ebenfalls verkauft. Naney, seine Psychologin in der Therapieklinik, hatte ihm geholfen zu verstehen, wie wichtig Selbstbeherrschung im alltäglichen Umgang mit anderen Menschen war, ganz gleich, was mit ihnen nicht stimmte und welche Strafe sie auch verdient haben mochten.

In ihrer bildhaften Art hatte sie ihm erklärt, Alkohol sei das brennende Streichholz, das die Flammen seiner Wut erst richtig entfachte. Dann hatte sie hinzugefügt, das Trinken sei eine verhängnisvolle Krankheit, die er von seinem Vater einem Arbeiter ohne nennenswerte Schulbildung und zudem kein sehr fürsorglicher Mensch - geerbt habe, der sich am Zahltag stets betrunken hatte und dann gewalttätig geworden war. Kurz gesagt, war Marinos Krankheit genetisch bedingt. Marino war zu dem Schluss gekommen, dass es die Trunksucht schon seit dem Garten Eden gab. Wahrscheinlich war es gar kein Apfel, sondern eine Flasche Bourbon gewesen, die die Schlange Eva gegeben hatte. Die hatte sie mit Adam geteilt und anschließend Sex mit ihm gehabt, worauf die beiden, nur mit einem Feigenblatt am Leibe, aus dem Paradies geworfen worden waren.

Nancy hatte Marino eingeschärft, unter allen Umständen regelmäßig die Treffen der Anonymen Alkoholiker zu besuchen. Ansonsten würde er ein trockener Trinker werden, ein Mensch also, der zornig, gefährlich, von Gier getrieben und unbeherrscht reagiere und damit dieselben Verhaltensweisen an den Tag lege wie früher nach dem Genuss von ein paar Sixpacks Bier. Der nächste Versammlungsort der AAs, wie Marino sie nannte, war eine Kirche nicht weit von einem Laden, der professionelle afrikanische Haarflechtkunst anbot. Allerdings ging er bald weder regelmäßig noch überhaupt hin. Kurz nach dem Einzug war er an drei aufeinander folgenden Tagen dort gewesen und hatte sich teuflisch unwohl gefühlt, als die anderen Teilnehmer, deren Freundlichkeit seinen Argwohn weckte, durch den Raum gingen, sich vorstellten und ihm keine andere Wahl ließen, als einen feierlichen Eid abzulegen wie vor Gericht.

Mein Name ist Pete, und ich bin Alkoholiker. Hallo, Pete.

Er hatte Nancy E-Mails geschickt, in denen er ihr erklärte, es widerspräche seiner Natur und seiner Ausbildung als Polizist, irgendwelche Geständnisse abzugeben, insbesondere in einem Raum voller Fremder, von denen sich einer irgendwann als mieses Schwein von einem trockenen Trinker entpuppen könnte, den er, Marino, möglicherweise eines Tages würde einlochen müssen. Außerdem hatte er die zwölf Schritte schon in drei Tagen durchgearbeitet, auch wenn er sich dagegen entschieden hatte, eine Liste der durch ihn zu Schaden gekommenen Personen anzulegen und sich bei ihnen zu entschuldigen. Das wiederum begründete er mit Schritt neun, der lautete, man solle sich nicht entschuldigen, falls man dadurch dem Geschädigten noch weiteres Leid zufügte, und das galt seiner Ansicht nach für alle Betroffenen.

Schritt zehn war viel leichter, und er hatte ein ganzes Notizbuch mit den Namen der Menschen gefüllt, die ihm im Laufe seines Lebens etwas angetan hatten.

Scarpettas Name stand auf keiner der beiden Listen, bis es zu einem merkwürdigen Zwischenfall kam. Er hatte die Wohnung gefunden, in der er nun lebte, und mit dem Vermieter eine günstige Miete ausgehandelt. Als Gegenleistung ging er ihm zur Hand, zum Beispiel, wenn eine Räumungsklage durchgesetzt werden musste. Bald stellte er fest, dass die Wohnung ganz in der Nähe des Büros des früheren Präsidenten Bill Clinton lag, eines vierzehnstöckigen Gebäudes, an dem er auf dem Weg zur U-Bahn-Station Hundred-twentyfifth Street und Lenox Avenue oft vorbeikam. Beim Gedanken an Bill Clinton fiel Marino natürlich Hillary ein, und er grübelte über Frauen nach, die so viel Macht besaßen, dass sie Präsidentin oder zumindest

eine einflussreiche Politikerin werden konnten. Und das wiederum brachte ihn auf Scarpetta.

Bald vermischten sich die beiden Frauen in seinen Phantasien. Erst sah er Hillary bei CNN, dann Scarpetta, und wenn er in dem verzweifelten Versuch, sich abzulenken, zu ESPN oder einem Bezahlsender umschaltete, um sich einen Film anzuschauen, fühlte er sich niedergeschlagen. Sein Herz schmerzte wie ein Abszess am Zahn. Ständig kreisten seine Gedanken um Scarpetta und die Listen, auf denen ihr Name nicht stand. Er malte sich aus, wie es wäre, wenn sie Präsidentin würde. Dann würde er sich vermutlich über Nacht auf der Geheimdienstliste der gefährlichen Personen wieder finden und nach Kanada fliehen müssen.

Oder nach Mexiko. Er hatte einige Jahre im Süden von Florida gelebt und kam mit Spanisch sprechenden Menschen besser zurecht als mit Französisch sprechenden. Marino hatte die Franzosen noch nie verstanden, und außerdem mochte er das Essen nicht. Was war das nur für ein Land, das nicht einmal eine eigene Biermarke wie Budweiser, Corona, Dos Equis, Heineken oder Red Stripe hervorgebracht hatte?

Er verspeiste ein zweites zusammengeklapptes Sandwich mit Putenbrust, trank noch einen Schluck alkoholfreies Bier und beobachtete die Menschen, deren Leben um die westindische Imbissbude, die Boutiquen, die Saftbars, die Schneidereien oder vielleicht das nahe gelegene Apollo Theater kreisten. Der Lärm der Autos, Lastwagen und Fußgänger vereinte sich zu einem ohrenbetäubenden Konzert, das Marino nicht im mindesten störte. Wenn es warm war, ließ er die Fenster offen, bis er den Staub nicht mehr aushielt. Stille war hingegen etwas, das er mied. Davon hatte er in der Entzugsklinik genug gehabt, wo er nicht einmal hatte Musik hören oder fernsehen dürfen. Nichts, um ihn von den Lebensbeichten der Alkoholiker und Drogenabhängigen, seinen quälenden Grübeleien und seinen peinlich offenen Gesprächen mit Nancy abzulenken.

Marino stand auf und nahm den durchweichten Pappteller, die Serviette und die leere Flasche Bier. Bis zur Küche waren es nur sechs Schritte. Das kleine Fenster über der Spüle hatte Blick auf ein Stück mit einem Rasenteppich belegten Beton und Tische und Stühle aus Aluminium. Das Ganze war von einem Maschendrahtzaun umgeben und sollte offenbar den in der Anzeige erwähnten Garten des Mietshauses darstellen.

Auf der Anrichte stand sein Computer. Marino las die Klatschspalte von diesem Morgen, die er auf dem Desktop gespeichert hatte. Er war fest entschlossen, herauszufinden, wer dahinter steckte, den Dreckskerl dingfest zu machen und dann etwas zu unternehmen, um die Körperteile des Betreffenden dauerhaft umzugruppieren.

Allerdings wusste er nicht, welche Ermittlungsmethode in diesem Fall greifen würde. Er konnte Gotham Gotcha googeln, bis er alt und grau war, ohne etwas Neues zu erfahren. Ebenso aussichtslos war es, den Verfasser mit Hilfe der Firmen zu enttarnen, die dafür bezahlten, auf der Website Reklame für Lebensmittel, Alkohol, Bücher, Unterhaltungselektronik, Filme oder Fernsehshows machen zu können. Der Kerl folgte keinem Muster, und nur eines stand fest: Millionen von Menschen waren süchtig nach diesen gottverdammten Klatschgeschichten - und die von heute Morgen befasste sich fast ausschließlich mit dem schlimmsten Ereignis in Marinos ganzem Leben.

Das Telefon läutete. Es war Detective Mike Morales. »Was gibt's?«, fragte Marino.

»Bin auf Datensuche, Bro«, erwiderte Morales, langsam und träge wie immer.

»Ich bin nicht dein Bro. Verschon mich mit deinem Rapper-Slang.«

Morales' Trick war es, stets benebelt und gelangweilt zu wirken, als stünde er unter Tranquilizern oder Schmerzmitteln. Hinter dieser schläfrigen Fassade verbarg sich jedoch ein arroganter Mistkerl, der erst in Dartmouth und dann an der Johns Hopkins University studiert und seinen Abschluss in Medizin gemacht hatte. Dann jedoch hatte er beschlossen, bei den

Kämpfern für Recht und Ordnung anzuheuern, dem New York Police Department, was Marino ein wenig seltsam vorkam. Ein Mensch, der Arzt war, ging doch nicht freiwillig zur Polizei.

Außerdem liebte es Morales, die abenteuerlichsten Geschichten über sich in Umlauf zu bringen. Wenn die Kollegen ihm dann glaubten, lachte er sich halbtot. Angeblich war sein Cousin der Präsident von Bolivien. Sein Vater sei mit der Familie nach Amerika gezogen, weil er den Kapitalismus befürwortete und es satt hatte, Lamas zu hüten. Morales behauptete, er sei in einer Sozialbausiedlung in Chicago aufgewachsen und ein Kumpel von Barack Obama gewesen, bis die Politik sie entzweit hätte, eine Story, die für die, die es nicht besser wussten, plausibel klang. Kein Präsidentschaftskandidat konnte jedoch einen Freund gebrauchen, der seine Mitmenschen mit »Bro« ansprach, aussah wie ein Mitglied einer Gang, Baggy-Pants auf halbmast trug, sich mit dicken Goldketten und Ringen schmückte und sein Haar zu kleinen Zöpfchen flocht.

»Hab den ganzen Tag lang Anfragen gestartet, Bro«, sagte Morales.

»Keine Ahnung, wovon du redest.«

»Ich habe nach dem Üblichen gesucht: Verhaltensmuster, besondere Merkmale, Vorgehensweise, von hier bis Dollywood. Und ich glaube, ich bin da auf etwas gestoßen.« »Auf was außer Berger?«, meinte Marino.

»Was haben Frauen wie sie und Kay Scarpetta nur an sich?

Ich könnte dafür sterben, mich von ihr begrapschen zu lassen. Verdammt. Kannst du dir vorstellen, es mit ihr und Berger gleichzeitig zu treiben? Nun, wen frage ich da? Natürlich kannst du das.«

Marinos Abneigung gegen Morales verwandelte sich schlagartig in Hass. Ständig machte er sich über Marino lustig und hackte auf ihm herum. Der einzige Grund, warum Marino es ihm nicht mit gleicher Münze - oder in noch härterer Währung - heimzahlte, war sein Schwur, sich in Zukunft zu mäßigen. Benton hatte Berger um einen Gefallen gebeten. Wenn sie abgelehnt hätte, wusste nur der liebe Gott, was dann aus Marino geworden wäre. Vermutlich wäre er als Telefonist im Polizeirevier irgendeines Drecksnests geendet. Oder als Trinker in einem Obdachlosenasyl. Oder als Leiche.

»Aller Wahrscheinlichkeit nach hat unser Mörder schon einmal zugeschlagen«, sagte Morales. »Ich habe da zwei weitere Morde gefunden, die Gemeinsamkeiten aufweisen. Zwar nicht in New York, aber vergiss nicht, dass Oscar selbständig ist und - ich zitiere - morgens nicht ins Büro muss. Außerdem hat er ein Auto und ist finanziell unabhängig, weil er von seiner Familie jedes Jahr zum Geburtstag einen steuerfreien Scheck bekommt. Im Moment ist die Obergrenze zwölf Riesen. So müssen sie sich wegen ihres durchgeknallten einzigen Sohnes nicht so schuldig fühlen. Er kann das ganze Geld für sich allein ausgeben. Und wir haben keine Ahnung, wo er herumfährt und was er dann so treibt. Allerdings wäre es nett, wenn ich auf diese Weise noch ein paar alte Schätzchen zu den Akten legen könnte.«

Marino öffnete den Kühlschrank, holte eine Flasche alkoholfreies Bier heraus, öffnete sie und warf den Kronkorken in die Spüle, wo er ein Klappern erzeugte wie Schrotkugeln auf einer Zielscheibe aus Metall.

»Welche Morde?«, fragte er.

»Ich bin in unserer Datenbank auf zwei ähnliche Fälle gestoßen. Wie ich schon sagte, nicht in New York, weshalb sie mir nicht gleich eingefallen sind. Beide wurden im Sommer 2003 verübt, und zwar in einem Abstand von zwei Monaten. Ein Vierzehnjähriger auf Oxycodon, das ist ein stark süchtig machendes Aufputschmittel. Wurde nackt aufgefunden, an Händen und Füßen gefesselt und erdrosselt. Die Würgefessel wurde nicht bei der Leiche gefunden. Kam aus einer guten Familie in Greenwich, Connecticut. Die Leiche wurde in der Nähe eines Bugatti-Händlers

abgelegt. Ungeklärter Fall, keine Verdächtigen.«

»Und wo war Oscar im Sommer 2003?«, erkundigte sich Marino.

»Dort, wo er jetzt auch ist. Derselbe Job. Dieselbe Wohnung. Dasselbe durchgeknallte Leben. Das heißt, er kann überall gewesen sein.«

»Ich sehe da keine Verbindung. Was hat der Junge gemacht? Kerlen einen geblasen, um Geld für Drogen zu verdienen, und ist dabei an den falschen Freier geraten? So hört es sich wenigstens für mich an. Oder hast du Grund zu der Annahme, dass Oscar Bane auf kleine Jungs steht?«

»Man merkt meistens erst, worauf die Leute so stehen, wenn sie anfangen, zu vergewaltigen und zu morden, und alles ans Licht kommt. Oscar könnte der Täter sein. Wie ich schon sagte, hat er ein Auto. Er kann nach Herzenslust in der Gegend herumkurven und hat jede Menge Freizeit. Außerdem ist er sehr kräftig. Wir sollten ihn nicht gleich ausschließen.«

»Und der andere Fall? Auch ein Jugendlicher?« »Eine Frau.«

»Dann erklär mir mal, warum Oscar die umgebracht haben soll«, meinte Marino.

»Hoppla.« Morales gähnte laut. »Ich sortiere gerade meine Papiere. Alles durcheinander. Jetzt hab ich's. Sie war die Erste, dann kam erst der Junge. Sehr attraktiv, einundzwanzig, gerade aus einer Kleinstadt in North Carolina nach Baltimore gezogen. Ein unwichtiger Job bei einem Radiosender. Wollte eigentlich zum Fernsehen. Stattdessen hat sie sich auf Nebentätigkeiten eingelassen, um Geld für Oxycodon zu verdienen. Also hatte der Täter leichtes Spiel mit ihr. Nackt, Hände gefesselt, erdrosselt, die Würgefessel wurde nicht gefunden. Sie haben die Leiche in einem Müllcontainer am Hafen entdeckt.«

»Gibt es in diesen Fällen DNA-Spuren?«, wollte Marino wissen.

»Nichts Verwertbares und auch weder Hinweise auf einen sexuellen Übergriff noch Sperma.«

»Ich warte immer noch auf den Zusammenhang«, sagte Marino. »Mordfälle, in denen das Opfer für Drogen anschaffen ging und gefesselt und erwürgt irgendwo abgelegt wurde, gibt es wie Sand am Meer.«

»Erinnerst du dich, dass Terri Bridges ein dünnes Goldkettchen am linken Fußgelenk hatte? Niemand weiß, woher es kommt. Seltsam, da sie sonst keinen Schmuck trug. Und als ich Oscar nach dem Kettchen fragte, behauptete er, er habe es noch nie zuvor gesehen.«

»Und?«

»Dasselbe in den beiden anderen Fällen. Kein Schmuck bis auf ein dünnes Goldkettchen am linken Fußgelenk. Das ist die Seite, auf der sich auch das Herz befindet, richtig? Wie eine Fußfessel. Du bist mein Liebessklave. Könnte die Signatur des Täters sein. Die von Oscar. Ich suche die Fallakten zusammen und durchforste weiter die Datenbanken, bis ich auf weitere Informationen stoße. Wir werden die üblichen Verdächtigen informieren - einschließlich deiner alten Truppe.«

»Welche alte Truppe?« Marinos Gedanken verfärbten sich von Düster zu Schwarz.

Die Gewitterwolken in seinem Kopf versperrten ihm die Sicht.

»Benton Wesley. Und diese scharfe junge Ex-FBI-Agentin, die, was man so hört, für meinesgleichen unberührbar ist. Natürlich hat dein kleiner Fund, die Laptops, als du heute ohne meine Erlaubnis am Tatort warst, sie argwöhnisch gemacht.«

»Ich brauche deine Erlaubnis nicht. Oder bist du meine Hausmutter?«

»Nein. Das wäre Berger. Vielleicht solltest du sie fragen, wer hier das Kommando hat.«

»Falls es nötig werden sollte. Im Moment erledige ich meine Arbeit. Und sie erwartet von mir, dass ich in diesem Mordfall ermittle.«

Er leerte die Flasche Bier. Glas klimperte im Kühlschrank, als er sich die nächste holte. Wenn jede Flasche 0,3 Prozent Alkohol enthielt, hätte er seiner Berechnung nach einen Schwips

kriegen müssen, wenn er zwölf Stück rasch hintereinander trank. Das hatte er schon einmal versucht, aber das einzige Ergebnis war gewesen, dass er dringend aufs Klo musste.
»Sie besitzt diese forensische Computerfirma, die Berger unbedingt beauftragen will. Lucy. Kay Scarpettas Nichte.« »Ich weiß, wer sie ist.«

Marino wusste auch über Lucys Firma in Greenwich Village Bescheid und ebenfalls, dass Scarpetta und Benton am John Jay zusammenarbeiteten. Er wusste also eine ganze Menge von Dingen, die er lieber nicht mit Morales oder sonst jemandem erörtern wollte. Was er jedoch nicht geahnt hatte, war, dass Lucy, Benton und Scarpetta ebenfalls im Fall Terri Bridges ermittelten und Scarpetta und Benton sich in dieser Minute in der Stadt aufhielten.

»Es wird dich erleichtern zu hören, dass Kay vermutlich nicht lange genug in der Stadt bleiben wird, um eine peinliche Begegnung herbeizuführen«, spöttelte Morales.
Es bestand kein Zweifel. Morales hatte die verdammte
Klatschspalte gelesen.
»Sie ist hier, um Oscar zu untersuchen«, erklärte Morales. »Warum, zum Teufel?«

»Offenbar ist sie Oscars Sahnehäubchen. Er hat eigens nach ihr verlangt, und Berger liest dem armen Kleinen jeden Wunsch von den Augen ab.«

Marino konnte den Gedanken nicht ertragen, dass Scarpetta mit Oscar Bane allein sein würde. Außerdem beunruhigte es ihn, dass Oscar sie unbedingt sehen wollte, da das nur eines bedeuten konnte: Er dachte mehr an sie, als angebracht war.

»Du hast angedeutet, er könnte ein Serienmörder sein«, meinte Marino. »Was will er dann von Scarpetta? Ich fasse es nicht, wie Berger oder sonst jemand so etwas zulassen konnte. Insbesondere deshalb, weil er womöglich jede Minute wieder auf freiem Fuß ist.«

Er tigerte in der Wohnung auf und ab. Zwölf Schritte genügten von Wand zu Wand.

»Wenn sie fertig ist, fliegt sie vielleicht sofort zurück nach Massachusetts, und du musst dir keine Sorgen machen«, sagte Morales. »Das sollte dich eigentlich freuen, schließlich hast du momentan genug um die Ohren.«
»Stimmt. Das kannst du laut sagen.«

»Ich möchte dich nur daran erinnern, dass wir es mit einem heiklen Fall zu tun haben. Als Oscar Bane dir letzten Monat sein Herz ausgeschüttet hat, hast du dich ziemlich ungeschickt verhalten.«
»Ich bin nach Vorschrift vorgegangen.«

»Vorschriften sind etwas Komisches. Niemand schert sich einen Dreck darum, sobald ein Problem auftritt. Und was deine frühere Chefin Kay betrifft, empfehle ich dir, einen Bogen um sie zu machen. Schließlich hast du keinen Grund, dich in ihrer Nähe aufzuhalten oder beispielsweise unerwartet im Bellevue aufzukreuzen.«

Es reizte Marino bis zur Weißglut, dass Morales sie Kay nannte. Marino hätte sie nie mit Kay angesprochen, und dabei hatte er Seite an Seite mit ihr gearbeitet und vermutlich zehntausend Stunden mit ihr im Autopsiesaal, im Büro, im Auto, an Tatorten und bei ihr zu Hause verbracht. Auch an Feiertagen. Er hatte sich sogar in ihrem Hotelzimmer einen oder zwei Drinks genehmigt, wenn sie auswärts in einem Fall ermittelten. Und da er sie nie Kay genannt hatte, hatte Morales auch nicht das Recht dazu.

»Ich rate dir, dich rar zu machen, bis Kay wieder in Massachusetts ist«, fuhr Morales fort. »Sie hat schon genug Stress, kapiert, Bro? Außerdem möchte ich auf jeden Fall vermeiden, dass sie deinetwegen ablehnt, wenn wir sie das nächste Mal um Hilfe bitten müssen. Wir wollen nicht, dass sie ihre Beraterstelle am John Jay aufgibt, damit sie dir nicht begegnet. Dann würde Benton nämlich auch kündigen, um seine Frau glücklich zu machen. Also würden wir die beiden durch deine Schuld verlieren. Ich habe nämlich vor, noch ein paar Jahre mit ihnen

zusammenzuarbeiten. Wie die drei Musketiere.«

»Du kennst die beiden überhaupt nicht.« Vor Zorn spürte Marino seinen eigenen Herzschlag im Hals.

»Wenn sie kündigen, kommt es in den Nachrichten«, sprach Morales weiter. »Und du weißt ja, wie es dann weitergeht. Zuerst wird es einen Skandal geben, weil die Titelseite der Post in zwei Meter hohen Schlagzeilen verkünden wird, dass Jaime Berger, Top-Staatsanwältin mit Spezialgebiet Sexualverbrechen, einen Sexualverbrecher eingestellt hat. Dann fliegt sie womöglich raus. Es ist kaum zu fassen, wie schnell man ein Kartenhaus zum Einsturz bringen kann, Mann. Jetzt muss ich aber Schluss machen. Was stimmt eigentlich an dem, was über dich und Kay auf dieser Website steht? Ich will ja nicht neugierig sein ... «

»Dann sei es auch nicht, verdammt«, zischte Marino.

4

Oscar Banes gefesselte unbehaarte Beine baumelten über den Rand des Untersuchungstisches in einem der vielen Behandlungszimmer in der psychiatrischen Abteilung des Gefängnistrakts. Seine Augen, eines blau, das andere grün, vermittelten Scarpetta das beunruhigende Gefühl, von zwei verschiedenen Menschen angestarrt zu werden.

Ein Wachmann stand - massiv und reglos wie die Rocky Mountains - an der Wand. Er ließ ihr genug Platz zum Arbeiten, konnte aber jederzeit eingreifen, falls Oscar gewalttätig werden sollte. Allerdings war das ziemlich unwahrscheinlich, denn er wirkte verängstigt und hatte offenbar geweint. Scarpetta spürte nicht, dass etwas Aggressives von ihm ausging, wie er so auf dem Untersuchungstisch saß. Das dünne Krankenhausnachthemd machte ihn verlegen. Es war zwar zu lang, klaffte aber unterhalb des Bindegürtels um die Taille immer wieder auseinander. Wenn er sich bewegte, um sich zu bedecken, war das leise Klirren von Ketten an seinen Händen und Füßen zu hören.

Oscar war kleinwüchsig. Ein Zwerg. Seine Gliedmaßen und Finger waren zwar ungewöhnlich kurz, doch das Fähnchen von einem Nachthemd ließ erkennen, dass er anderweitig gut ausgestattet war. Fast hätte man sagen können, Gott habe ihn überreichlich für seine Erkrankung entschädigt.

Scarpetta tippte auf Achondroplasie, ausgelöst durch eine spontane Mutation des für die Knochenbildung zuständigen Gens, die hauptsächlich Arme und Beine betrifft. Torso und Kopf waren, verglichen mit den Extremitäten, übergroß. Seine kurzen, dicken Finger teilten sich zwischen Mittelfinger und Ringfinger, so dass seine Hände fast wie ein Dreizack wirkten. Abgesehen davon machte er, anatomisch betrachtet, einen mehr oder weniger normalen Eindruck - abgesehen von den Dingen, die er sich unter Inkaufnahme großer Schmerzen und Kosten selbst zugefügt hatte.

Seine blendend weißen Zähne waren lackiert, gebleicht oder sogar überkront worden. Sein kurzes Haar war leuchtend blond gefärbt. Seine Fingernägel waren poliert und makellos manikürt. Scarpetta hätte es zwar nicht beschwören können, aber sie war sicher, dass er seine glatte Stirn einigen Botoxspritzen zu verdanken hatte. Doch am bemerkenswertesten war sein Körper, der aussah wie aus beigem, von blaugrauen Adern durchzogenem Carrara-Marmor gemeißelt. Die Muskulatur war perfekt, die Haut fast völlig haarlos. Sein Erscheinungsbild mit den unterschiedlichen Augen und dem an eine Apollostatue erinnernden Schimmern war unwirklich und bizarr, weshalb Scarpetta Bentons Bemerkungen über Oscars Phobien recht merkwürdig fand. Um ein solches Aussehen zu erreichen, musste man viele Opfer auf dem Altar der Schmerzen bringen und sich vor denen verneigen, die sie einem zufügten.

Sie spürte den Blick seiner blau-grünen Augen, als sie den Tatortkoffer öffnete, den Benton in

seinem Büro für sie bereitgestellt hatte. Im Gegensatz zu Menschen, deren Beruf nicht den Einsatz von Pinzetten, Asservatentütchen, verschiedenen Behältern, Kameras, forensischen Lichtquellen, scharfen Klingen und vielem mehr erforderte, war Scarpetta gezwungen, das alles sogar in mehrfacher Ausführung mit sich zu führen. Seit man nicht einmal mehr mit einer Flasche Mineralwasser die Sicherheitsschleuse am Flughafen passieren durfte, waren Tatortkoffer absolut tabu. Und das Zücken ihrer Dienstmarke führte nur zu unerwünschter Aufmerksamkeit.

Als sie es einmal auf dem Logan Airport damit versucht hatte, hatte man sie in einen Raum gesperrt, verhört, durchsucht und anderen entwürdigenden Prozeduren unterzogen, um sicherzugehen, dass sie keine Terroristin war - auch wenn selbst die Sicherheitsbeamten zugeben mussten, sie sei der Gerichtsmedizinerin von CNN wie aus dem Gesicht geschnitten. Das Ende vom Lied war gewesen, dass sie den Tatortkoffer dennoch nicht mit in die Kabine hatte nehmen dürfen. Da sie sich weigerte, ihn am Gepäckschalter abzugeben, musste sie schließlich mit dem Auto fahren. Deshalb bewahrte sie inzwischen in Manhattan einen Vorrat all jener Substanzen und Gegenstände auf, die als Sicherheitsrisiko eingestuft wurden.

»Verstehen Sie, warum ich diese Proben nehme, und auch, dass Sie nicht verpflichtet sind, sie abzugeben?«, fragte sie Oscar nun.

Er beobachtete, wie sie Umschläge, Pinzetten, ein Maßband und verschiedene andere Utensilien auf dem mit weißem Papier bedeckten Untersuchungstisch anordnete. Dann wandte er sich ab und starrte an die Wand.

»Schauen Sie die Frau Doktor an, wenn sie mit Ihnen spricht, Oscar«, ermahnte ihn der Wachmann.

Oscar blickte weiter an die Wand.

»Dr. Scarpetta, könnten Sie bitte wiederholen, was Sie gerade gesagt haben?«, stieß er mit angespannter, heller Stimme hervor.

»Sie haben eine Einverständniserklärung unterschrieben, in der steht, dass ich Ihnen gewisse biologische Proben abnehmen darf«, erwiderte sie. »Ich brauche nur die Bestätigung, dass Sie verstehen, welche wissenschaftlichen Informationen uns diese Proben liefern können und dass niemand sie angefordert hat.«

Oscar stand noch immer nicht unter Anklage. Scarpetta fragte sich, ob Benton, Berger und die Polizei seinen Zustand so deuteten, als würde er jeden Moment einen Mord gestehen, von dem Scarpetta nichts wusste. Das wiederum brachte sie in eine unhaltbare und noch nie da gewesene Lage. Da er kein Häftling war, durfte sie nichts weitergeben, was er ihr anvertraute, sofern er sie nicht von der ärztlichen Schweigepflicht entband. Allerdings hatte er bis jetzt nur eine Einverständniserklärung zur Abnahme biologischer Proben unterzeichnet.

Oscar sah sie an. »Ich weiß, wozu Sie sie brauchen. DNA.

Deshalb meine Haare.«

»Die Proben werden analysiert. Anschließend verfügt das Labor über Ihr DNA-Profil. Haare können uns mitteilen, ob Sie ein Drogenproblem haben. Doch Polizisten und Wissenschaftler suchen auch nach anderen Dingen. Faserspuren … «

»Ich weiß, was das ist.«

»Ich wollte nur sichergehen, dass Sie alles verstanden haben.«

»Ich nehme keine Drogen und bin auf gar keinen Fall rauschgiftsüchtig«, erwiderte er mit zitternder Stimme und drehte sich wieder zur Wand. »Außerdem befinden sich meine DNA und meine Fingerabdrücke überall in der Wohnung. Mein Blut ebenfalls. Ich habe mich in den Daumen geschnitten.«

Er zeigte seinen rechten Daumen vor. Um das zweite Gelenk war ein Pflaster gewickelt.

»Ich habe mir bei der Einlieferung die Fingerabdrücke abnehmen lassen«, fuhr er fort. »Ich bin in keiner Datenbank verzeichnet. Daran werden Sie erkennen, dass ich noch nie etwas verbrochen habe. Ich parke nicht einmal falsch und gebe mir Mühe, nicht in Schwierigkeiten zu geraten.«

Als er sah, wie sie zur Pinzette griff, malte sich Furcht in seinen nicht zusammenpassenden Augen.

»Die brauchen Sie nicht«, sagte er. »Ich erledige das selbst.« »Haben Sie geduscht, seit Sie hier sind?«, erkundigte sich Scarpetta und legte die Pinzette weg.

»Nein. Ich wollte damit warten, bis Sie mich untersucht haben.«

»Haben Sie sich die Hände gewaschen?«

»Nein. Außerdem habe ich so wenig wie möglich angefasst.

Eigentlich nur den Bleistift, den Ihr Mann mir für die psychologischen Tests gegeben hat. Projektives Zeichnen von Formen. Ich habe mich auch geweigert, etwas zu essen. Vor der Untersuchung wollte ich so wenig wie möglich an meinem Körper verändern. Ich habe Angst vor Ärzten und vor Schmerzen.«

Scarpetta öffnete Päckchen mit Wattestäbchen und Applikatoren, während er sie beobachtete, als befürchtete er, sie könnte ihm damit weh tun.

»Ich würde gern Spuren unter Ihren Fingernägeln sichern«, sagte sie. »Das heißt, falls Sie einverstanden sind. Unter Fingernägeln und Zehennägeln finden sich nämlich oft Indizien.«

»Das kenne ich. Allerdings werden Sie dort nichts entdecken, das beweist, dass ich ihr etwas getan habe. Die DNA hätte nichts zu bedeuten. Meine DNA ist überall in ihrer Wohnung«, wiederholte er.

Stocksteif saß er da, als Scarpetta mit einem Plastikstäb- chen unter seine Nägel fuhr. Sie spürte seinen durchdringenden Blick auf sich. Seine blau-grünen Augen fühlten sich an wie warmes Licht, während sie über ihren Kopf und ihren restlichen Körper glitten, als wollte er sie ebenfalls untersuchen. Als sie fertig war und den Kopf hob, starrte er erneut an die Wand. Er bat sie, nicht hinzuschauen, als er sich selbst Kopfhaare ausriss, die sie in einem Beutel verstaute. Die Schamhaare wanderten in einen anderen Beutel. Für einen derart schmerzempfindlichen Menschen verzog er kaum eine Miene. Allerdings war sein Gesicht angespannt, und der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Scarpetta packte einen Zungenreiniger aus. Mit zitternden Händen strich er sich damit durch die Mundhöhle.

»Bitte schicken Sie ihn jetzt raus.« Damit meinte er den Wachmann. »Sie brauchen ihn nicht. Ich sage kein Wort, solange er hier ist.«

»Das kommt nicht in Frage«, erwiderte der Beamte. »Sie haben hier keine Forderungen zu stellen.«

Oscar starrte schweigend an die Wand. Der Justizbeamte sah Scarpetta abwartend an.

»Wissen Sie, was?«, antwortete sie schließlich. »Ich denke, das geht schon.«

»Ich würde Ihnen davon abraten, Doc. Er ist ziemlich aufgebracht.«

Auf Scarpetta wirkte er zwar ganz und gar nicht so, aber sie verkniff sich die Bemerkung. Sie hatte eher den Eindruck, dass er benommen und verstört war und kurz vor einem hysterischen Ausbruch stand.

»Immerhin bin ich angekettet wie Houdini«, wandte Oscar ein. »Im Gefängnis zu sitzen ist eine Sache. Aber Sie brauchen mich doch nicht zu fesseln wie einen Serienmörder. Es wundert mich, dass sie mich nicht in einem Käfig hereingerollt haben wie Hannibal Lecter in Das Schweigen der Lämmer. Offenbar haben die Mitarbeiter hier noch nicht mitbekommen, dass mechanische Fixierungen in psychiatrischen Kliniken schon Mitte des neunzehnten Jahrhunderts

abgeschafft wurden. Was habe ich angestellt, dass man mich so behandelt?«

Er hob die gefesselten Hände und war so wütend, dass Speichel aus seinem Mund sprühte.

»Der Grund ist, dass unwissende Menschen wie Sie mich für ein Ungeheuer halten.«

»Übrigens, Oscar«, entgegnete der Wachmann. »Ich habe Neuigkeiten für Sie. Sie befinden sich nicht in einer gewöhnlichen psychiatrischen Klinik. Das hier ist die Gefängnisabteilung, und Sie wollten selbst hier eingeliefert werden.« Er wandte sich an Scarpetta. »Ich würde lieber bleiben, Doc.«

»Ein Ungeheuer. Das bin ich doch für dumme Leute wie Sie.«

»Wir kommen schon allein zurecht«, meinte Scarpetta zu dem Wachmann. Allerdings verstand sie, warum Berger so viel Vorsicht walten ließ.

Oscar war sehr mitteilungsfreudig, sobald es darum ging, dass er sich ungerecht behandelt fühlte, und wies jeden sofort darauf hin, dass er kleinwüchsig war. Dabei wäre dies den meisten im ersten Moment gar nicht aufgefallen, solange er saß. Auch Scarpetta hatte es beim Betreten des Raums nicht auf Anhieb bemerkt. Seine verschiedenfarbigen Augen hatten sie angestarrt und schienen, verstärkt durch die blendend weißen Zähne und das hellblonde Haar, noch mehr zu strahlen. Obwohl seine Gesichtszüge nicht makellos waren, wiesen sie eine Harmonie auf, die einen dazu brachte, genauer hinzusehen. Scarpetta fragte sich immer noch, woran Oscar Bane sie erinnerte. Vielleicht an eine Büste auf einer alten Goldmünze.

»Ich bleibe draußen vor der Tür«, sagte der Wachmann. Er ging hinaus und schloss die Tür, die wie alle Türen in dieser Abteilung keine Klinke hatte. Nur die Wachleute besaßen Schlüssel, weshalb es wichtig war, die doppelzylindrigen Schlösser stets in der verschlossenen Position zu halten. Andernfalls rasteten die Schlösser nämlich ein, so dass ein Mitarbeiter oder ein Facharzt wie sie selbst in einem kleinen Raum mit einem hundert Kilo schweren Hünen gefangen war, der vielleicht gerade eine Kneipenbekanntschaft zerstückelt hatte.

Scarpetta griff zum Maßband. »Ich würde gern Ihre Arme und Beine vermessen und feststellen, wie groß Sie genau sind und wie viel Sie wiegen.«

»Ich bin eins achtundzwanzig groß«, antwortete er. »Ich wiege fünfzig Kilo. Meine Schuhgröße ist sechsunddreißig, so dass ich häufig Damenschuhe kaufen muss. Manchmal brauche ich auch Größe siebenunddreißig. Hängt vom Schuh ab. Ich habe breite Füße.«

»Ich möchte gern Ihren linken Arm vom Schultergelenk bis zur Spitze des dritten Fingers vermessen. Wären Sie so gut, den Arm so gerade wie möglich auszustrecken? Ausgezeichnet. Vierzig Komma sechs Zentimeter der linke und vierzig Komma fünf Zentimeter der rechte. Das ist nicht ungewöhnlich. Die meisten Menschen haben unterschiedlich lange Arme. Nun zu den Beinen. Könnten Sie sie bitte ausstrecken? Ich werde ab dem Hüftgelenk messen.«

Sie ertastete es durch den dünnen Baumwollstoff des Nachthemds und maß die Beinlänge bis zu den Zehenspitzen. Seine Fußketten klirrten leise, und seine Muskeln spielten, als er sich bewegte. Seine Beine waren nur etwa fünf Zentimeter länger als seine Arme und leicht gekrümmt. Nachdem Scarpetta sich die Maße notiert hatte, nahm sie weitere Papiere von der Arbeitsfläche.

»Ich würde gern die Informationen bestätigen, die ich bei meiner Ankunft erhalten habe«, begann sie. »Sie sind vierunddreißig Jahre alt. Ihr zweiter Vorname lautet Lawrence. Diesem Formular zufolge sind Sie Rechtshänder.« Sie war schon bis zum Geburtsdatum und der Adresse gekommen, als er ihr ins Wort fiel.

»Wollen Sie mich nicht fragen, warum ich darum gebeten habe, Sie zu holen? Warum ich Jaime Berger habe mitteilen lassen, dass ich nur kooperieren würde, wenn Sie kommen? Zum Teufel mit ihr.« Tränen traten ihm in die Augen, und seine Stimme zitterte. »Ohne sie wäre Terri

noch am Leben.«
Er wandte den Kopf nach rechts und starrte an die Wand. »Haben Sie Schwierigkeiten, mich zu verstehen, Oscar?«, erkundigte sich Scarpetta.
»Mein rechtes Ohr«, erwiderte er mit einer Stimme, die ständig zwischen zwei Oktaven schwankte.
»Aber mit dem linken Ohr können Sie hören?«
»Eine chronische Ohrentzündung in der Kindheit. Deshalb bin ich auf dem rechten Ohr taub.«
»Kennen Sie Jaime Berger persönlich?«
»Diese Frau ist eiskalt und interessiert sich einen Dreck für ihre Mitmenschen. Sie sind da ganz anders. Sie haben Mitgefühl mit den Opfern. Ich brauche Ihre Hilfe. Sonst habe ich niemanden.«
»Warum bezeichnen Sie sich als Opfer?« Scarpetta beschriftete die Umschläge.
»Mein Leben ist verpfuscht. Der Mensch, der mir am meisten bedeutet hat, ist tot. Ich werde sie nie wiedersehen. Sie ist tot. Jetzt habe ich gar nichts mehr. Am liebsten würde ich sterben. Ich weiß, wer Sie sind und welchen Beruf Sie ausüben. Das wüsste ich auch, wenn Sie nicht berühmt wären. Ihre Prominenz spielt keine Rolle, dass ich darüber im Bilde bin. Ich musste mir schnell etwas einfallen lassen. Sehr schnell. Nachdem ich Terri … Terri gefunden hatte« - seine Stimme kippte um, und er drängte die Tränen zurück -, »habe ich die Polizei gebeten, mich hierher zu bringen, wo ich in Sicherheit bin.«
»In Sicherheit wovor?«
»Ich sagte, ich könnte eine Gefahr für mich sein. „Was ist mit einer Gefahr für andere?“, haben sie gefragt. Und ich antwortete, nein, nur für mich selbst. Außerdem habe ich um eine Einzelzelle gebeten. Ich könnte unmöglich mit den anderen Insassen zusammenleben. Sie nennen mich schon den Killerzwerg und lachen mich aus. Die Polizei hatte keinen plausiblen Grund, mich festzunehmen. Aber sie halten mich für geisteskrank und wollen verhindern, dass ich mich aus dem Staub mache. Ich habe Geld und einen Pass, weil ich aus einer guten Familie in Connecticut stamme, auch wenn meine Eltern keine sehr netten Leute sind. Mir ist es egal, ob ich sterbe. Für die Polizei und Jaime Berger bin ich sowieso der Täter.«
»Sie geben sich die größte Mühe, Ihre Wünsche zu erfüllen. Immerhin sind Sie hier. Sie haben mit Dr. Wesley gesprochen. Jetzt bin ich bei Ihnen«, zählte Scarpetta auf.
»Die benutzen Sie nur. Ich bin ihnen völlig gleichgültig.« »Ich verspreche Ihnen, mich von niemandem benutzen zu lassen.«
»Die sind doch schon dabei. Um ihren eigenen Arsch zu retten. Das Urteil gegen mich steht bereits fest, und niemand ermittelt mehr weiter. Währenddessen läuft der wahre Mörder frei herum. Er kennt meinen Namen. Es wird bald ein nächstes Opfer geben. Der Täter wird wieder zuschlagen. Sie haben ein Motiv und einen Grund. Außerdem wurde ich gewarnt. Doch ich habe nicht gedacht, dass sie es auf Terri abgesehen hatten. Niemals wäre ich darauf gekommen, dass sie Terri umbringen würden.«
»Gewarnt?«
»Sie setzen sich mit mir in Verbindung. Ich erhalte Botschaften von ihnen.«
»Haben Sie das der Polizei erzählt?«
»Wenn man den Gegner nicht kennt, muss man sich gründlich überlegen, wem man sich anvertraut. Vor etwa einem Monat wollte ich Jaime Berger warnen, wie gefährlich es für mich sei, mein Wissen preiszugeben. Aber ich hätte nie geglaubt, dass ich damit Terris Leben aufs Spiel setze. Ich hatte keine Ahnung, dass ihr dann auch Gefahr droht.«
Als er sich mit den Handrücken die Tränen abwischte, klirrten seine Ketten.
»Und wie haben Sie Jaime Berger gewarnt? Oder versucht, sie zu warnen?«

»Ich habe die Staatsanwaltschaft angerufen. Das wird Berger Ihnen sicher selbst erzählen. Sie soll Ihnen ruhig sagen, was für ein eiskalter Mensch sie ist und dass ihr die ganze Welt den Buckel runterrutschen kann. Das alles interessiert sie doch gar nicht.« Tränen liefen ihm übers Gesicht. »Und jetzt ist Terri tot. Ich ahnte, dass etwas Schreckliches geschehen würde, aber nicht, dass sie das Opfer sein sollte. Jetzt fragen Sie sich bestimmt nach dem Grund. Nun, ich habe keine Ahnung. Vielleicht hassen diese Leute ja kleinwüchsige Menschen und wollen uns ausrotten, so wie es damals die Nazis mit den Juden, den Homosexuellen, den Zigeunern, den Behinderten und den Geisteskranken gemacht haben. Wer Hitlers Herrenrasse nicht in den Kram passte, endete in den Verbrennungsöfen. Irgendwie ist es ihnen gelungen, mir die Identität und die Gedanken zu stehlen, und jetzt wissen sie alles über mich. Ich habe es Berger gemeldet, aber sie wollte nichts davon hören. Als ich Gedankengerechtigkeit gefordert habe, hat sie sich sogar geweigert, das Gespräch anzunehmen.«

»Erklären Sie mir, was Gedankengerechtigkeit ist.«

»Wenn einem die Gedanken gestohlen werden, ist es nur recht und billig, dass man sie wieder zurückbekommt. Es ist Bergers Schuld. Sie hätte es verhindern können. Aber ich habe meine Gedanken noch immer nicht zurück. Außerdem habe ich Terri verloren. Jetzt habe ich nur noch Sie. Bitte helfen Sie mir.«

Scarpetta steckte die behandschuhten Hände in die Taschen ihres Laborkittels und konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass sie immer tiefer in ein Problem hineingezogen wurde. Sie wollte nicht Oscar Banes behandelnde Ärztin werden und hätte ihm am besten sofort mitteilen sollen, dass sie den Kontakt mit ihm abbrechen würde. Dann hätte sie nur noch die beigelackierte Stahltür öffnen und gehen müssen, ohne sich noch einmal umzuschauen.

»Sie haben sie getötet. Ich weiß es genau«, beharrte Oscar. »Und wer sind sie?«

»Keine Ahnung. Jedenfalls verfolgen sie mich. Irgendeine Gruppe, die für eine bestimmte Sache kämpft. Ich bin ihr Ziel. Das geht schon seit einigen Monaten so. Wie kann sie tot sein? Vielleicht bin ich wirklich eine Gefahr für mich selbst und möchte sterben.«

Er brach in Tränen aus.

»Ich habe sie mehr geliebt als jeden anderen Menschen in meinem ganzen Leben. Immer noch hoffe ich, dass ich jeden Moment aufwache und es nicht wahr ist. Es kann nicht wahr sein. Ich bin nicht wirklich hier. Ich hasse Jaime Berger. Möglicherweise bringen sie ja auch jemanden um, den Berger liebt. Dann wird sie merken, wie das ist. Sie wird dieselbe Hölle durchleben. Hoffentlich passiert es. Ich hoffe, dass jemand den Menschen umbringt, den sie am allermeisten liebt.«

»Würden Sie das gern selbst erledigen?«, fragte Scarpetta. Sie drückte ihm einige Papiertaschentücher in die gefesselten Hände. Tränen flossen seine Wangen hinunter, und seine Nase lief.

»Ich weiß nicht, wer sie sind«, sagte er. »Wenn ich draußen frei herumlaufe, werden sie mich wieder verfolgen. Ihnen ist bekannt, wo ich in dieser Minute bin, und sie wollen mich durch Angst und Schrecken unter ihrer Knute halten.«

»Und wie genau tun sie das? Haben Sie Grund zu der Annahme, dass Ihnen jemand nachstellt?«

»Durch moderne Elektronik. Im Internet kann man unzählige gesetzlich zugelassene Geräte bestellen. Mikrowellengesteuerte Apparate, die Stimmen direkt in den Schädel übertragen. Störgeräusche. Radarstrahlen, die Wände durchdringen. Ich habe allen Grund zu glauben, dass ich als Versuchskaninchen in Sachen Gedankenkontrolle herhalten soll. Und wenn Sie daran zweifeln, dass so etwas möglich ist, erinnern Sie sich nur an die Strahlungsexperimente mit Menschen, die die Regierung nach dem Zweiten Weltkrieg durchgeführt hat. Man hat den

Leuten im Rahmen eines Forschungsprojekts zum Thema Atomkrieg heimlich radioaktive Substanzen verabreicht und ihnen Plutonium gespritzt. Das habe ich nicht erfunden.«

»Ich kenne diese Strahlungsexperimente«, erwiderte Scarpetta. »Ich habe darüber gelesen.«

»Ich habe keine Ahnung, was sie von mir wollen«, fuhr er fort. »Es ist nur Bergers Schuld. Das alles ist nur ihre Schuld.« »Das müssen Sie mir näher erklären.«

»Die Staatsanwaltschaft befasst sich mit Identitätsdieb- stahl, Nachstellungen und Belästigungen. Doch als ich anrief, um mit ihr zu sprechen, haben sie mich nicht zu ihr durchgestellt. Das habe ich Ihnen doch schon erzählt. Stattdessen haben sie mich an einen schwachsinnigen Polizisten weitergeleitet, der mich natürlich für verrückt hielt. Deshalb hat niemand etwas unternommen. Es gab keine Ermittlungen. Kein Mensch interessierte sich für meine Beschwerde. Ich vertraue Ihnen und weiß, dass Ihnen andere Menschen wichtig sind. Das habe ich selbst gesehen. Bitte helfen Sie mir. Bitte. Ich fühle mich absolut ausgeliefert. Hier habe ich meine Schutzschilde nicht, nichts, wohinter ich mich verstecken könnte.«

Scarpetta untersuchte die kleine Schürfwunde an der linken Seite seines Halses. Die Kruste schien relativ frisch zu sein.

»Warum vertrauen Sie mir?«, erkundigte sie sich.

»Ich fasse es nicht, wie Sie so etwas sagen können. Wollen Sie mich etwa auch konfus machen?«

»Ich mache weder Sie noch andere Leute konfus.«

Er betrachtete ihr Gesicht, während sie weitere Abschürfungen unter die Lupe nahm.

»Gut«, meinte er. »Ich verstehe, dass Sie vorsichtig sein müssen. Es spielt keine Rolle. Ich habe Sie schon vorher respektiert. Sie kennen diese Leute auch nicht. Also seien Sie auf der Hut.«

»Was meinen Sie mit „vorher“?«

»Es war mutig von Ihnen, über den Mordanschlag auf Benazir Bhutto zu sprechen. Terri und ich haben Sie bei CNN gesehen. Den ganzen Tag bis in den Abend hinein haben Sie darüber geredet und sind so mitfühlend und taktvoll an diese schreckliche Tragödie herangegangen. Außerdem couragiert und sachlich. Aber ich habe gespürt, was in Ihrem Herzen vorging, nämlich, dass Sie ebenso erschüttert waren wie wir. Ihre Anteilnahme war nicht nur Theater, auch wenn Sie sich große Mühe gegeben haben, sich nichts anmerken zu lassen. Da wurde mir klar, dass ich Ihnen vertrauen kann. Ich hatte Sie verstanden, und Terri natürlich auch. Allerdings war sie auch enttäuscht. Ich habe ihr gesagt, sie müsse die Sache aus Ihrer Perspektive betrachten. Denn ich wusste, dass ich Ihnen vertrauen kann.«

»Ich begreife nicht, wie Sie aus einem Auftritt im Fernsehen schließen konnten, dass ich vertrauenswürdig bin.« Scarpetta nahm eine Kamera aus ihrem Tatortkoffer. »Erzählen Sie mir, warum Terri enttäuscht war«, hakte sie nach, als er nicht antwortete.

»Sie wissen genau, warum, und es war absolut verständlich. Sie respektieren Ihre Mitmenschen«, erwiderte Oscar. »Sie bedeuten Ihnen etwas. Sie helfen ihnen. Ich mache, wenn möglich, einen Bogen um Ärzte. Schmerzen kann ich nicht ertragen. Ich bitte sie immer, mich zu betäuben, mir Demerol zu spritzen oder sonst etwas zu unternehmen, falls es weh tun wird. Ich gebe zu, dass ich Angst vor Ärzten habe. Und vor Schmerzen. Ich kann nicht hinschauen, wenn ich eine Spritze kriege. Sonst falle ich in Ohnmacht. Ich verlange immer, dass sie mir die Augen verbinden oder an einer Stelle spritzen, die ich nicht sehen kann. Sie werden mir doch nicht weh tun? Oder mir eine Spritze geben?«

»Nein. Ich werde Ihnen keine Schmerzen zufügen«, entgegnete sie, während sie die Abschürfungen unter seinem linken Ohr untersuchte.

Sie waren flach. Die Hautzellen an den Rändern hatten sich noch nicht regeneriert. Auch hier

waren die Krusten frisch. Ihre Antwort hatte Oscar offenbar überzeugt, und ihre Berührung schien beruhigend auf ihn zu wirken.

»Wer mag es wohl sein, der mich verfolgt und mir nachspioniert?«, begann er von neuern. »Vielleicht die Regierung, aber wenn ja, welche? Oder irgendeine radikale Gruppe oder eine Sekte. Ich weiß, dass Sie sich nicht vor irgendwelchen Regierungen, Gruppen oder Sekten fürchten, sonst würden Sie nicht so offen im Fernsehen sprechen. Das hat Terri auch gesagt. Sie sind ihr großes Vorbild. Wenn sie nur miterleben könnte, dass ich jetzt mit Ihnen in einem Raum sitze und über sie rede. Vielleicht spürt sie es ja. Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod? Daran, dass der Geist eines geliebten Menschen einen nie verlässt?«

Seine blutunterlaufenen Augen richteten sich nach oben, als hielte er Ausschau nach Terri.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll«, sagte er.

»Lassen Sie mich eines klarstellen«, erwiderte Scarpetta. Sie zog sich einen Plastikstuhl heran und setzte sich an den Tisch.

»Ich bin über diesen Fall nicht informiert und habe keine Ahnung, was Ihnen zur Last gelegt wird. Und ich weiß nicht, wer Terri ist.«

Entsetzen malte sich auf seinem Gesicht. »Was soll das heißen?«

»Dass man mich nur hinzugezogen hat, um Ihre Verletzungen zu untersuchen, und ich mich einverstanden erklärt habe. Außerdem bin ich vermutlich nicht die Person, mit der Sie sprechen sollten. Da mir Ihr Wohlergehen sehr am Herzen liegt, fühle ich mich verpflichtet, Ihnen zu sagen, dass Sie sich in noch größere Gefahr bringen, wenn Sie mir weiter von Terri und den Vorfällen erzählen.«

»Sie sind genau die richtige Person.«

Er wischte sich Nase und Augen ab und musterte sie, als dächte er über etwas wirklich Wichtiges nach.

»Sie haben Ihre Gründe«, stellte er schließlich fest. »Vielleicht wissen Sie ja etwas.«

»Sie sollten sich einen Anwalt nehmen. Dann würde jedes Wort, das Sie von sich geben, ohne Einschränkung unter das Anwaltsgeheimnis fallen.«

»Sie sind doch Ärztin. Ärzte unterliegen der Schweigepflicht. Sie dürfen nicht zulassen, dass sich die Polizei in meine medizinische Behandlung einmischt. Die Polizei hat kein Recht auf irgendwelche Informationen, solange ich Sie nicht von der Schweigepflicht entbinde oder eine richterliche Anordnung vorliegt. Sie müssen meine Menschenwürde schützen. So lautet das Gesetz.«

»Im Gesetz steht aber auch, dass die Staatsanwaltschaft oder die Verteidigung mich gerichtlich zur Herausgabe meiner Unterlagen zwingen kann, wenn Ihnen eine Straftat zur Last gelegt wird. Das sollten Sie sich vor Augen halten, bevor Sie mir weiter schildern, was letzte Nacht mit Terri geschehen ist. Bei einer Vorladung wäre ich zu einer Aussage verpflichtet«, betonte sie.

»Jaime Berger hatte ausreichend Gelegenheit, mit mir zu sprechen. Sie kann Ihnen nicht das Wasser reichen und sollte gefeuert werden. Sie hat es verdient, genauso zu leiden wie ich und auch jemanden zu verlieren. Sie ist an allem schuld.«

»Möchten Sie Jaime Berger Schaden zufügen?«, fragte Scarpetta.

»Ich füge niemandem Schaden zu. Sie hat sich die Suppe selbst eingebrockt. Es ist ihre Schuld, und das Universum wird sich dafür rächen. Wenn sie einen geliebten Menschen verliert, hat sie sich das selbst zuzuschreiben.«

»Ich möchte Sie noch einmal darauf hinweisen: Falls Sie wegen eines Verbrechens angeklagt werden sollten, könnte ich vorgeladen werden. Dann bliebe mir nichts anderes übrig, als alles auszusagen, was ich gehört und gesehen habe. Ich wiederhole: Jaime Berger wäre berechtigt,

mich vorzuladen. Haben Sie das verstanden?«

Oscars verschiedenfarbige Augen musterten sie; sein Körper war starr vor Wut. Scarpetta dachte an die schwere Stahltür und fragte sich, ob sie sie öffnen sollte.

»Sie werden keine tragfähigen Beweise finden, um mir die Sache anzuhängen«, meinte er. »Ich habe ihnen freiwillig meine Kleidung ausgehändigt, mein Auto übergeben und ihnen gestattet, meine Wohnung zu durchsuchen, weil ich nichts zu verbergen habe. Sie können sich ja selbst anschauen, wie ich leben muss. Ich möchte, dass Sie es sehen, ich bestehe sogar darauf. Ich habe die Bedingungen gestellt, dass die Polizei die Wohnung nur betreten darf, wenn Sie zugegen sind. Nichts beweist, dass ich Terri getötet habe, solange sie mir nichts unterschieben. Vielleicht ist das ja der Plan. Aber Sie werden mich beschützen, weil Sie meine Zeugin sind. Sie passen auf mich auf, ganz gleich, wo ich bin. Und falls mir etwas zustößt, werden Sie wissen, dass eine Verschwörung dahinter steckt. Aber Sie dürfen niemandem etwas verraten, von dem ich nicht möchte, dass es bekannt wird. Im Moment verbietet Ihnen das Gesetz, mit einem anderen Menschen über das zu sprechen, was hier zwischen uns geschieht. Nicht einmal mit Ihrem Mann. Ich habe ihm erlaubt, mich psychologisch zu untersuchen, und er wird Ihnen bestätigen, dass ich nicht geisteskrank bin. Ich traue seinem Urteil. Und was noch wichtiger ist: Ich wusste, dass er Sie überreden würde herzukommen.«

»Haben Sie ihm dasselbe erzählt wie mir?«

»Ich habe mich nur von ihm untersuchen lassen. Er sollte meinen Verstand unter die Lupe nehmen, Sie den Rest. Ansonsten würde ich nicht kooperieren. Sie dürfen ihm nicht sagen, was wir besprochen haben. Nicht einmal ihm. Und falls sich daran etwas ändert, man mich unter falschen Anschuldigungen vor Gericht stellt und Sie vorgeladen werden? Bis dahin werden Sie mir ohnehin glauben und für mich kämpfen. Sie müssen mir glauben. Schließlich hören Sie nicht zum ersten Mal von mir.«

»Wann soll ich von Ihnen gehört haben?«

»Ich verstehe.« Sein Blick war durchdringend. »Sie haben Anweisung zu schweigen. Gut. Mir gefällt dieses Spiel nicht. Aber in Ordnung. Einverstanden. Ich bitte Sie nur darum, mich anzuhören, mich nicht zu verraten und nicht gegen Ihre Schweigepflicht zu verstoßen. Schließlich haben Sie einmal einen Eid abgelegt.«

Scarpetta hätte jetzt gehen müssen. Doch sie dachte an Berger. Oscar hatte Berger nicht gedroht. Noch nicht. Und solange er es nicht tat, durfte Scarpetta kein Sterbenswörtchen verlauten lassen. Allerdings verhinderte das nicht, dass sie sich um Berger und die Menschen sorgte, die ihr nahe standen. Deshalb wünschte sie, Oscar möge endlich den Mund aufmachen und klipp und klar sagen, dass er sich an Berger oder sonst jemandem rächen wollte. Dann wäre Schluss mit dem Arztgeheimnis gewesen, und es hätte wenigstens die Möglichkeit bestanden, ihn wegen Androhung einer Straftat festzuhalten.

»Ich werde mir Notizen machen und eine Akte anlegen«, meinte Scarpetta.

»Ja, Notizen, das ist gut. Ich möchte, dass Sie die Wahrheit schriftlich in Händen halten. Nur für den Fall, dass etwas passiert.«

Scarpetta nahm einen Block und einen Stift aus der Tasche ihres Laborkittels.

»Vermutlich werde ich sterben«, sagte er. »Es gibt wahrscheinlich keinen Ausweg. Sie werden mich sicher kriegen. Könnte mein letzter Neujahrstag gewesen sein. Doch eigentlich ist das egal.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Weil sie immer wissen, was ich gerade tue oder wo ich bin.«

»Auch jetzt in diesem Augenblick?«

»Vielleicht. Aber wissen Sie, was?« Er schaute zur Tür. »Es ist eine ziemlich dicke

Stahlschicht, um sie zu durchdringen. Ich bin nicht sicher, ob sie es schaffen, werde aber trotzdem mit dem, was ich sage und denke, vorsichtig sein. Sie müssen aufmerksam zuhören und meine Gedanken lesen, so gut sie können. Irgendwann werden sie auch noch den Rest meines freien Willens und meiner Gedanken an sich reißen. Möglicherweise üben sie nur und brauchen dazu ein Versuchskaninchen. Schließlich hat die CIA schon seit einem halben Jahrhundert Pläne in der Schreibtischschublade, wie man das menschliche Verhalten durch neurologisch wirksame Elektromagneten beeinflussen kann, ohne dass derjenige es bemerkt. Und an wem, glauben Sie, üben die? Und was, meinen Sie, geschieht, wenn man in so einem Fall zur Polizei geht? Aus geheimnisvollen Gründen wird keine Anzeige aufgenommen. Genau wie es passiert ist, als ich es bei Ms. Berger melden wollte. Man hat mich abgewimmelt. Und jetzt ist Terri tot. Ich bin weder paranoid, noch habe ich irgendeinen psychotischen Schub. Ich leide nicht an einer Persönlichkeitsstörung oder an Wahnvorstellungen. Ich gehe auch nicht davon aus, dass Außerirdische mit Massenvernichtungswaffen hinter mir her sind, auch wenn ich mir in dieser Hinsicht manchmal ein wenig Sorgen um unsere Politiker mache. Vielleicht führen wir ja deshalb Krieg im Nahen Osten. Das sollte ein Scherz sein, obwohl mich inzwischen nichts mehr überraschen würde.«

»Sie scheinen sich gut mit Psychologie und Psychiatrie auszukennen.«

»Ich habe einen Doktortitel und gebe Seminare in der Geschichte der Psychiatrie am Gotham College.«

Scarpetta, die noch nie davon gehört hatte, fragte ihn, wo dieses College sei.

»Nirgendwo«, erwiderte er.

5

Ihr Benutzername war Shrew - die Widerspenstige -, weil ihr Mann sie immer so genannt hatte. Es war nicht immer beleidigend gemeint, sondern manchmal auch als Kosename.

»Sei doch nicht so ein widerspenstiges Weibsbild«, schimpfte er, wenn sie sich über seine Zigarren oder seine Schlamperei beschwerte. »Wollen wir ein Schlückchen trinken, meine kleine Widerspenstige? «, bedeutete normalerweise, dass es nach fünf war, er gute Laune hatte und sich die Nachrichten anschauen wollte.

Wenn sie dann die Gläser und eine Schale mit Cashewnüssen brachte, klopfte er neben sich auf das Polster der mit hellbraunem Cord überzogenen Couch. Nach einer halben Stunde Nachrichten, die - was man nicht eigens zu erwähnen brauchte - nie gut waren, wurde er still, nannte sie nicht mehr Zankweibchen und sprach auch nicht mehr mit ihr. Beim Abendessen waren nur noch Kaugeräusche zu hören. Anschließend zog er sich zum Lesen ins Schlafzimmer zurück. Eines Tages ging er noch kurz etwas erledigen und kam nie wieder.

Sie gab sich keinen Illusionen hin, was er von ihrer Tätigkeit gehalten hätte, wenn er noch hier gewesen wäre. Er hätte es niemals geduldet, dass sie als anonyme System-Administratorin der Website von Gotham Gotcha arbeitete, und die Website selbst als widerwärtigen Müll bezeichnet, nur dazu gedacht, andere Menschen gnadenlos bloßzustellen und zu kränken. Außerdem hätte er es für Wahnsinn gehalten, sich von Leuten bezahlen zu lassen, denen sie niemals begegnet war und deren Namen sie nicht einmal kannte. Er hätte es ausgesprochen unseriös gefunden, dass Shrew keine Ahnung hatte, wer der geheimnisvolle Verfasser der Kolumne war.

Doch am meisten hätte ihn entsetzt, dass es sich bei dem »Agenten«, der sie telefonisch eingestellt hatte, um einen Ausländer handelte. Der Mann hatte zwar behauptet, in England zu leben, klang aber etwa so englisch wie Tony Soprano. Hinzu kam, dass er Shrew gezwungen hatte, einige Verträge zu unterzeichnen, ohne dass sie sie zuvor ihrem Anwalt hatte vorlegen

können. Nachdem der Papierkram erledigt war, musste sie einen Monat lang zur Probe arbeiten. Ohne Bezahlung. Anschließend hatte sie nie jemand angerufen, um ihr mitzuteilen, wie zufrieden man mit ihrer Leistung sei oder dass der Chef (wie Shrew den namenlosen Verfasser nannte) sie in den höchsten Tönen gelobt hätte. Sie hatte nie wieder ein Wort von dem Agenten gehört.

Also hatte sie einfach weitergearbeitet. Alle zwei Wochen wurde ein Betrag auf ihr Konto überwiesen. Ohne Steuerabzug. Außerdem erhielt sie weder betriebliche Sozialleistungen noch eine Erstattung ihrer Aufwendungen, wie zum Beispiel den neuen Computer und den Reichweitenverstärker für ihr drahtloses Netzwerk, den sie vor einigen Monaten gekauft hatte. Auch auf Gehaltsfortzahlung im Krankheitsfall oder Überstundenvergütung musste sie verzichten. Wie der Agent ihr erklärt hatte, gehörte es zu ihren Aufgaben, rund um die Uhr zur Verfügung zu stehen.

In einem früheren Leben hatte Shrew richtige Positionen bei real existierenden Unternehmen bekleidet. Ihre letzte Stelle war die der Leiterin des Datenbank- Marketing bei einer Unternehmensberatung gewesen. Sie war nicht unerfahren und wusste genau, dass ihre derzeitigen Arbeitsbedingungen ungesetzlich waren. Allerdings wurde sie verhältnismäßig gut bezahlt, und es war ihr eine Ehre, bei einem namenlosen Prominenten beschäftigt zu sein, über dessen Kolumne nicht nur New York, sondern das ganze Land sprach.

An den Feiertagen hatte Shrew immer alle Hände voll zu tun. Nicht aus privaten Gründen, denn ein Privatleben war ihr eigentlich nicht gestattet. Doch auf der Website ging es dann stets besonders hoch her, weshalb die Gestaltung des Werbebanners eine große Herausforderung war. Shrew war zwar eine kluge Frau, hielt sich aber nicht sehr viel auf ihre Fähigkeiten als Grafikdesignerin zugute.

Um diese Jahreszeit stieg auch die Anzahl der Artikel. Anstatt drei Kolumnen pro Woche zu verfassen, verausgabte sich der Chef, um seine Anhängerschaft und die Sponsoren zufriedenzustellen und sie dafür zu belohnen, dass sie ein Jahr lang als treues und begeistertes Publikum Geld in seine Kassen gespült hatten. Von Heiligabend an hatte Shrew deshalb Anweisung, eine Kolumne täglich ins Netz zu stellen. Manchmal hatte sie Glück und erhielt einige Texte auf einmal, so dass sie sie in die Warteschlange setzen und automatisch nacheinander abschicken konnte. Auf diese Weise verschaffte sie sich eine kurze Pause und konnte ein paar Kleinigkeiten wie einen Friseurbesuch oder einen Spaziergang unternehmen, anstatt auszuharren, bis der Chef Nachschub lieferte. Allerdings interessierte sich der Chef nicht im Geringsten für Shrews Wohlbefinden - und wahrscheinlich sah die Wahrheit sogar noch ein wenig unschöner aus.

Shrew hatte nämlich den Verdacht, dass der Chef die Dinge absichtlich verzögerte und seinen Computer so programmierte, damit er stets nur einen Text auf einmal abschickte, obwohl er sicherlich schon mehrere in der Schublade hatte. Und daraus ließen sich wiederum zwei wichtige Dinge ableiten.

Erstens hatte der Chef im Gegensatz zu Shrew offenbar ein Privatleben und arbeitete im Voraus, damit er vielleicht verreisen, Zeit mit Freunden und Familie verbringen oder sich einfach nur ausruhen konnte. Und zweitens machte sich der Chef anscheinend Gedanken über sein Verhältnis zu Shrew und wollte sie nicht vergessen lassen, dass sie klein, unwichtig und dem namenlosen Prominenten auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war. Shrew war ein Nichts, weshalb sie auch kein Recht auf ein paar Tage Freizeit hatte, an denen alles erledigt war und sie nicht an die Arbeit denken musste. Sie hatte die Pflicht, dem Chef stets zur Verfügung zu stehen und nach seiner Pfeife zu tanzen. Der Chef erhörte Shrews Gebete - oder auch nicht -, indem er nach Gutdünken zur Maus griff und »jetzt senden« anklickte.

Deshalb war es ein Glück, dass es Shrew ohnehin vor den Feiertagen gegraut hatte. Für sie bedeuteten sie nicht mehr als ein leeres Schiff, das sie von einem Jahr ins nächste trug und sie daran erinnerte, was ihr fehlte, worauf sie sich nicht freuen konnte, und wie grausam und böswillig die Biologie ihr mitspielte. Im Rückblick hatte sich dieser Prozess - anders, als es die Logik eigentlich gebot - nicht schrittweise vollzogen: ein graues Härchen hier, eine Falte oder ein steifes Gelenk da.

Stattdessen hatte sie eines Tages in den Spiegel geschaut, ohne die Dreißigjährige in sich zu sehen und ohne die fremde Greisin zu erkennen, die ihr da entgegenblickte. Wenn sie ihre Brille aufsetzte, bemerkte sie inzwischen schlaffe, runzelige Haut und stellte fest, dass sich Pigmentflecken überall auf ihrem Körper breit gemacht hatten wie Hausbesetzer. Ihr Haar war wie ein vernachlässigter Rasen von seinem angestammten Platz an eine Stelle außerhalb des Gartens gewandert. Außerdem fragte sie sich, wozu sie so viele Venen brauchte - vermutlich damit ihr Blut die lebensmüden Zellen schneller erreichte.

Deshalb war sie froh, in diesen freudlosen Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr keine Minute für sich zu haben. Sie stand auf Abruf bereit und wartete auf die nächste Kolumne, ganz gleich, wie viele bereits im Umlauf waren und die Stimmung in New York bis zum Höhepunkt aufheizten, dem Neujahrstag, wenn der Chef für gewöhnlich zwei Kolumnen gleichzeitig veröffentlichte. Selbstverständlich handelte es sich dabei um die sensationellsten Klatschgeschichten.

Shrew hatte die zweite vor kurzer Zeit erhalten und war gleichzeitig überrascht und verwundert. Der Chef befasste sich nie zweimal nacheinander mit demselben Prominenten, doch auch diese zweite Meldung des Tages drehte sich ausschließlich um Dr. Kay Scarpetta. Ganz sicher würde sie einschlagen wie eine Bombe, denn sie enthielt alles, was ein saftiges Gerücht ausmachte: Sex, Gewalt und die katholische Kirche.

Shrew rechnete mit einem regen Rücklauf von Kommentaren und vielleicht sogar mit einer zweiten Verleihung des begehrten Skandaljournalismus- Preises. Natürlich würde wie beim letzten Mal wieder das Rätselraten beginnen, wenn niemand erschien, um ihn entgegenzunehmen. Allerdings war Shrew die Sache nicht ganz geheuer. Was hatte diese hochangesehene Gerichtsmedizinerin bloß verbrochen, dass der Chef derart auf ihr herumhackte?

Sorgfältig las sie die neue Kolumne noch einmal durch, um sicherzugehen, dass sie keinen Tipp- oder Kommafehler übersehen hatte. Während sie den Text formatierte, fragte sie sich, woher um alles in der Welt der Chef diese streng persönlichen Informationen hatte, die sie wie immer rot kennzeichnete. Diese Markierung bedeutete, dass die betreffende Tatsache noch nie zuvor bekannt geworden war, also eine besondere Wichtigkeit besaß. Mit seltenen Ausnahmen handelte es sich bei den hier veröffentlichten Gerüchten nämlich um Anekdoten, Beobachtungen, Klatsch und Lügengeschichten, eingeschickt von den Fans und aussortiert von Shrew, die sie anschließend an die Datenbank des Chefs weiterleitete. Diese Fakten über Dr. Scarpetta waren jedoch nie über Shrews Schreibtisch gegangen.

Wie also war der Chef da rangekommen ?

Falls die Informationen stimmten, war Dr. Kay Scarpetta in einer armen, bildungsfernen italienischen Familie aufgewachsen. Ihre Schwester hatte es schon vor der Pubertät mit Jungs getrieben. Ihre Mutter war dumm wie Bohnenstroh, und ihr Vater, gerade erst eingewandert, betrieb einen kleinen Gemischtwarenladen, wo die kleine Kay als Kind häufig aushalf. Jahrelang hatte sie in seinem Krankenzimmer die Ärztin gespielt, als er an Krebs erkrankt war, ein Umstand, der ihre spätere Faszination für den Tod erklärte. Der Gemeindepriester hatte Mitleid mit ihr gehabt und ihr ein Stipendium an einer konfessionellen Schule in Miami beschafft, wo sie

als Streberin, Jammerlappen und Petze galt. Alles gute Gründe, warum die anderen Mädchen sie verabscheuten.

An diesem Punkt schwenkte der Chef um und verwandelte seinen Bericht in eine Geschichte, eine Form, die er bis zur Vollkommenheit beherrschte.

... An jenem Nachmittag saß Kay, unsere kleine Südstaatlerin, allein im Chemiesaal und arbeitete an einer Fleißaufgabe, um ihre Note noch weiter zu verbessern. Da kam Schwester Polly hereingestürmt und rauschte in ihrer schwarzen Tracht und mit fliegendem Schleier durch den leeren Raum. Ein strenger Blick aus frommen Augen richtete sich auf die kleine Kay.

»Was lehrt der liebe Gott uns über das Verzeihen, Kay?«, fragte Schwester Polly, die Hände in die jungfräulichen Hüften gestemmt.

»Dass wir unserem Nächsten verzeihen müssen, so wie er uns verziehen hat.«

»Und hast du seinem Gebot gehorcht? Was hast du dazu zu sagen?«

»Ich habe nicht gehorcht.« » Weil du gepetzt hast.«

»Ich habe an einer Rechenaufgabe gesessen. Meine Bleistifte lagen auf dem Tisch, Schwester Polly, und Sarah hat sie alle zerbrochen. Deshalb musste ich neue kaufen. Sie weiß doch, dass meine Familie arm ist ... «

»Und jetzt hast du schon wieder gepetzt.« Schwester Polly griff in ihre Tasche. »Gott glaubt an die Wiedergutmachung«, sagte sie. Nachdem sie der kleinen Kay fünfundzwanzig Cent in die Hand gedrückt hatte, gab sie ihr eine Ohrfeige.

Dann wies Schwester Polly sie an, für ihre Feinde zu beten und ihnen zu verzeihen. Sie tadelte die kleine Kay streng, weil Petzen eine Sünde sei, und betonte ausdrücklich, dass der liebe Gott nicht viel für Menschen übrig habe, die den Mund nicht halten könnten.

Im Badezimmer auf der anderen Seite des Flurs verschloss Schwester Polly die Tür und nahm ihren schwarzen Ledergürtel ab. Dann befahl sie der kleinen Kay, ihren karierten Kittel, die Bluse mit dem Peter-Pan-Kragen und die Unterwäsche auszuziehen. Anschließend musste sie sich vorbeugen und ihre Knie umfassen...

Nachdem Shrew sich vergewissert hatte, dass die Kolumne reif für die Veröffentlichung war, gab sie ihr Passwort als System-Administrator ein, um auf die Website zugreifen zu können. Allerdings hatte sie kein gutes Gefühl, als sie den Text ins Netz stellte.

Hatte Scarpetta in letzter Zeit etwas getan, um den Hass des Chefs - wer immer er auch sein mochte - heraufzubeschwören?

Shrew blickte aus dem Fenster hinter ihrem Computer und stellte fest, dass schon den ganzen Tag ein Streifenwagen vor dem Mietshaus aus Backstein auf der anderen Straßenseite parkte. Ob wohl ein Polizist eingezogen war? Jedoch hielt sie es für ziemlich unwahrscheinlich, dass ein gewöhnlicher Cop sich die Mieten in Murray Hillleisten konnte. Vielleicht beobachtete er ja das Haus. Womöglich trieb sich ja ein Einbrecher oder ein gefährlicher Verrückter in der Gegend herum. Wieder musste sie daran denken, dass der Chef offenbar plante, der Gerichtsmedizinerin, die sie so bewunderte, den Neujahrstag zu verderben.

Zuletzt hatte sie Dr. Scarpetta ein paar Tage nach Weihnachten im Fernsehen gesehen. Das war anlässlich der Ermordung von Benazir Bhutto gewesen. Dr. Scarpetta hatte diplomatisch und taktvoll beschrieben, welchen Schaden ein Schrapnell, eine Kugel oder stumpfe Gewalteinwirkung anrichten konnten, und zwar abhängig davon, welcher Teil des Gehirns und des Rückenmarks betroffen war. Vielleicht war das der Grund für die erste Kolumne des Chefs heute Morgen gewesen. Aber die zweite Kolumne jetzt? üb Dr. Scarpetta einer Person mit starken Vorurteilen auf die Zehen getreten war? Wenn ja, was für ein Mensch war dann Shrews Arbeitgeber? Handelte es sich um jemanden, der Pakistaner oder den Islam hasste? Der die Demokratie, Menschenrechte oder die Gleichberechtigung der Frau ablehnte? Es

konnte natürlich auch sein, dass es sich bei diesem zeitlichen Zusammentreffen um einen Zufall handelte und dass das eine nichts mit dem anderen zu tun hatte.

Allerdings wurde Shrew den Gedanken nicht los, dass es sich doch so verhielt, und ihr kam plötzlich ein völlig neuer und schrecklicher Verdacht. Was, wenn sie für eine terroristische Vereinigung arbeitete, die diese berüchtigte und sehr profitable Klatschseite im Internet dazu benutzte, heimlich Informationen mit extremistischen Sympathisanten auszutauschen, Propaganda zu verbreiten und - was am schlimmsten war - Terroranschläge zu finanzieren?

Shrew wusste es nicht. Doch wenn sie richtig lag, war es nur eine Frage der Zeit, bis man sich mit ihr befasste, und »man« war entweder das Ministerium für Heimatschutz oder die Terrorgruppe, die sie für ihre streng geheime und zugegebenermaßen höchst zweifelhafte Tätigkeit - über die sie noch nie mit jemandem gesprochen hatte - bezahlte.

Soweit sie feststellen konnte, wussten nur der italienische Agent, der sie telefonisch eingestellt hatte (sie hatte ihn nie zu Gesicht bekommen und kannte auch seinen Namen nicht), und der anonyme Autor, der die Kolumnen schrieb und sie per E-Mail an Shrew schickte, damit sie sie Korrektur las und formatierte, dass sie für Gotham Gotcha arbeitete. Sie stellte die Artikel dann ins Netz, den Rest erledigte das Programm, so dass die Kolumnen eine Minute nach Mitternacht auf der Website erschienen. Falls wirklich Terroristen dahintersteck- ten, hatten sie Dr. Scarpetta im Visier und wollten sie beruflich und persönlich treffen. Womöglich war sogar ihr Leben in Gefahr.

Shrew musste sie warnen.

Aber wie sollte sie das tun, ohne zuzugeben, dass sie die anonyme Systemverwalterin einer anonymen Website war?

Gar nicht.

Grübelnd saß sie vor ihrem Computer, beobachtete den Streifenwagen vor ihrem Fenster und überlegte, wie sie ihr eine Botschaft zukommen lassen sollte, ohne ihren Namen zu verraten.

Während sie noch diesen unangenehmen Gedanken nachhing, wurde so laut an die Tür geklopft, dass sie zusammenzuckte. Vielleicht war es ja der seltsame junge Mann aus der Wohnung gegenüber. Wie die meisten Leute, die noch Angehörige besaßen, war er über die Feiertage verreist gewesen. Nun war er vermutlich zurück und wollte sich etwas borgen oder eine Frage stellen.

Als sie durch den Türspion spähte, sah sie zu ihrem Entsetzen ein flächiges, derbes Gesicht, einen kahl werdenden Schädel und eine altmodische Nickelbrille.

o mein Gott!

Sie griff zum Telefon und wählte die Notrufnummer der Polizei.

In der Cafeteria des Bellevue saßen Benton Wesley und Jaime Berger in einer rosafarben gepolsterten Nische hinten im Raum, wo sie ungestört waren. Wer Berger nicht kannte, bemerkte sie häufig ohnehin nicht.

Ihr Äußeres war ansprechend, ihre Figur mittelgroß und schlank. Außerdem hatte sie dunkelblaue Augen und schimmerndes dunkles Haar. Wie immer war sie elegant gekleidet, heute trug sie einen anthrazitfarbenen Kaschmirblazer, einen schwarzen Pulli mit Knöpfen, einen schwarzen, hinten geschlitzten Rock und schwarze Pumps mit kleinen silbernen Schnallen an den Seiten. Berger takelte sich zwar nicht auf, hatte aber kein Problem damit, weiblich zu wirken. Sie war dafür berüchtigt, dass sie sich, wenn die Blicke von Anwälten, Polizisten oder Gewaltverbrechern über ihre Kurven glitten, vorbeugte und auf ihre Augen deutete. »Hier spielt die Musik, wenn ich mit Ihnen rede«, pflegte sie dann zu sagen.

Sie erinnerte Benton in vielem an Scarpetta. Ihre Stimme war ebenso leise und dunkel und zwang zur Aufmerksamkeit, gerade deshalb, weil sie diese nicht einforderte. Beider Gesichter

strahlten Klugheit aus. Und ihre Figur entsprach genau Bentons Vorstellungen, klare Linien und üppige Kurven. Er hatte eben seine Vorlieben, das musste er zugeben. Doch wie er gegenüber Dr. Thomas gerade beteuert hatte, war er Scarpetta treu und würde es immer bleiben. Selbst in seinen Träumen betrog er sie nicht und schaltete sofort auf einen anderen Kanal um, wenn in seinen Phantasien erotische Wunschvorstellungen abliefen, die sie nicht einschlossen. Ein Seitensprung kam für ihn nicht in Frage. Niemals.

Allerdings war er nicht immer so tugendhaft gewesen.

Hatte Dr. Thomas vielleicht recht? Seine erste Frau Connie hatte er betrogen, und wenn er ehrlich mit sich war, hatte er schon ziemlich früh damit angefangen. Damals hatte er sich vorgemacht, dass es nicht verwerflich, ja, sogar gesund sei, sich an denselben Zeitschriften und Filmen zu ergötzen wie seine Geschlechtsgenossen. Insbesondere während der vier zölibatären Monate an der FBI - Akademie, wo es abends nicht viel mehr zu tun gab, als sich ein paar Bier im Aufenthaltsraum zu genehmigen und dann in sein Zimmer zurückzukehren, um ein wenig Dampf abzulassen und dem streng reglementierten Alltag zu entfliehen.

Diese heimliche, aber wohltuende Praxis hatte er während seiner Vernunftehe beibehalten, bis er und Scarpetta an einem Fall zu viel zusammengearbeitet hatten und gemeinsam im Travel Eze Motel gelandet waren. Er hatte seine Frau und die Hälfte einer beträchtlichen Erbschaft verloren. Seine drei Töchter wollten noch immer nichts von ihm wissen. Bis zum heutigen Tage zeigten ihm einige seiner früheren FBI-Kollegen wegen seiner zweifelhaften moralischen Grundsätze die kalte Schulter. Doch das kümmerte ihn nicht.

Noch schlimmer als die Gleichgültigkeit und die Leere dort, wo er eigentlich Reue hätte empfinden müssen, war die Gewissheit, dass er es jederzeit wieder tun würde. Und er tat es oft, zumindest in seinen Gedanken. Er ließ die Szene in dem Hotelzimmer Revue passieren. Seine Verletzungen bluteten und mussten genäht werden. Scarpetta versorgte sie. Und kaum hatte sie ihn verbunden, begann er schon, sie auszuziehen. Es war wie ein Traum gewesen.

Was ihn rückblickend betrachtet bis heute wunderte, war, dass er es geschafft hatte, über fünf Jahre lang mit ihr zusammenzuarbeiten, ohne schon früher der Versuchung zu erliegen. Je weiter er in seinen Gesprächen mit Dr. Thomas in der Geschichte seines Lebens zurückblätterte, desto mehr erstaunliche Dinge fielen ihm auf. Vor allem war da Scarpettas Begriffsstutzigkeit. Sie hatte wirklich nicht geahnt, was er empfand, und war sich ihrer eigenen Gefühle dennoch bewusst gewesen. Das hatte sie ihm zumindest gesagt, als er ihr gestanden hatte, er habe mit wenigen Ausnahmen eine Erektion verbergen wollen, wenn er seinen Aktenkoffer auf dem Schoß hielt.

Auch bei unserer ersten Begegnung?

Vermutlich.

Im Leichenschauhaus? Ja.

Als wir in deinem schauerlichen Konferenzsaal in Quantico Fälle durchgegangen sind und Berichte gelesen, Fotos gesichtet und endlose Debatten geführt haben?

Besonders dann. Und wenn ich dich anschließend zu deinem Auto begleitet habe, musste ich mich überwinden, um nicht einzusteigen und …

Wenn ich das geahnt hätte, hatte Scarpetta ihm eines Abends gesagt, nachdem sie viel Wein getrunken hatten, hätte ich dich auf der Stelle verführt, anstatt fünf gottverdammte Jahre solo zu vergeuden.

Solo? Soll das heißen … ?

Nur weil ich Tag für Tag mit Toten zusammen bin, bedeutet das nicht, dass sich bei mir nichts mehr regt.

»Das ist der wichtigste Grund, warum ich es nicht tun werde«, verkündete Jaime Berger

gerade. »Antidiskriminierungsgesetz. Politische Eitelkeiten. Hörst du mir überhaupt zu?«

»Ja. Wenn ich ein bisschen abwesend wirke, muss das am Schlafmangel liegen.«

»Ich will mich auf gar keinen Fall dem Vorwurf der Voreingenommenheit aussetzen. Insbesondere jetzt während der öffentlichen Debatte über Kleinwüchsigkeit und die jahrhundertealten Vorurteile und Missverständnisse in diesem Zusammenhang. Nehmen wir zum Beispiel die Post von heute Morgen. Die Schlagzeile war etwa so groß.« Sie hielt die Hände ungefähr fünf Zentimeter auseinander. »Killerzwerg. Entsetzlich. Genau das wollen wir vermeiden. Ich rechne mit Konsequenzen, insbesondere wenn andere Medien den Ausdruck aufgreifen und er sich immer mehr festsetzt.« Sie sah ihm in die Augen. »Leider habe ich ebenso wenig Einfluss auf die Presse wie du.«

Das klang, als hätte sie etwas anderes gemeint.

Benton hatte damit gerechnet. Er wusste genau, dass Berger nicht nur wegen des Falls Terri Bridges hier war. Er hatte einen taktischen Fehler gemacht. Es wäre besser gewesen, die Gotham-Gotcha- Kolumne früher zu erwähnen.

»Die Errungenschaften des modernen Journalismus«, fügte Berger hinzu. »Wir wissen nie, was wahr ist.«

Am liebsten hätte sie Benton vorgeworfen, sein Schweigen sei so gut wie eine Lüge gewesen. Doch faktisch stimmte das nicht. Pete Marino hatte kein Verbrechen begangen. Dr. Thomas hatte recht. Da Benton während des Vorfalls nicht zugegen gewesen war, würde er nie erfahren, was genau Marino in jener schwülwarmen Nacht letzten Mai in Charleston getan hatte. Marinos absolut untragbares Verhalten unter Alkoholeinfluss war nie gemeldet und auch kaum besprochen worden. Auch die kleinste Andeutung von Bentons Seite wäre Verrat an Scarpetta - und auch an Marino - und außerdem nichts als Hörensagen gewesen, was Berger unter anderen Umständen niemals dulden würde.

»Leider«, erwiderte Benton, »passiert in der Klinik dasselbe. Die anderen Patienten geben ihm Spitznamen.« »Revuezwerg, Zirkusäffchen, der Zauberer von Oz«, bestätigte Berger.

Sie griff nach ihrem Kaffeebecher. Jedes Mal, wenn sie die Hand bewegte, bemerkte Benton, dass der dicke Diamantring und der passende Ehering fehlten. Beinahe hätte er im vergangenen Sommer nachgefragt, da er sie schon einige Jahre nicht gesehen hatte. Doch er verkniff sich die Bemerkung, als ihm klar wurde, dass sie ihren millionenschweren Ehemann und die Stiefkinder nie erwähnte. Überhaupt sprach sie nie über ihr Privatleben. Nicht einmal bei der Polizei kursierten Gerüchte.

Vielleicht gab es da ja auch nichts zu erzählen. Es konnte durchaus sein, dass mit ihrer Ehe alles zum Besten stand und sie eine Metallallergie entwickelt hatte oder befürchtete, ausgeraubt zu werden. Allerdings hätte sie sich, falls Letzteres zutraf, auch Sorgen um die Blancpain an ihrem Handgelenk machen sollen. Nach Bentons Einschätzung handelte es sich um eine Uhr mit limitierter Auflage, die gut und gern hunderttausend Dollar gekostet hatte.

»Negative Darstellungen in den Medien und in der Unterhaltungsindustrie«, sprach Berger weiter. »Sie gelten als Idioten und geistig zurückgeblieben. Der Film Wenn die Gondeln Trauer tragen. Die Zwerge in den Märchen. Hofnarren. Und, eigentlich recht passend, der allgegenwärtige Zwerg, der alles, von Cäsars Siegen bis hin zu Moses im Schilf, miterlebt. Oscar Bane hat etwas gesehen und beschuldigt gleichzeitig andere, ihn zu beobachten. Er behauptet, er sei ein Opfer von Nachstellung, Spionage und elektronischer Überwachung. Außerdem sei die CIA beteiligt und quäle ihn im Rahmen eines Experiments oder aus reiner Willkür mit elektronischen Anti-Personenwaffen.«

»Diese Einzelheiten hat er mir gegenüber nicht erwähnt«, antwortete Benton.

»Das hat er jedenfalls gemeldet, als er vor einem Monat in meinem Büro angerufen hat. Ich

komme gleich noch einmal darauf zu sprechen. Wie schätzt du seinen Geisteszustand ein?«

»Die Ergebnisse sind erstaunlich widersprüchlich. Der MMPI - Test, der alle wesentlichen Persönlichkeitsmerkmale erfasst, weist auf introvertierte Neigungen hin. Beim Rorschach- Test hat er Gebäude, Blumen, Seen und Berge gesehen, aber keine Menschen. Beim TAT war es genauso. Ein Wald mit Augen und Gesichter im Laub. Alles Anzeichen dafür, dass sich jemand von seinen Mitmenschen absondert. Von tief sitzenden Ängsten, Paranoia, Einsamkeit, Enttäuschung und Furcht. Die Ergebnisse beim Projective-Figure-Drawing-Test, einem Verfahren zur Diagnose von Schizophrenie, waren die eines Erwachsenen. Allerdings hat er wieder keine menschlichen Gestalten gezeichnet, nur Gesichter mit leeren Augen. Ebenfalls ein Hinweis auf Paranoia. Das Gefühl, beobachtet zu werden. Jedoch deutet nichts darauf hin, dass er schon lange an dieser Paranoia leidet. Und das ist der Widerspruch, der mich so beunruhigt. Er ist paranoid, aber meiner Ansicht nach erst seit kurzem«, erklärte Benton.

»Also fürchtet er sich momentan vor etwas, das ihm real erscheint.«

»Meiner Meinung nach, ja. Er hat Angst und ist depressiv.« »Und diese Paranoia«, hakte Berger nach, »ist, ausgehend von deiner Erfahrung und der Zeit, die du mit ihm verbracht hast, kein Dauerzustand? Er hat sie nicht schon seit seiner Kindheit? Er könnte doch wegen seiner Kleinwüchsigkeit schon immer paranoid gewesen sein. Vielleicht wurde er verspottet, misshandelt oder diskriminiert?«

»Diese Kindheitserfahrungen scheinen bei ihm nicht vorzuliegen. Er hatte nur Schwierigkeiten mit der Polizei. Immer wieder hat er mir gesagt, wie sehr er die Polizei hasst. Dich hasst er übrigens auch.«

»Und dennoch hat er mit der Polizei zusammengearbeitet.

Sogar sehr bereitwillig. Lass mich raten. Seine hohe Kooperationsbereitschaft wird uns nicht weiterbringen.« Dass Oscar sie hasste, interessierte sie offenbar nicht.

»Ich hoffe, du wirst Gelegenheit bekommen, mit ihm zu sprechen«, sagte Benton.

Es hieß, Berger könnte einem Stein ein Geständnis entlocken, wenn das Opfer ein zerbrochenes Fenster gewesen wäre.

»Mich macht stutzig, dass er plötzlich mit Menschen zusammenarbeiten will, denen er offensichtlich nicht vertraut«, wandte sie ein. »Er hat uns ja mehr oder weniger freie Hand gelassen. Biologische Proben und eine Aussage, solange Kay diejenige ist, die sie ihm abnimmt. Seine Kleidung, sein Auto, seine Wohnung, wenn Kay dabei ist. Warum?«

»Wegen seiner Ängste vielleicht?«, schlug Benton vor. »Wie ich vermute, will er uns demonstrieren, dass es keinerlei Beweise gibt, die ihn zum Mörder von Terri Bridges machen. Es ist ihm vor allem wichtig, dass Kay ihm glaubt.«

»Er sollte sich mehr Sorgen um mich machen.«

»Dir vertraut er aber nicht, nur Kay, und zwar ohne angemessenen Grund, und das gefällt mir gar nicht. Nun aber zurück zu seinem Geisteszustand. Er möchte ihr zeigen, dass er ein anständiger Kerl ist und nichts verbrochen hat. Solange sie ihm glaubt, fühlt er sich sicher. Körperlich und was sein Selbstbild betrifft. Er ist auf ihre Wertschätzung angewiesen. Ohne sie weiß er kaum noch, wer er ist.«

»Ich habe Neuigkeiten für dich. Wir wissen sehr wohl, wer er ist und was er wahrscheinlich getan hat.«

»Du musst verstehen, dass die Angst, jemand könnte ihre Gedanken beeinflussen, für viele Menschen sehr real ist. Tausende glauben, Opfer von Waffen zu sein, die ihr Denken steuern. Die Regierung spioniert sie aus, programmiert sie um und lenkt ihre Gedanken und ihr gesamtes Leben durch Filme, Computerspiele, Chemikalien, Mikrowellen und Implantate. Diese Ängste haben in den letzten acht Jahren rasant zugenommen. Als ich vor einiger Zeit im Central

Park spazieren ging, bin ich einem Mann begegnet, der sich mit den Eichhörnchen unterhielt. Ich habe ihn eine Weile beob-achtet. Plötzlich drehte er sich um und erzählte mir, er sei Zielscheibe genau der Machenschaften, von denen wir gerade reden. Er kämpfe dagegen an, indem er die Eichhörnchen besuche. Wenn er sie dazu bringen könne, ihm Erdnüsse aus der Hand zu fressen, wisse er, dass er noch in der Wirklichkeit lebe. Er wolle sich von diesen Mistkerlen nicht klein kriegen lassen.«

»New York, wie es leibt und lebt. Und die Tauben haben alle einen Ortungssender eingebaut.«

»Und die Spechte unterzieht man mit Hilfe von Tesla-Schwerkraft-Radarwellen einer Gehirnwäsche«, fügte Benton hinzu.

Berger runzelte die Stirn. »Gibt es hier überhaupt Spechte?« »Frag Lucy nach den genauen technischen Details und Experimenten, die wie der Albtraum eines Schizophrenen klingen«, erwiderte er. »Nur, dass es diese Dinge wirklich gibt. Ich bin sicher, dass Oscar sich tatsächlich bedroht fühlt.«

»Daran zweifelt doch niemand. Man hält ihn einfach für verrückt und befürchtet, er könnte in geistiger Verwirrung seine Freundin umgebracht haben. Da wären zum Beispiel seine merkwürdigen Schutzmaßnahmen. Eine Plastikplatte auf der Rückseite seines Mobiltelefons. Noch eine Plastikplatte in der Gesäßtasche seiner Jeans. Eine mit einem Magneten befestigte zusätzliche Antenne an seinem Geländewagen, die keinen Zweck zu erfüllen scheint. Detective Morales du kennst ihn noch nicht - meint, dass er damit Strahlung abwehren will. Hinzu kommt noch ein ... mal sehen, ob ich mich noch an das Wort erinnere ... ein Trifield-Meter?«

»Damit spürt man Elektrosmog sowohl im hohen als auch im niedrigen Frequenzbereich auf. Sozusagen ein Detektor. Ein elektromagnetisches Messinstrument«, erklärte Benton. »Man stellt sich in die Mitte des Zimmers und hält es hoch.

Wenn es anschlägt, heißt das, dass man elektronisch überwacht wird.«

»Funktioniert das?«

»Es ist sehr beliebt bei der Gespensterjagd«, antwortete Benton.

6

Zum dritten Mal hatte Detective P. R. Marino nun schon Tee, Kaffee, Limo oder ein Glas Wasser abgelehnt. Aber sie ließ nicht locker.

»Irgendwo auf der Welt ist es jetzt sicher fünf Uhr«, wiederholte sie den alten Spruch ihres Mannes. »Wie wäre es mit einem Schlückchen Bourbon?«

»Ich möchte nichts«, erwiderte Detective Marino.

»Sind Sie sicher? Es macht mir überhaupt keine Umstände. Vielleicht genehmige ich mir ja selbst ein Gläschen.« Sie kehrte zurück ins Wohnzimmer.

»Nein, danke.«

Sie nahm wieder auf dem Sofa Platz. In ihrem Fall gab es kein »vielleicht«, denn sie hatte sich ein volles Glas eingeschenkt. Als sie es auf den Untersetzer stellte, klapperten die Eiswürfel.

»Normalerweise trinke ich ja nicht so früh«, sagte sie. »Ich bin schließlich keine Alkoholikerin.«

»Es steht mir nicht zu, andere Menschen zu verurteilen«, antwortete Detective Marino. Dabei hing sein Blick an dem Glas, als wäre es eine schöne Frau.

»Manchmal muss man eben seine Nerven beruhigen«, sprach sie weiter. »Ich müsste lügen, wenn ich so täte, als hätten Sie mich nicht ein kleines bisschen erschreckt.«

Sie zitterte noch immer, denn sie hatte ihm erst nach zehn Minuten Gezerre geglaubt, dass er wirklich von der Polizei war. Die Dienstmarke vor den Spion zu halten war ein alter Trick, den sie schon unzählige Male im Krimi gesehen hatte. Wenn der Telefonist in der Polizeizentrale nicht bestätigt hätte, dass der Mann vor der Tür tatsächlich Polizist war, und wenn er nicht die

ganze Zeit am Apparat geblieben wäre, als sie ihn hereinließ, dann hätte Marino jetzt nicht hier in ihrem Wohnzimmer gesessen.

Detective Marino war ein großer Mann mit wettergegerbter Haut und einem geröteten Teint, weshalb sie sich Sorgen um seinen Blutdruck machte. Sein zum Großteil kahler Schädel wurde von einem kläglichen grauen Haarkranz umrahmt, und er hatte die Ausstrahlung eines Menschen, der es sich im Leben nicht leicht gemacht hatte. Offenbar ließ er sich nicht gern etwas sagen, und vermutlich war mit ihm nicht gut Kirschen essen. Sie war sicher, dass er zwei Gauner, einen mit jeder Hand, gleichzeitig am Schlafittchen packen und sie wie Heupuppen durchs Zimmer schleudern konnte. Wahrscheinlich war er in seiner Jugend ein attraktiver Mann gewesen. Außerdem nahm sie an, dass er allein stehend war - wenn nicht, sollte er sich schleunigst eine neue Freundin suchen, denn keine anständige Frau hätte ihrem Mann erlaubt, in dieser Aufmachung das Haus zu verlassen. Also war er ihr entweder gleichgültig, oder sie hatte eine fragwürdige Kinderstube.

Ach, wie gern hätte Shrew ihm ein paar Modetipps gegeben. Wenn ein Mann kräftig gebaut war, sorgten billige, zu knapp geschnittene Anzüge (insbesondere schwarze), kombiniert mit weißen Baumwollhemden ohne Krawatte und Schnürschuhen mit Kreppsohle, dafür, dass der Bedauernswerte ein wenig wie Herman Munster aussah. Allerdings würde sie sich den guten Rat verkneifen. Schließlich hätte er genauso reagieren können wie damals ihr Ehemann. Also gab sie sich Mühe, den Detective nicht zu prüfend zu mustern.

Stattdessen plapperte sie unaufhörlich, griff immer wieder nach ihrem Glas, fragte ihn, ob er etwas wolle, trank und stellte das Glas wieder weg. Je mehr sie redete und trank, desto weniger sagte er, sondern saß einfach schweigend im Lieblings-Ledersessel ihres Mannes.

Detective Marino hatte ihr den Grund seines Besuchs noch immer nicht verraten.

»Jetzt aber genug von mir«, sagte sie nach einer Weile. »Sie haben Ihre Zeit ja sicher nicht gestohlen. In welcher Sache ermitteln Sie noch einmal? Ein Einbruch, nicht wahr? So etwas geschieht um diese Jahreszeit häufig. Wenn es nach mir ginge, würde ich in einem bewachten Gebäude mit Pförtner wohnen. Was ist denn gegenüber los? Vermutlich sind Sie deshalb hier.«

»Ich würde mich freuen, wenn Sie mir alles darüber erzählen, was Sie wissen«, erwiderte Detective Marino. Seine massige Gestalt in dem Sessel schien ihren Ehemann in ihrer Erinnerung schrumpfen zu lassen. »Haben Sie es aus der Post, oder haben Sie mit Ihren Nachbarn geredet?«

»Keins von beidem.«

»Ich bin nur neugierig, weil in den Nachrichten noch kaum darüber berichtet wurde. Wir geben aus gutem Grund keine Einzelheiten heraus. Je weniger derzeit bekannt ist, desto besser. Das leuchtet Ihnen doch ein, oder? Also bleibt unser kleines Gespräch unter uns. Nichts zu den Nachbarn oder zu sonst irgendjemandem. Ich bin Sonderermittler bei der Staatsanwaltschaft, also bei Gericht. Sie möchten doch sicher kein Gerichtsverfahren behindern. Haben Sie schon einmal von Jaime Berger gehört?«

»Ja, natürlich«, antwortete Shrew und bereute im nächsten Moment, dass sie zugegeben hatte, etwas zu wissen. »Ich bewundere ihren Einsatz für Tierrechte.«

Marino betrachtete sie schweigend. Sie erwiderte wortlos seinen Blick, bis sie es nicht mehr aushielt.

»Habe ich etwas Falsches gesagt?«, fragte sie und griff nach ihrem Glas.

Seine Brille funkelte wie eine Taschenlampe, während er sich aufmerksam in ihrer Wohnung umsah, als suchte er etwas Verstecktes oder Verlorenes. Besonders schien er sich für ihre umfangreiche Sammlung von Hunden aus Porzellan und Kristall sowie für ihre Fotos zu interessieren. Sie zeigten sie und ihren Mann mit den verschiedenen Hunden, die sie im Laufe

ihres Ehelebens besessen hatten. Shrew liebte Hunde, und zwar mehr als ihre eigenen Kinder.

Zu guter Letzt betrachtete der Detective den braun-blau gemusterten Flechtteppich unter dem alten Couchtisch aus Kirschholz.

»Haben Sie einen Hund?«, erkundigte er sich.

Offenbar waren ihm die kleinen schwarzweißen Hundehaare aufgefallen, die sich in den Teppich eingegraben hatten. Mit dem Staubsauger bekam sie sie einfach nicht weg, und sie hatte keine Lust, jedes Haar auf Händen und Knien einzeln herauszupflücken und dabei Ivys viel zu frühen Tod zu betrauern.

»Ich bin keine schlechte Hausfrau«, erwiderte sie. »Hundehaare haben nun mal die Angewohnheit, sich überall hineinzuwinden, so dass man sie kaum noch rauskriegt. Genauso machen Hunde es mit unseren Herzen. Sie graben sich hinein. Ich weiß nicht, wie sie das schaffen. Da muss der liebe Gott seine Hand im Spiel haben, auch wenn viele behaupten, dass Hunde nur seelenlose Tiere sind. Hunde sind gefallene Engel, während Katzen nicht in dieser Welt leben. Sie sind nur zu Besuch hier. Hundehaare können sich wie Splitter in die Haut bohren, wenn man barfuß herumläuft. Ich hatte immer Hunde. Nur zurzeit habe ich keinen. Engagieren Sie sich auch für Ms. Bergers Kreuzzug gegen die Tierquälerei? Ich fürchte, der Bourbon ist mir ein bisschen zu Kopf gestiegen.«

»Was meinen Sie mit Tieren?«, fragte er, vielleicht, um die Stimmung aufzulockern, auch wenn sie nicht sicher war. »Vierbeinige oder zweibeinige?«

Sie hielt es für das Beste, ihn ernst zu nehmen. »Ich bin sicher, dass Sie mit den zweibeinigen Tieren genug zu tun haben«, sagte sie, »obwohl ich diesen Ausdruck absolut unpassend finde. Tiere kennen keine Kaltherzigkeit und Grausamkeit. Sie wollen nur geliebt werden, solange sie keine Tollwut oder sonst eine Krankheit haben oder der Jagdtrieb ins Spiel kommt. Doch selbst dann berauben und ermorden sie keine unschuldigen Menschen. Sie brechen nicht in Wohnungen ein, während die Mieter über die Feiertage verreist sind. Nicht auszudenken, beim Nachhausekommen so etwas Schreckliches vorzufinden. Die meisten Mietshäuser in dieser Gegend sind leichte Beute, wenn Sie mich fragen. Keine Portiers, kein Sicherheitsdienst, nur wenige Alarmanlagen. Ich habe auch keine, was Ihnen sicher bereits aufgefallen ist. Aufmerksamkeit gehört schließlich zu Ihrem Beruf. Und wenn ich Sie mir so anschaue, sind Sie sicher schon seit einer Weile im Geschäft. Nein, ich meinte die vierbeinigen.«

»Welche vierbeinigen?« Ein Lächeln spielte um Marinos Lippen. Anscheinend fand er sie amüsant.

Es war wahrscheinlich nur Einbildung. Oder der Bourbon. »Entschuldigen Sie, dass ich abgeschweift bin«, meinte sie. »Ich habe einige Artikel über Jaime Berger gelesen. Eine großartige Frau. Wer sich für Tiere einsetzt, ist in meinen Augen ein anständiger Mensch. Sie hat mit einigen dieser grässlichen Zoohandlungen aufgeräumt, die kranke und überzüchtete Tiere verkaufen. Vielleicht haben Sie ihr ja dabei geholfen. Falls ja, danke ich Ihnen sehr dafür. Ich hatte einmal einen Welpen aus so einem Laden.«

Er hörte mit regloser Miene zu. Je länger er lauschte, desto mehr redete sie und streckte immer wieder die Hand nach dem Bourbon aus. Meist tat sie es dreimal, bis sie schließlich nach dem Glas griff und trank. Inzwischen glaubte sie nicht mehr, dass er sie interessant fand, sondern dass er sie verdächtigte. Dabei waren nur eine oder zwei Minuten vergangen.

»Ein Boston Terrier namens Ivy«, sagte sie und knetete ein Papiertaschentuch auf ihrem Schoß.

»Ich habe mich nach einem Hund erkundigt«, meinte er, »weil ich mich gefragt habe, ob Sie oft spazieren gehen. Ein Hund muss schließlich mal Gassi. Beobachten Sie, was sich in Ihrem Viertel so tut? Menschen, die Hunde ausführen, nehmen ihre Umgebung meist sehr genau wahr.

Sogar besser als Leute mit Kinderwagen. Das ist eine kaum bekannte Tatsache.« Seine Brillengläser richteten sich auf sie. »Ist Ihnen je aufgefallen, wie viele Menschen beim Überqueren einer Straße den Kinderwagen vor sich herschieben? Wer wird da wohl zuerst überfahren? Hundebesitzer sind mit so etwas vorsichtiger.«

»Absolut«, erwiderte sie, froh, dass sie nicht als Einzige die Unbesonnenheit bemerkt hatte, mit der Leute, den Kinderwagen voran, stark befahrene New Yorker Straßen überquerten. »Aber nein. Momentan habe ich keinen Hund.«

Wieder ein langes Schweigen. Diesmal ergriff er zuerst das Wort.

»Was ist mit Ivy passiert?«, wollte er wissen.

»Nun, ich war es nicht, die sie in der Zoohandlung an der Ecke gekauft hat. Puppingham Palace. „Wo das Haustier noch König ist“. Es sollte besser „Wo der Tierarzt noch König ist“ heißen, denn die Tierärzte hier im Viertel haben diesem furchtbaren Laden sicher gute Umsätze zu verdanken. Die Frau von gegenüber hat Ivy geschenkt bekommen und konnte sie nicht behalten. Sie hatte Angst vor ihr. Also hat sie sie einfach mir gegeben. Eine knappe Woche später ist Ivy am Parvovirus gestorben. Es ist noch nicht lange her. An Thanksgiving.«

»Welche Frau von gegenüber?«

Shrew fuhr erschrocken zusammen. »Bitte sagen Sie jetzt nicht, dass bei Terri eingebrochen wurde. Sie ist doch als Einzige nicht verreist, und ihr Licht brennt. Wer bricht in eine Wohnung ein, wenn der Mieter zu Hause ist?«

Sie nahm ihr Glas und hielt sich daran fest. »Wahrscheinlich ist sie gestern Abend ausgegangen, wie die meisten Leute an Silvester«, fügte sie hinzu.

Sie trank einen kräftigen Schluck.

»Aber das ist nichts für mich«, sprach sie weiter. »Ich bleibe immer zu Hause, gehe ins Bett und warte nicht darauf, bis die Kugel am Times Square gefallen ist. Es interessiert mich nicht. Für mich ist es ein Tag wie jeder andere.«

»Wann sind Sie gestern schlafen gegangen?«, erkundigte sich Detective Marino.

Sie war sicher, dass er damit meinte, sie habe andeuten wollen, sie könne gar nichts gesehen haben. Und dass er ihr kein Wort glaubte.

»Natürlich weiß ich, worauf Sie hinauswollen«, sagte sie. »Der springende Punkt ist nicht, wann ich schlafen gegangen bin, sondern dass ich nicht an meinem Computer saß.«

Er stand genau vor dem Fenster, von dem aus man Ter- ris Parterrewohnung gut im Blick hatte. Marino betrachtete den Eingang des Hauses.

»Das heißt nicht, dass ich den ganzen Tag lang durch das Fenster die Straße beobachte«, ergänzte sie. »Ich habe wie immer um sechs in der Küche gegessen. Aufgewärmten Thunfischauflauf. Anschließend habe ich eine Weile im Schlafzimmer gelesen. Die Vorhänge sind dort immer zugezogen.«

»Was haben Sie denn gelesen?«

»Ich verstehe, Sie wollen überprüfen, ob ich das alles nur erfinde. Am Strand von Ian McEwan. Ich lese es schon zum dritten Mal, immer in der Hoffnung, dass sie einander doch wieder finden. Haben Sie das auch schon gemacht? Ein Buch noch einmal gelesen oder einen Film zum zweiten Mal angeschaut, weil Sie sich ein anderes Ende wünschen?«

»Filme enden eben so, wie sie enden. Meist mit einem Verbrechen oder einer Tragödie. Und wenn man auch hundert Jahre lang darüber diskutiert, es werden trotzdem Menschen überfallen, sterben bei Unfällen oder werden ermordet.«

Shrew stand vom Sofa auf.

»Ich schenke noch ein Schlückchen nach. Möchten Sie wirklich nichts?« Mit diesen Worten steuerte sie auf ihre winzige, seit vierzig Jahren nicht mehr modernisierte Küche zu.

»Gestern Abend war übrigens niemand zu Hause, weder in Ihrem Haus noch gegenüber. Alle Bewohner bis auf Sie sind über die Feiertage verreist, und zwar schon seit Weihnachten«, rief Marino in Richtung Küche.

Er hatte Nachforschungen angestellt und war über ihre Nachbarn im Bilde. Und auch über sie, dachte sie, während sie Maker's Mark in ihr Glas goss. Aber was hatte sie schon zu befürchten? Ihr Mann war ein angesehener Steuerberater gewesen. Niemals waren sie in irgendwelche Schwierigkeiten geraten oder hatten sich mit zwielichtigen Gestalten eingelassen. Abgesehen von ihrem derzeitigen Job, von dem nicht einmal ein Detective der Polizei etwas ahnen konnte, hatte Shrew nichts zu verbergen.

»Es ist wichtig, dass Sie gründlich nachdenken«, meinte er, als sie zum Sofa zurückkehrte. »Haben Sie gestern irgendetwas gehört oder gesehen, das für uns wichtig sein könnte? Vielleicht ist Ihnen jemand auf der Straße aufgefallen? Was war in den letzten Tagen und Wochen? Haben Sie jemanden beobachtet, der Ihnen verdächtig vorkam, Ihnen vielleicht ein komisches Gefühl vermittelt hat? Sie wissen schon. So ein Gefühl da unten.«

Er zeigte auf seinen Bauch, der, wie sie vermutete, früher um einiges umfangreicher gewesen war als jetzt. Das schloss sie aus der schlaffen Haut an seinen Wangen. Offenbar hatte er stark abgenommen.

»Nein«, sagte sie. »Das hier ist eine ruhige Straße. Die Leute, die Sie meinen, meiden dieses Viertel Gut, der junge Mann in der Nachbarwohnung ist Arzt am Bellevue und raucht Gras, das er irgendwo herhaben muss. Doch ich kann mir nicht vorstellen, dass er es hier kauft. Wohl eher in der Nähe des Krankenhauses, das in keiner guten Gegend steht. Die Frau in der Wohnung direkt unter mir, deren Fenster wie meines zur Straße hinausgeht ... «

»Sie waren beide gestern Nacht nicht zu Hause.«

»Sie ist nicht sehr freundlich, und sie streitet oft mit ihrem Freund. Allerdings ist sie schon seit über einem Jahr mit ihm zusammen, und ich glaube kaum, dass er ein Verbrecher ist.«

»Was ist mit Handwerkern, Lieferanten und so weiter?« »Hin und wieder kommt jemand von der Kabelfirma.« Sie schaute aus dem Fenster hinter ihrem Computer. »Oben auf dem Dach steht eine Satellitenschüssel, die ich gut im Blick habe. Hin und wieder beobachte ich jemanden dort oben, der tut, was diese Leute eben so tun.«

Er stand auf und betrachtete durch das Fenster das Flachdach des Gebäudes, vor dem der Streifenwagen parkte. Sein Sakko spannte über den Schultern, obwohl es nicht einmal zugeknöpft war.

»Ich sehe da drüben eine alte Feuerleiter«, stellte er fest, ohne sich umzudrehen. »üb die Handwerker so aufs Dach kommen? Haben Sie jemals jemanden auf der Feuerleiter bemerkt? Keine Ahnung, wie man eine Satellitenschüssel eine solche Leiter hinaufschleppt. Das wäre wirklich nichts für mich. So viel könnte man mir gar nicht bezahlen.«

Er spähte aus dem Fenster in die Dunkelheit. Um diese Jahreszeit ging die Sonne schon um vier unter.

»Über die Leiter habe ich mir noch nie Gedanken gemacht«, erwiderte sie. »Und ich erinnere mich auch nicht, dass jemand dort hinaufgeklettert wäre. Vermutlich gibt es einen anderen Zugang zum Dach. Glauben Sie, der Einbrecher ist über das Dach eingestiegen? üb das in meinem Haus wohl auch möglich wäre?«

Sie blickte hinauf zur verputzten Decke und fragte sich offenbar, was sich dahinter verbarg.

»Im ersten Stock wäre ich eine leichte Beute für einen Eindringling.«

Das Thema schien sie ziemlich zu erregen.

»Auch dieses Haus hat eine alte Feuerleiter«, fügte sie hinzu.

»Erzählen Sie mir von der Frau, die Ihnen den Welpen geschenkt hat.«

Er ließ sich schwer in den Sessel fallen. Das Möbelstück knarzte, als würde es gleich auseinander fallen.
»Ich kenne nur ihren Vornamen, Terri. Sie zu beschreiben ist sehr leicht, denn sie ist ... der richtige Ausdruck lautet vermutlich kleinwüchsig. Nicht Zwerg. Inzwischen weiß ich, dass man dieses Wort nicht benutzen darf. Im Fernsehen wird viel über Kleinwüchsige berichtet, und ich schaue mir die Sendungen gern an, weil schließlich eine von ihnen gegenüber wohnt. Ihr Freund ist auch kleinwüchsig. Blond, gut gebaut, ein attraktiver Mann, wenn er nur nicht so klein wäre. Als ich vor kurzem vom Einkaufen kam, habe ich ihn aus der Nähe gesehen, denn er stieg gerade aus seinem Geländewagen. Ich habe hallo gesagt, und er hat zurückgegrüßt. Er hatte eine langstielige gelbe Rose in der Hand. Daran erinnere ich mich noch sehr gut. Wollen Sie wissen, warum?«
Im breiten Gesicht des Detective regte sich keine Miene, und er blickte abwartend durch seine Brillengläser auf sie.
»Gelb ist die Farbe der Einfühlsamkeit. Rote Rosen sind so abgedroschen. Ich fand es reizend. Die Rose hatte fast die gleiche Farbe wie sein Haar. Als ob er ihr mitteilen wollte, dass er nicht nur ihr Lebenspartner, sondern auch ihr Freund sei. Mich hat das sehr angerührt. Noch nie im Leben hat mir jemand eine gelbe Rose geschenkt. Niemals. Und dabei hätte ich am Valentinstag viel lieber gelbe Rosen bekommen als rote. Gelb ist eine starke Farbe. Der Anblick einer gelben Rose erfüllt mein Herz mit Sonnenschein.«
»Wann genau war das?«
Sie überlegte angestrengt. »Ich hatte ein halbes Pfund mit Honig glasierte Putenbrust gekauft. Soll ich das Rezept heraussuchen? «
»Versuchen Sie, sich zu erinnern.«
»Natürlich. Er besucht sie immer am Samstag, da bin ich ganz sicher. Also muss es am vergangenen Samstag spätnachmittags gewesen sein. Allerdings habe ich ihn schon öfter im Viertel gesehen.«
»Ist er mit dem Auto herumgefahren? Oder spazieren gegangen? Allein?«
»Allein. Mit dem Auto. Im letzten Monat ist es ein paar Mal vorgekommen. Ich gehe jeden Tag mindestens einmal vor die Tür, um mir ein bisschen die Beine zu vertreten und etwas zu erledigen. Wenn es nicht gerade schüttet wie aus Kübeln, muss ich raus. Kann ich Ihnen wirklich nichts anbieten?«
Sie blickten gleichzeitig zum Whiskeyglas.
»Wissen Sie noch, wann Sie ihn zuletzt im Viertel beobachtet haben?«
»Weihnachten fiel auf einen Dienstag. Ich glaube, an diesem Tag habe ich ihn gesehen. Und auch ein paar Tage zuvor. Wenn ich mich recht entsinne, ist er im letzten Monat drei- oder viermal vorbeigefahren. Er war sicher noch öfter hier, ich bekomme ja nicht alles mit und starre ständig auf die Straße. Oh, jetzt habe ich mich ungeschickt ausgedrückt.
Eigentlich wollte ich damit sagen …«
»Hat er das Haus beobachtet? Ist er langsamer gefahren?
Hat er irgendwann angehalten? Ach, und ich habe Sie schon verstanden. Wenn Sie ihn einmal gesehen haben, kann er auch öfter unbemerkt hier gewesen sein.«
»Er fuhr langsam. Und ja.« Sie trank einen Schluck. »Genau so habe ich es gemeint.«
Der Detective war offenbar viel klüger, als er äußerlich wirkte. Sicher war mit ihm nicht gut Kirschen essen. Er gehörte zu den Polizisten, die einen Verdächtigen überführten, ohne dass dieser wusste, wie ihm geschah. Wieder musste sie daran denken, dass er womöglich in Sachen Terrorismus ermittelte und darum hier war.
»Um welche Tageszeit?«, hakte er nach. » Unterschiedlich.«

»Und Sie waren während der ganzen Feiertage zu Hause.
Was ist mit Ihrer Familie?«

Seine Frage ließ sie vermuten, dass er bereits von ihren beiden Töchtern wusste. Sie lebten im Mittleren Westen, waren sehr beschäftigt und schenkten ihr nicht gerade viel Zuwendung.

»Meine beiden Kinder ziehen es vor, dass ich sie besuche«, antwortete Shrew. »Aber ich reise nicht gern, insbesondere nicht um diese Jahreszeit. Sie wollen kein Geld für einen Flug nach New York ausgeben. Nicht in diesen schlechten Zeiten. Ich hätte nie gedacht, einmal erleben zu müssen, dass der kanadische Dollar unseren überrundet. Früher haben wir uns über die Kanadier lustig gemacht. Inzwischen lachen sie vermutlich über uns. Ich glaube, ich habe schon erwähnt, dass mein Mann Steuerberater war. Ein Glück, dass er das nicht mehr miterleben muss. Es hätte ihm das Herz gebrochen.«
»Soll das heißen, dass Sie Ihre Töchter nie sehen?«

Er war noch nicht auf ihre Bemerkung über ihren Mann eingegangen. Allerdings war der Detective bestimmt auch über ihn im Bilde.

»Ich habe nur gesagt, dass ich nicht gern reise«, entgegnete sie. »Hin und wieder treffen wir uns. Alle paar Jahre kommen sie für einige Tage hierher. Im Sommer. Sie wohnen dann im Shelbourne.«

»Das ist doch das Hotel in der Nähe des Empire State Building.«

»Ja. Ein reizendes Hotel im europäischen Stil in der Thirtyseventh Street und von hier aus zu Fuß zu erreichen. Ich habe noch nie dort übernachtet.«
»Warum reisen Sie so ungern?«
»Ich mag es einfach nicht.«
»Da verpassen Sie auch nichts. Heutzutage ist es sündhaft teuer. Außerdem haben die Flüge ständig Verspätung oder werden gestrichen. Ganz zu schweigen von der ewigen Warterei an der Startbahn und den überlaufenden Toiletten. Ist Ihnen das auch mal passiert? Mir schon.«

Inzwischen hatte sie das Papiertaschentuch in kleine Fetzen zerrissen. Beim Gedanken an das Shelbourne kam sie sich albern vor und erinnerte sich an eine Zeit ihres Lebens, in der sie liebend gern dort übernachtet hätte. Aber das war vorbei. Sie durfte ihren Arbeitsplatz nicht verlassen. »Ich reise nicht gern«, wiederholte sie. »Das haben Sie jetzt schon öfter gesagt.«

»Ich bleibe lieber an einem Ort. Aber was wollen Sie eigentlich von mir? Sie schauen mich immer so vorwurfsvoll an. Dann sind Sie plötzlich wieder nett, als ob Sie mir Informationen entlocken wollten. Ich weiß jedoch nichts und kann Ihnen deshalb auch nicht helfen. Außerdem sollte ich nicht mit Ihnen reden, wenn ich etwas getrunken habe.«

»Was könnte ich Ihnen denn vorwerfen?«, gab er in seinem derben New-Jersey-Akzent zurück und musterte sie durch seine Brillengläser.

»Fragen Sie meinen Mann.« Sie wies mit dem Kopf auf den Lehnsessel, als säße ihr Mann darin. »Er würde sich in ernstem Ton bei Ihnen erkundigen, ob Nörgeln eine Straftat sei. Wenn Sie mit ja antworten, würde er Sie auffordern, mich einzulochen und den Schlüssel wegzuwerfen.«

»Aber, aber.« Der Sessel knarzte, als er sich vorbeugte. »Auf mich machen Sie keinen nörglerischen Eindruck. Sie sind eine sympathische Frau, die die Feiertage nicht allein verbringen sollte. Außerdem sind Sie klug. Ihnen entgeht nichts.«

Aus irgendeinem Grund wäre sie am liebsten in Tränen ausgebrochen. Ihr fiel der kleine blonde Mann mit seiner langstieligen gelben Rose wieder ein. Doch der Gedanke an ihn sorgte dafür, dass sie sich noch elender fühlte.

»Ich kenne seinen Namen nicht«, meinte sie. »Den von ihrem Freund. Er scheint sie zu vergöttern und hat ihr auch den Welpen geschenkt, den sie an mich weitergegeben hat.

Offenbar sollte der Hund eine Überraschung sein. Sie konnte ihn nicht behalten, und der Laden wollte ihn nicht zurücknehmen. Eigentlich seltsam, wenn man es sich genau überlegt. Ein Mensch, mit dem man hin und wieder ein paar Worte wechselt, steht plötzlich mit einem Korb, der mit einem Tuch abgedeckt ist, vor der Tür. So, als wollte sie mir etwas Selbstgebackenes bringen. Sie meinte, sie müsse ein neues Zuhause für den Welpen finden und ob ich ihn bitte aufnehmen würde. Ich würde doch allein leben und zu Hause arbeiten, und sie wisse nicht, an wen sie sich sonst wenden könne.«

»Wann war das?«

»So gegen Thanksgiving. Ich habe ihr erzählt, dass das Hündchen gestorben ist. Das war etwa eine Woche später, als ich sie zufällig auf der Straße traf. Sie war sehr bestürzt und hat sich bei mir entschuldigt. Sie wollte mir sogar einen neuen Hund kaufen, solange ich ihn selbst aussuchte. Ihr Vorschlag war, sie werde mir das Geld dafür geben, was ich ziemlich unpersönlich fand. Ich sehe schon, wie es bei Ihnen rattert. Sie fragen sich, ob ich jemals in ihrer Wohnung war, aber das war ich nicht. Ich habe noch nicht einmal das Gebäude betreten und deshalb auch nicht die geringste Ahnung, ob sie etwas besitzt, das einen Einbrecher interessieren könnte. Schmuck zum Beispiel. Ich kann mich nicht erinnern, je teuren Schmuck an ihr gesehen zu haben. Ich glaube, sie trägt überhaupt keinen. Ich habe mich erkundigt, warum ich um alles in der Welt einen Welpen in demselben Laden kaufen sollte, in dem ihr Freund Ivy besorgt hat. Sie erwiderte, sie habe auch nicht die Absicht, jemals wieder einen Fuß in diesen Laden zu setzen. Allerdings sei nicht jede Zoohandlung so schlecht wie der Puppingham Palace. Sie meinte, die Kette Tell-Tail-Hearts sei ausgezeichnet, und sie werde mir gern das Geld geben, falls ich mir in einer Filiale in New York oder New Jersey einen Hund aussuchen wolle. Offen gestanden werde ich angesichts der Ereignisse vielleicht sogar auf ihr Angebot zurückkommen. Einen Hund, der bellt und knurrt. Kein Einbrecher wagt sich in eine Wohnung, in der ein Hund ist.«

»Man muss ihn aber Gassi führen«, wandte Detective Marino ein. »Auch mitten in der Nacht. Und das wiederum birgt die Gefahr, dass Sie überfallen werden oder sich in der Zwischenzeit jemand Zutritt zum Haus oder sogar zu Ihrer Wohnung verschafft.«

»Was meine Sicherheit angeht, bin ich nicht naiv«, entgegnete Shrew. »Mit einem kleinen Hund muss man nicht ständig raus. Dafür gibt es Unterlagen zum Draufpinkeln. Vor langer Zeit hatte ich einmal einen Yorkshireterrier, dem ich sogar beigebracht habe, das Katzenklo zu benutzen. Er passte in meine Handfläche, konnte aber bellen wie ein Wilder. Außerdem schnappte er anderen Leuten nach den Knöcheln. Wenn wir in einem Aufzug waren oder Besuch hatten, musste ich ihn auf den Arm nehmen. Mit Ivy bin ich nie nach draußen gegangen. Das Hündchen war viel zu klein und zu krank, und dann diese schmutzigen Bürgersteige. Ich bin sicher, dass sie den Parvovirus bereits hatte, als Terris Freund sie in diesem grässlichen Puppingham Palace gekauft hat.«

»Was macht Sie so sicher, dass der Hund von ihrem Freund war?«

Shrew umfasste ihr Glas mit beiden Händen und dachte über seine Worte nach.

Der Lehnsessel knarzte, während er sie abwartend ansah. »Ich ziehe voreilige Schlussfolgerungen«, sagte sie. »Sie haben recht.«

»Ich habe eine Idee. Das schlage ich allen Zeugen vor, mit denen ich spreche.« »Zeugen?«

»Sie kannten sie. Sie wohnen gegenüber.«

Wovon sollte sie denn Zeugin gewesen sein?, fragte sie sich, während sie weiter das Papiertaschentuch zerriss und zur Decke starrte, in der Hoffnung, dass sich dahinter keine Klappe befand.

»Stellen Sie sich vor, Sie schrieben ein Drehbuch für einen Film«, fuhr er fort. »Haben Sie

Papier und Stift zur Hand? Terri gibt Ihnen die kleine Ivy. Schreiben Sie die Szene für mich auf. Ich bleibe einfach still sitzen, bis Sie fertig sind. Und dann lesen Sie es mir vor.«

7

Nach dem 11. September hatte sich die Stadt zum Bau eines fünfzehnstöckigen DNA-Labors für das Gerichtsmedizinische Institut entschlossen, das aussah wie ein Bürohochhaus aus blauem Glas.

Die Verfahren zur Untersuchung von DNA-Spuren, einschließlich STR-Analyse, SNP-Analyse und LCN -Analyse, waren inzwischen so weit fortgeschritten, dass Wissenschaftler Proben untersuchen konnten, die siebzehnmal kleiner als eine menschliche Zelle waren. Wenn Berger eine DNA-Analyse in einer wichtigen Angelegenheit in Auftrag gab, konnte sie sie theoretisch innerhalb weniger Stunden bekommen.

»Keinerlei Beweise«, stellte Berger fest.

Sie reichte Benton die Kopie des Berichts, während die Kellnerin die Kaffeetassen nachfüllte.

»Nur eine Menge widersprüchlicher Daten«, fuhr sie fort. »So etwas Verwirrendes wie Terri Bridges' Vaginalabstriche ist mir bis jetzt noch in keinem Fall untergekommen. Kein Sperma. Dafür aber DNA von unterschiedlichen Personen. Ich habe mit Dr. Lester darüber gesprochen, die mir auch nicht weiterhelfen konnte. Ich bin gespannt, was Kay dazu sagt.«

»Sind alle Proben mit der CODIS-Datenbank abgeglichen worden?«, erkundigte sich Benton.

»Ein einziger Treffer. Und jetzt wird es wirklich mysteriös.

Eine Frau.«

»Aus welchem Grund steht ihr Name in der Datenbank?« Benton überflog den Bericht.

Er konnte ihm nicht viel entnehmen, nur dass Dr. Lester die Proben und die Ergebnisse, über die Berger gerade berichtete, weitergegeben hatte.

»Verkehrsunfall mit Todesfolge im Jahr 2002«, erwiderte Berger. »Ist am Steuer eingeschlafen und hat einen Jungen auf einem Fahrrad totgefahren. Sie wurde zwar verurteilt, doch man setzte die Strafe zur Bewährung aus. Es passierte nicht in New York, denn wir wären nicht so nachsichtig gewesen, obwohl die Frau schon ziemlich alt und zum Zeitpunkt des Unfalls stocknüchtern war. Die Sache geschah in Palm Beach, Florida, aber sie hat auch eine Wohnung in der Park Avenue und hält sich derzeit in der Stadt auf. Sie war gestern Abend zur Tatzeit auf einer Silvesterparty, und ich habe nicht den geringsten Grund anzunehmen, dass sie in den Mord an Terri Bridges verwickelt ist. Sie hat sich nämlich bei dem Unfall mit dem Radfahrer das Rückgrat gebrochen. Und jetzt frage ich dich: Hast du vielleicht eine Idee, wie die DNA einer achtundsiebzigjährigen querschnittsgelähmten Frau gemeinsam mit der einiger anderer Personen in Terri Bridges' Vagina geraten sein könnte?«

»Nein, außer es ist jemandem bei der Analyse der Proben ein schwerer Fehler unterlaufen.«

»Alle beteuern, das käme nicht in Frage. Um auf Nummer sicher zu gehen und da wir alle Hochachtung vor Dr. Lesters Fähigkeiten haben, hat sie die Autopsie höchstpersönlich durchgeführt. Gott, warum musste ausgerechnet ihr so etwas passieren? Weißt du, was das für Folgen haben kann?«

»Morales hat einiges an mich weitergeleitet. Den vorläufigen Bericht habe ich auch schon gesehen. Dir ist sicherlich bekannt, was ich von Dr. Lester halte.«

»Und du weißt, wie sie zu mir steht. Es will mir einfach nicht in den Kopf, wie eine Frau so frauenfeindlich sein kann. Denn ich bin sicher, dass sie Frauen hasst wie die Pest.«

»Neid oder das Gefühl, dass andere Frauen ihren Status mindern. Es gibt wirklich Frauen, die Frauen hassen. Während dieses Wahlkampfes hatten wir ja genug Gelegenheit, das zu beobachten.«

»Das Labor hat angefangen, die DNA jeder Leiche zu analysieren, die heute Morgen im Autopsiesaal obduziert worden ist. Es könnte ja der unwahrscheinliche Fall eingetreten sein, dass Terris Abstriche kontaminiert oder falsch beschriftet wurden«, meinte Berger. »Wir sind sogar so weit gegangen, DNA-Vergleiche mit sämtlichen Mitarbeitern der Gerichtsmedizin, einschließlich der Chefin, und natürlich auch den Polizisten anzustellen, die letzte Nacht vor Ort waren. Schließlich sind sie alle in der Datenbank gespeichert, um sie nötigenfalls ausschließen zu können. Bei allen Mitarbeitern war das Ergebnis negativ, außer bei dem Gerichtsmediziner, der sich zuerst mit dem Fall befasst hat - übrigens nicht Dr. Lester -, Morales und den beiden Sanitätern, die die Leiche in die Gerichtsmedizin gebracht haben. Heutzutage sind die DNA-Tests so empfindlich, dass man schon Spuren hinterlässt, wenn man an einem Tatort auch nur atmet. Das hat seine Vor- und Nachteile.«

»Hat jemand die Dame aus Palm Beach gefragt, ob sie Oscar Bane kennt oder in sonst irgendeiner Verbindung zu ihm steht?«, erkundigte sich Benton.

»Ich habe sie selbst angerufen«, erwiderte Berger. »Vor dem Artikel in der Post hat sie noch nie von ihm gehört. Sie war, um es diplomatisch auszudrücken, empört und ziemlich verärgert über die Andeutung, sie könnte etwas mit ihm zu tun haben. Sie sagte - und ich zitiere nicht wörtlich -, sie würde sich nicht auf Jahrmärkten herumtreiben oder sonst wie Umgang mit Zwergen pflegen.«

»Weiß sie, warum wir sie mit Oscar in Zusammenhang bringen? Hast du die DNA erwähnt?«

»Natürlich nicht. Ich habe ihr nur erklärt, ihr Name sei gefallen. Sie hat sofort geschlussfolgert, die Eltern des sechzehnjährigen Pfadfinders und Einserschülers, den sie versehentlich mit ihrem Bentley überfahren hat, wollten ihr wieder einmal ans Leder. Du weißt schon, diese hinterhältigen Racheakte, wie zum Beispiel Prozesse um Arztrechnungen, die die Versicherung nicht abdeckt, obwohl das doch schließlich nicht ihre Schuld sei. Außerdem hat sie sich über die rührseligen Berichte in den Medien beschwert. Sie nimmt an, die Eltern hätten sicher von dem - und jetzt zitiere ich wörtlich - Killerzwerg gehört und nutzten jetzt die Gelegenheit, um sie öffentlich zu demütigen.«

»Muss eine reizende Zeitgenossin sein.«

»Ich bin immer noch überzeugt, dass die Proben verunreinigt wurden«, fügte Berger hinzu. »Eine andere Erklärung für die DNA-Resultate sehe ich nicht. Vielleicht hat Kay ja einen Geistesblitz, denn ich bin absolut ratlos. Morgen bekommen wir hoffentlich Oscars DNA, aber die wird sich vermutlich überall finden. Also wird uns ein positives Ergebnis ebenfalls nicht weiterhelfen.«

»Was ist mit seinen E-Mails? Die kannst du doch auch ohne sein Einverständnis überprüfen, oder? Sicher hat er Terri gemailt«, schlug Benton vor.

»Wir können uns Zugriff darauf verschaffen und werden es auch tun. Außerdem braucht er ja nichts davon zu erfahren. Kurz gesagt, und ich denke, das haben wir hinreichend klargestellt, ist er nicht so kooperativ, wie er tut. Und solange keine triftigen Gründe für seine Festnahme bestehen, wird sich daran wohl auch nichts ändern. Die Situation ist heikel. Obwohl ich höllisch vorsichtig sein muss, interessiert mich, was Kay herausbekommen hat. Sicher vertraut er ihr gerade in der Krankenabteilung so einiges an, was er uns bis jetzt verschwiegen hat. Allerdings darf sie es uns unter den gegebenen Umständen nicht mitteilen. Vermutlich ist diese Frage überflüssig, aber hatte Kay schon früher Kontakt zu Oscar Bane?«

»Wenn ja, war es entweder unwissentlich, oder sie erinnert sich nicht mehr daran. Sonst hätte sie etwas gesagt, als ich vorhin am Telefon seinen Namen erwähnte«, erwiderte Benton. »Jedenfalls werden wir erst dann schlauer sein, wenn Oscar verhaftet wird oder sie freiwillig von ihrer ärztlichen Schweigepflicht entbindet. Ich kenne Kay. Sie würde niemals gegen die

Regeln verstoßen.«
»Könnte es eine Verbindung zu Terri Bridges geben?« »Das ist völlig unmöglich. Wenn Oscar ihr von Terri erzählt und sie feststellt, dass sie sie kannte, wird sie den Fall sofort abgeben oder uns zumindest verständigen, damit wir eine Lösung finden können.«

»Ein schöner Schlamassel«, stellte Berger fest. »Genau genommen für euch beide. Wahrscheinlich ist es eine ganz neue Situation für euch, dass ihr euch beim Abendessen, am Wochenende und an den Feiertagen nicht über Berufliches unterhalten, diskutieren oder sogar streiten könnt.« Sie musterte ihn forschend. »Doch das ist nicht verboten, solange ihr beide nicht als Gutachter für die gegnerischen Parteien in derselben Verhandlung auftretet, und so etwas hat Seltenheitswert. Ihr beide seid ein gutes Team. Keine Geheimnisse. Immer professionell und unzertrennlich. Und jetzt auch noch privat ein Paar. Ich hoffe, es geht euch gut.«

»Der Fall bringt uns in eine Zwickmühle«, wimmelte er ihre persönlichen Anspielungen ab. »Es würde die Sache vereinfachen, wenn Oscar des Mordes an seiner Freundin angeklagt würde. Wirklich schlimm, sich so etwas zu wünschen.«

»Wir wünschen uns viele Dinge, die wir niemals zugeben würden«, entgegnete sie. »Aber es ist nun einmal eine Tatsache, dass wir nicht weiterermitteln müssen, wenn er Terri Bridges wirklich umgebracht hat.«

Sie erinnerte sich an den Schnee, der auf der Haut stach wie Brennnesseln. Obwohl sie ein Pfund Kaffee brauchte, hatte sie keine Lust, das Haus zu verlassen. Über diesen Tag gab es nichts Gutes zu sagen.

Hinzu kam, dass die damalige Kolumne, ein besonders vor Hass triefender Text mit dem Titel »Akte Ex«, ihr einige Schwierigkeiten bereitet hatte. Es handelte sich um eine Liste von Prominenten, deren Fans sich von ihnen abgewandt hatten, nebst dazugehöriger Begründung. Natürlich musste Shrew diese Information unterschlagen, als sie die Szene für Detective Marino aufschrieb. Genau genommen gab es eine ganze Menge zu verschweigen. Zum Beispiel ihr Entsetzen, als es an der Tür geklingelt und sie Terri hereingelassen hatte, nicht ahnend, dass das Programm für die Gotham-Gotcha-Website noch immer auf ihrem Vierundzwanzig-Zoll-Monitor prangte.

Terri hatte den Korb auf den Couchtisch gestellt und war schnurstracks zum Schreibtisch gegangen, was Shrew, als sie die Ereignisse nun auf dem Notizblock notierte, rückblickend ziemlich frech von ihr fand. Doch auch das durfte sie nicht erwähnen.

Während Terri den Bildschirm betrachtete, zermarterte Shrew sich das Hirn nach einer plausiblen Erklärung für den Text, bei dem es sich eindeutig um eine formatierte Kolumne für Gotham Gotcha handelte.

Was ist denn das? Terri war so klein, dass sie sich auf Augenhöhe mit dem Monitor auf der Schreibtischplatte befand.

Ich gestehe, dass ich Gotham Gotcha lese.

Warum sieht der Bildschirm so komisch aus? Sind Sie Programmiererin? Ich wusste gar nicht, dass Sie berufstätig sind.

Setzen Sie sich doch. Shrew schubste Terri beinahe zur Seite, um das Programm beenden zu können. Nein, ich bin nicht berufstätig, beteuerte sie rasch.

Als Terri sich aufs Sofa setzte, ragten ihre zu kurzen Beine über die Kante der Sitzfläche. Sie erzählte, sie schriebe zwar E-Mails, kenne sich sonst aber überhaupt nicht mit Computern aus. Natürlich habe sie von Gotham Gotcha gehört, weil man auf Schritt und Tritt über Werbung dafür stolpere und alle darüber sprächen. Doch sie habe die Kolumne noch nie gelesen. Erstens ließe ihr das Studium keine Zeit für derlei Freizeitaktivitäten, und zweitens interessiere sie sich

nicht für Klatsch. Außerdem sei die Kolumne angeblich ziemlicher Schund. Dann fragte sie, ob Shrew das auch so sehe.

»Als ich am Vassar College studierte, habe ich einen Dramakurs belegt und einige Theaterstücke und Libretti für Musicals gelesen«, sagte Shrew. »Deshalb weiß ich, dass Drehbücher nicht zum Lesen bestimmt sind. Man muss sie spielen, aufführen, singen und so weiter. Hoffentlich stört es Sie nicht, wenn ich mich an die gute alte Prosa halte. Soll ich es Ihnen vorlesen?«

Sie hatte ein Kratzen im Hals. Die Erinnerungen und der Bourbon machten sie sentimental. Außerdem saß Detective Marino gewiss nicht in diesem Sessel, weil er nichts Besseres zu tun hatte. Denn er war sicher ein vielbeschäftigter Mann. Seine eigenartige Bitte war ein Hinweis darauf, dass sich im Haus gegenüber etwas Wichtiges, ein Verbrechen abgespielt haben musste. Natürlich gab es auch noch eine andere, weitaus folgenschwerere Erklärung: Er ermittelte verdeckt, womöglich im Auftrag der Regierung, weil sie der Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung verdächtigt wurde. Vielleicht wegen ihrer merkwürdigen Kontobewegungen, den Überweisungen aus Großbritannien zum Beispiel, und der Tatsache, dass sie keine Steuern bezahlte. Schließlich hatte sie auf dem Papier keine anderen Einkünfte als ihre Rente und ein paar Dollar aus einer privaten Lebensversicherung.

Sie las von ihrem Block ab. »Terri stellte den Korb auf den Couchtisch und kletterte, ohne zu zögern, aufs Sofa. Es war ziemlich offensichtlich, dass sie es gewöhnt war, mit ihren kurzen Armen und Beinen zurechtzukommen, so dass es ihr keine Mühe bereitete. Allerdings hatte ich sie noch nie sitzen gesehen, weshalb ich es ein wenig seltsam fand, dass ihre Füße über das Polster ragten wie bei einer Comicfigur oder einer Fünfjährigen. Ich muss noch hinzufügen, dass ich, unabhängig von dem, was sie sagte oder tat, bemerkte, dass sie sehr traurig war, sobald ich ihr die Tür öffnete. Sie schien sogar ziemlich verzweifelt zu sein. Die Art, wie sie den Korb hielt, verriet mir, dass sich etwas Ungewöhnliches darin befand, das sie loswerden wollte, weil es ihr Unbehagen bereitete.

Ich möchte außerdem erwähnen, was sie anhatte, da es ja auch zu der Szene gehört. Sie trug Jeans, Stiefeletten, dunkelblaue Socken und eine dunkelblaue Baumwollbluse, allerdings keine Jacke. An den Händen trug sie noch blaue Gummihandschuhe, denn sie hatte ihr Haus offensichtlich fluchtartig verlassen. Zweifellos steckte sie mitten in einer schweren Krise.

„Was ist denn um Himmels willen passiert?“, fragte ich sie und bot ihr etwas zu trinken an, was sie ablehnte.

„Ich weiß, wie sehr Sie Tiere lieben. Insbesondere Hunde“, antwortete sie und betrachtete die Hunde aus Kristall und Porzellan, Geschenke von meinem Mann, die überall in meiner Wohnung stehen.

„Das stimmt zwar, aber ich habe keine Ahnung, wie Sie darauf kommen. Seit Sie gegenüber eingezogen sind, habe ich keinen Hund mehr gehabt.“

„Sie haben es erwähnt, als wir uns auf der Straße unterhalten haben und gerade einige Leute mit ihren Hunden vorbeikamen. Entschuldigen Sie. Es ist ein Notfall. Ich weiß nicht, an wen ich mich sonst wenden soll.“

Ich zog das Handtuch weg, und mir blieb fast das Herz stehen. Ivy war kaum größer als eine kleine Taschenlampe und so ruhig, dass ich sie zunächst für tot hielt. Terri erzählte mir, sie sei ein Geschenk, aber sie könne sie nicht behalten. Ihr Freund habe versucht, sie an die Zoohandlung zurückzugeben, doch die hätte sich geweigert. Außerdem ginge es Ivy nicht gut. Ich hatte gleich den Verdacht, dass sie nicht überleben würde. Sie bewegte sich erst, als ich sie nahm und an mein Herz drückte. Dann kuschelte sie ihr Köpfchen an meinen Hals. Ich habe sie Ivy genannt, weil sie sich wie Efeu an mich klammerte ... «

Shrew wischte sich mit einem Papiertaschentuch die Tränen weg. »Ich kann nicht«, sagte sie zu Detective Marino. »Weiter bin ich nicht gekommen. Es tut zu weh. Und ich ärgere mich noch immer darüber. Warum wollen Sie mich traurig machen? Wenn Sie ein Spiel mit mir treiben, beschwere ich mich in Jaime Bergers Büro über Sie. Es kümmert mich nicht, dass Sie Polizist sind. Beschweren werde ich mich trotzdem. Und falls Sie als Geheimagent für die Regierung arbeiten, machen Sie endlich den Mund auf, damit wir es hinter uns bringen.«

»Ich treibe keine Spiele mit Ihnen. Und ein Geheimagent bin ich ganz sicher nicht«, erwiderte er, und sie hörte Anteilnahme aus seinem sonst so strengen Tonfall heraus. »Ich schwöre, ich würde nicht in dieser Sache herumbohren, wenn es nicht sein müsste. Dass Terri den kranken Welpen zu Ihnen gebracht hat, ist ausgesprochen wichtig, denn dieses Verhalten ist ungewöhnlich und widerspricht einigen anderen mir bekannten Informationen. Ich war heute in ihrer Wohnung, und zwar nachdem ich mit ihren Eltern gesprochen habe. Sie leben in Arizona. Wussten Sie das?«

»Nein. Ich wage kaum, mir vorzustellen, was für ein Durcheinander in ihrer Wohnung wohl herrschen muss.«

»Terri ist kein Mensch, der sich Haustiere hält. Bei ihr könnte man vom Fußboden essen, und jemand, dem es so auf Ordnung und Sauberkeit ankommt wie ihr, hat keine Haustiere. Davon bin ich felsenfest überzeugt, denn nachdem ich die vielen antibakteriellen Seifen und sonstigen Putzmittel in ihrer Wohnung gesehen hatte, habe ich noch einmal ihre Eltern angerufen und ihnen ein paar Fragen gestellt. Dabei sind wir auf das Thema Haustiere gekommen. Sie haben mir erklärt, Terri hätte schon als Kind keine Haustiere gehabt und auch einen Bogen um die Tiere anderer Leute gemacht. Nie hätte sie einen Hund oder eine Katze angefasst. Sie hatte Angst vor ihnen und hasste Vögel wie die Pest. Wären Sie bitte so gut, sich an die Szene zu erinnern, die Sie mir gerade vorgelesen haben. Vermutlich werden Sie einige Einzelheiten nun in einem anderen Licht sehen. Sie trug keine Jacke, hatte aber Haushaltshandschuhe an. Daraus haben Sie geschlossen, dass sie gerade Geschirr gespült hat, als ein Besucher ihr den kranken Welpen schenkte. Und in ihrer Panik ist sie über die Straße zu Ihnen geflohen.«

»Ja.«

»Haben Sie sie wegen der Haushaltshandschuhe gefragt?« »Ja. Es schien ihr ein wenig peinlich zu sein. Sie hat sie sofort ausgezogen und mich gebeten, sie wegzuwerfen.«

»Hat sie den Welpen noch einmal ohne Handschuhe angefasst?«

»Sie hat ihn gar nicht angefasst. Die Handschuhe hat sie erst kurz bevor sie ging ausgezogen.«

»Richtig. Sie trug Handschuhe, weil sie Angst vor Krankheitserregern hatte. Sie hatte keine Jacke an, weil sie verhindern wollte, dass Bakterien von dem Hund oder aus Ihrer Wohnung daran haften blieben, denn eine Bluse lässt sich leichter waschen als eine Jacke. Ich wette, sie hat den Korb und das Handtuch auch bei Ihnen gelassen.«

»Das hat sie.«

»Sie wusste ganz genau, dass der Welpe todkrank war und sterben würde, als sie ihn zu Ihnen brachte.«

»Deshalb war ich ja so wütend.«

»Und das völlig zu Recht. Ihr ist klar, dass der Welpe sterben muss, und trotzdem lädt sie ihn einfach bei Ihnen ab. Das war eine ziemliche Gemeinheit von ihr. Insbesondere, weil Sie Tiere so lieben. Sie hat Sie ausgenutzt, weil Sie ein weiches Herz haben, vor allem, wenn es um Hunde geht. Aber das beantwortet nicht die Frage, woher sie Ivy hatte. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ich glaube, ja«, entgegnete Shrew, die inzwischen innerlich vor Wut kochte.

Die wenigen Tage mit Ivy waren die Hölle auf Erden gewesen. Unter Tränen hatte Shrew den Hund im Arm gehalten und versucht, ihm Wasser einzuflößen und ihn zu füttern. Als sie Ivy zum Tierarzt gebracht hatte, hatte der nichts mehr für sie tun können.

»Kein Mensch, der Terri kannte, hätte geglaubt, ihr mit einem Hund eine Freude zu machen«, fuhr Detective Marino fort. »Und erst recht nicht mit einem kranken. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ihr Freund ihr einen Hund geschenkt hat, außer er ist ein mieser Dreckskerl, der ihr weh tun und dafür sorgen wollte, dass sie einen hysterischen Anfall kriegt.«

»Nun, unglücklich war sie eindeutig. Besser gesagt, außer sich.«

»Das erinnert mich an die bösen Streiche, die kleine Jungs den Mädchen in der Schule spielen. Wissen Sie noch? Sie erschrecken sie mit einer Spinne oder einer Schlange in einem Schuhkarton und freuen sich dann, wenn das Mädchen zu schreien anfängt. Terri hatte extreme Angst vor Bakterien, Schmutz, Krankheit und Tod. Da ist es nicht gerade sehr nett, ihr einen kranken Hund zu schenken.«

»Nein, das wäre geradezu teuflisch.«

»Wie lange wohnte Terri Bridges schon gegenüber? «, fragte er. Das Leder knarzte, als er seine Beine ausstreckte.

»Sie ist vor etwa zwei Jahren eingezogen. Ihren Nachnamen kannte ich gar nicht. Aber um es klar zu sagen, wir sind nicht miteinander befreundet. Wir treffen uns hin und wieder zufällig, meistens vor dem Haus. Ich habe nicht den Eindruck, dass sie viel unterwegs ist. Ich glaube, sie hat nicht einmal ein Auto und geht viel zu Fuß, so wie ich. Im Laufe der Jahre bin ich ihr auch ein paar Mal anderswo begegnet. Einmal bei Land's End, wo wir feststellten, dass uns beiden die Schuhe dort gefallen. Ich weiß noch, dass sie sich Mary Jane Trekkers gekauft hat. Einmal bin ich ihr in der Nähe des Guggenheim - Museums über den Weg gelaufen. Ich glaube, es war das letzte Mal, dass ich dort war, und zwar wegen einer Jackson-Pollock-Ausstellung. Wir sahen uns vor dem Museum und haben ein wenig geplaudert.«

»Wollte sie auch ins Museum?«

»Ich glaube nicht. Ich denke, sie hat nur einen Spaziergang gemacht. Allerdings erinnere ich mich, dass ihr Gesicht ziemlich gerötet und geschwollen war, und sie trug trotz des bewölkten Himmels einen Hut und eine Sonnenbrille. Ich habe überlegt, ob sie vielleicht an einer Allergie litt oder geweint hatte, doch ich habe sie nicht danach gefragt. Man will ja nicht neugierig sein.«

»Ihr Nachname ist Bridges«, wiederholte er. »Es stand in der heutigen Post.«

»Ich lese die Post nicht. Ich informiere mich über das Internet.«

Wegen ihrer letzten Bemerkung hätte sie sich ohrfeigen können. Dass er anfing, sich für ihren Computer zu interessieren, hätte ihr gerade noch gefehlt.

»Meistens sehe ich natürlich fern, die Abendnachrichten«, fügte sie hinzu. »Würde es Sie stören, mir zu erzählen, wie schlimm der Einbruch war? Der Streifenwagen steht schon den ganzen Tag vor dem Haus. Sie sind hier. Und ich habe Terri heute noch nicht gesehen. Sicher ist sie bei ihrer Familie oder bei ihrem Freund. Nach so etwas könnte ich kein Auge mehr zutun. Aber Sie haben vorhin die Vergangenheitsform benutzt, als ob sie nicht mehr dort wohnen würde. Also ist es wohl ziemlich schlimm.«

»Ich fürchte, schlimmer kann es nicht kommen«, antwortete er.

Sie spürte ein Flattern wie von winzigen Fingern im Magen.

Das Leder knarzte laut, als er sich in dem Sessel vorbeugte, der nicht zu seinem Körperbau passte. Sein Gesicht wurde größer. »Wie kommen Sie darauf, dass es ein Einbruch war?«, fragte er.

»Ich dachte nur ... «, stammelte sie.

»Ich muss Ihnen leider sagen, dass Ihre Nachbarin letzte Nacht ermordet wurde. Ich kann mir

kaum vorstellen, dass Sie nichts von dem Truppenaufmarsch auf der anderen Straßenseite bemerkt haben. Streifenwagen. Der Transporter der Gerichtsmedizin. «
Shrew dachte an Dr. Scarpetta.
»Blaulichter. Sirenen. Türenknallen. Stimmengewirr. Und Sie haben nichts gehört und nichts gesehen?«, wiederholte er.
»War Dr. Scarpetta am Tatort?«, stieß sie hervor. Sie wischte sich die Augen ab. Ihr Herz raste.
Er machte ein Gesicht, als hätte sie ihm gerade den Stinkefinger gezeigt.
»Worauf zum Teufel wollen Sie hinaus?« Sein Ton war unfreundlich.
Sie war viel zu spät darauf gekommen und hatte den Zusammenhang - zumindest bewusst - erst jetzt erkannt. Wie konnte das möglich sein? P. R. Marino? Also Pete Marino, der Mann aus der Kolumne, die sie selbst Korrektur gelesen und ins Netz gestellt hatte. Die beiden konnten unmöglich ein und dieselbe Person sein! Der andere Marino lebte doch in South Carolina, oder? Er arbeitete ganz bestimmt nicht für Jaime Berger. Eine Frau wie Ms. Berger würde doch niemals einen solchen Mann beschäftigen. Shrew stand kurz vor einer Panikattacke; ihr Herz klopfte so heftig, dass ihr die Brust weh tat. Wenn dieser Marino der Mann war, über den der Chef gerade eine Kolumne geschrieben hatte, hatte er nichts in Shrews Wohnzimmer und im Lehnsessel ihres Mannes verloren. Vielleicht war er sogar der Wahnsinnige, der die wehrlose kleine Frau von gegenüber ermordet hatte.
Genau so hatte der Würger von Boston sich an seine Opfer herangemacht. Er hatte sich als freundliche Vertrauensperson ausgegeben und im Wohnzimmer bei einer Tasse Tee Konversation betrieben, bevor er …
»Was ist mit Dr. Scarpetta?« Detective Marino bedachte Shrew mit einem Blick, als hätte sie ihm eine durch nichts zu entschuldigende Kränkung zugefügt.
»Ich mache mir Sorgen um sie«, erwiderte Shrew möglichst ruhig. Dabei zitterten ihre Hände so sehr, dass sie sie auf den Schoß legen musste. »Sie ist eine Person des öffentlichen Lebens, und der Beruf, den sie … ihr Tätigkeitsbereich an sich. Der lockt doch die Leute regelrecht an, denen sie ihre Klientel verdankt.«
Sie holte tief Luft. Offenbar war das die richtige Antwort gewesen. Sie durfte auf keinen Fall andeuten, sie habe etwas über Dr. Scarpetta im Internet gelesen - insbesondere nicht die Kolumnen, die sie heute ins Netz gestellt hatte.
»Ich habe den Eindruck, Sie denken da an etwas Bestimmtes«, sagte er. »Also raus mit der Sprache.«
»Ich befürchte, sie könnte in Gefahr schweben«, erwiderte
Shrew. »Es ist nur so ein Gefühl.«
»Und woher kommt das?« Sein Blick war stahlhart. »Terroristen«, entgegnete sie.
»Terroristen?« Seine Miene wurde versöhnlicher. »Was für Terroristen?« Er sah auch nicht mehr so beleidigt aus. »Haben wir heutzutage nicht alle Angst vor Terroristen?«, versuchte Shrew es mit einer neuen Taktik.
»Ich sage Ihnen was.« Als Pete Marino sich erhob, war es, als ragte ein Riese über ihr auf. »Ich hinterlasse Ihnen meine Karte und möchte, dass Sie noch einmal gründlich nachdenken. Wenn Ihnen etwas einfällt, und mag es Ihnen auch noch so unwichtig erscheinen, rufen Sie mich sofort an. Ich bin rund um die Uhr erreichbar.«
»Ich kann mir nicht vorstellen, wer so etwas getan haben mag.« Sie stand auf, um ihn zur Tür zu begleiten.
»Der Täter ist immer der, dem man es am wenigsten zugetraut hätte«, erwiderte er.

Das Internet eignete sich ausgezeichnet dazu, sich vor Spott zu schützen.

Gotham war ein Internet-College, dessen Studenten nur Dr. Oscar Banes Fähigkeiten und seine Intelligenz kannten, nicht den zwergenhaften Körper, in dem sie gefangen waren.

»Es kann kein einzelner Student oder eine Studentengruppe sein«, meinte er zu Scarpetta. »Niemand kennt mich. Meine Adresse und Telefonnummer sind nirgendwo vermerkt. Es gibt kein College-Gebäude, wo Menschen in Hörsälen sitzen. Die Dozenten treffen sich einige Male im Jahr in Arizona. Mehr Kontakt findet nicht statt.«

»Was ist mit Ihrer E-Mail-Adresse?«

»Die steht auf der Website des College. Das ist Vorschrift.

Vermutlich hat es damit angefangen. Im Internet. Die einfachste Methode, einem Menschen die Identität zu stehlen. Das habe ich auch der Staatsanwaltschaft gesagt. Ich habe erklärt, dass man sich wahrscheinlich auf diese Weise Zugriff verschafft hat. Doch meine Theorien sind auf taube Ohren gestoßen. Kein Mensch hat mir geglaubt, und da wurde mir klar, dass sie vielleicht an dem Gedankendiebstahl beteiligt sind. Sie versuchen, meine Gedanken zu stehlen.«

Scarpetta stand auf und verstaute Notizblock und Stift in der Tasche ihres Laborkittels.

»Ich gehe jetzt um den Tisch herum, um mir Ihren Rücken anzusehen«, sagte sie. »Aber Sie müssen doch manchmal das Haus verlassen.«

»Ich gehe einkaufen, zum Geldautomaten, zum Tanken, zum Arzt, zum Zahnarzt, ins Theater, in Restaurants. Als es begann, habe ich meine Lebensgewohnheiten geändert. Verschiedene Orte, verschiedene Uhrzeiten, verschiedene Tage.«

»Was ist mit dem Fitness-Studio?«

Sie öffnete sein Nachthemd und zog es vorsichtig bis zu den Hüften hinunter.

»Ich trainiere bei mir zu Hause und mache außerdem Walking. Jeden Tag etwa sechs bis sieben Kilometer, sechs Tage pro Woche.«

Seine Verletzungen wiesen ein eindeutiges Muster auf, das ihr Vertrauen in ihn nicht unbedingt stärkte.

»Doch ich ändere stets die Strecke und die Tageszeit«, fügte er hinzu.

»Sind Sie Mitglied oder Unterstützer irgendeiner Gruppe, eines Vereins oder einer Organisation?«

»Des Amerikanischen Verbands der Kleinwüchsigen. Aber der hat ganz bestimmt nichts damit zu tun. Wie ich schon sagte, fingen die elektronischen Belästigungen vor etwa drei Monaten an. Zumindest, soweit ich weiß.«

»Ist vor drei Monaten etwas Außergewöhnliches geschehen? Hat sich etwas in Ihrem Leben geändert?«

»Terri. Ich bin eine Beziehung mit Terri eingegangen. Da haben sie angefangen, mich zu verfolgen. Dafür habe ich Beweise. Auf einer CD, die in meiner Wohnung versteckt ist. Auch wenn sie dort einbrechen, werden sie die niemals finden. Sie müssen sie mitnehmen, wenn Sie dort sind.«

Scarpetta vermaß die Abschürfungen unten an seinem Rücken.

»Wenn Sie in meiner Wohnung sind«, wiederholte er. »Ich habe dem Detective schriftlich die Erlaubnis erteilt. Er ist zwar ein unangenehmer Mensch, aber als er mich darum bat, habe ich ihm mein Einverständnis, den Schlüssel und den Code der Alarmanlage gegeben, weil ich schließlich nichts zu verbergen habe. Ich möchte, dass Sie in die Wohnung gehen. Ich habe ihm bereits mitgeteilt, dass Sie ihn begleiten sollen. Tun Sie es sofort, ehe sie Ihnen zuvorkommen. Vielleicht waren sie ja schon da.« »Die Polizei?« »Nein, die anderen.«

Sein Körper entspannte sich unter der Berührung ihrer behandschuhten Finger.

»Ich würde ihnen alles zutrauen«, fuhr er fort. »Doch selbst wenn sie schon dort waren, haben sie sie nicht gefunden. Es ist völlig ausgeschlossen. Die CD ist in einem Buch mit dem Titel Die Erlebnisse eines Irrenarztes von Littleton Winslow versteckt, das 1874 in London erschienen ist. Viertes Regal im zweiten Bücherschrank, links neben der Tür zum Gästezimmer. Außer Ihnen weiß es niemand.«

»Haben Sie Terri erzählt, dass Sie verfolgt und ausspioniert werden? War sie über die Existenz der CD informiert?«

»Ich habe lange geschwiegen, weil ich sie nicht aufregen wollte. Sie leidet an Phobien. Doch irgendwann hatte ich keine Wahl mehr. Vor einigen Wochen blieb mir nichts anderes übrig, als es ihr zu sagen, weil sie immer wieder meine Wohnung sehen wollte, was ich stets abgelehnt habe. Sie warf mir vor, ich hätte Geheimnisse vor ihr. Also musste ich ihr reinen Wein einschenken und ihr begreiflich machen, dass es gefährlich für sie sei, meine Wohnung zu betreten, da ich elektronisch belästigt würde.«

»Und die CD?«

»Ich habe ihr nicht verraten, wo sie ist. Nur, was sich darauf befindet.«

»Haben Sie nicht befürchtet, sie dadurch in Gefahr zu bringen? Unabhängig davon, wo Sie sich mit ihr trafen?« »Sie sind mir offensichtlich nie zu ihrer Wohnung gefolgt.« »Woher wissen Sie das?«

»Sie teilen mir mit, wenn sie mich verfolgen. Sie werden es selbst sehen. Deshalb habe ich Terri erklärt, sie wüssten bestimmt nichts von ihrer Existenz. Ihr könne nichts geschehen.« »Und hat sie Ihnen geglaubt?«

»Sie war ziemlich erschüttert, hatte aber keine Angst.« »Klingt ein wenig ungewöhnlich für jemanden, der an Phobien leidet«, stellte Scarpetta fest.

»Es kamen keine Botschaften mehr von ihnen. Schon seit einigen Wochen nicht. Ich hoffte schon, sie hätten das Interesse an mir verloren. Aber sie haben mir nur eine kleine Pause vor der wirklichen Tragödie gegönnt.« »Wie sehen diese Botschaften aus?« »E-Mails.«

»Wenn sie aufhörten, nachdem Sie Terri davon erzählt hatten, könnte es doch sein, dass die Mails von ihr stammten. Terri könnte Ihnen doch die Mails geschickt haben, damit Sie sich verfolgt und ausspioniert fühlen. Und als Sie sie ihr gegenüber erwähnten, hat sie damit aufgehört.«

»Ganz bestimmt nicht. So etwas Hinterhältiges würde sie niemandem antun. Insbesondere nicht mir. Absolut unmöglich.«

»Was macht Sie da so sicher?«

»Weil sie gar nicht die Gelegenheit dazu gehabt hätte. Woher hätte sie denn wissen sollen, dass ich zum Beispiel während eines Spaziergangs einen Umweg gemacht habe und am Columbus Cirde gelandet bin, wenn nicht von mir?«

»Gibt es einen Grund, dass Terri jemanden damit beauftragt haben könnte, Sie zu beschatten?«

»So etwas passt nicht zu ihr. Und nach dem, was nun geschehen ist, ergibt es überhaupt keinen Sinn, dass sie etwas damit zu tun gehabt haben soll. Sie ist tot! Sie haben sie umgebracht!«

Die Stahltür öffnete sich einen Spaltbreit, und der Wachmann spähte herein. »Alles in Ordnung bei Ihnen?« »Bestens«, erwiderte Scarpetta.

Die Tür wurde wieder geschlossen. »Aber die E-Mails hörten auf«, sagte sie zu Oscar. »Er belauscht uns.«

»Sie haben geschrien, Oscar. Wenn Sie sich nicht beruhigen, kommt er zurück.«

»Ich habe eine Sicherheitskopie der E-Mails angefertigt und dann die ganze Festplatte

gelöscht, damit sie sie nicht ihrerseits löschen oder die Dateien so verändern können, dass ich als Lügner dastehe. Die originalen E-Mails befinden sich nur noch auf der CD, die in dem Buch Die Erlebnisse eines Irrenarztes von Littleton Winslow versteckt sind. Ich sammle alte Bücher und Dokumente.«

Scarpetta fotografierte die Abschürfungen und Kratzspuren von Fingernägeln, die sich alle an der rechten unteren Seite seines Rückens befanden.

»Hauptsächlich Werke, die sich mit der Psychiatrie und verwandten Sachgebieten beschäftigen«, sagte er. »Es sind ziemlich viele, auch einige über das Bellevue. Ich weiß mehr über dieses Krankenhaus als die Leute, die hier arbeiten. Für Sie und Ihren Mann wäre meine Sammlung über das Bellevue sicher sehr interessant. Vielleicht zeige ich sie Ihnen einmal. Sie können sie sich auch gern ausleihen. Terri findet die Geschichte der Psychiatrie sehr fesselnd. Menschen faszinieren sie. Andere Menschen und ihre Beweggründe sind ihr wichtig. Sie sagt, sie könnte den ganzen Tag auf einem Flughafen oder in einem Park sitzen und die Leute beobachten. Warum tragen Sie Handschuhe? Achondroplasie ist nicht ansteckend.«

»Zu Ihrem Schutz.«

Das stimmte nur zum Teil. Sie brauchte diese Barriere aus Latex zwischen seiner Haut und ihrer. Er hatte ohnehin eine Grenze überschritten. Und zwar schon vor ihrer ersten Begegnung.

»Sie wissen, wo ich hingehe, wo ich gerade herkomme und wo ich wohne«, meinte er. »Aber Terris Wohnung kennen sie nicht. Das Backsteingebäude in Murray Hill. Ich hatte nie Grund zu glauben, dass sie über ihre Existenz im Bilde sind. Wenn sie mir mitgeteilt haben, wo ich an einem bestimmten Tag gewesen bin, erwähnten sie nie Terris Wohnung. Warum nicht? Schließlich fahre ich jeden Samstag hin.« »Immer um dieselbe Zeit?« »Um fünf.«

»Wo in Murray Hill?«

»Nicht weit von hier. Es ist zu Fuß zu erreichen. In der Nähe des Loews Theater. Wenn wir uns einmal etwas gönnen wollen, gehen wir gelegentlich ins Kino und essen Hot Dogs und mit Käse überbackene Pommes.«

Sein Rücken bebte, als sie ihn berührte. Trauer stieg in ihm hoch.

»Wir achten nämlich beide sehr auf unser Gewicht«, fuhr er fort. »Es gab nie irgendeinen Hinweis, dass sie mir nach Murray Hill oder sonst irgendwohin folgten, wenn wir zusammen waren. Ich ahnte nichts davon, denn sonst hätte ich etwas unternommen, um sie zu beschützen. Ich hätte sie nie allein wohnen lassen. Vielleicht hätte ich sie überreden können, die Stadt zu verlassen. Ich war es nicht. Ich hätte ihr nie etwas antun können. Sie ist die Liebe meines Lebens.«

»Ich hätte da noch eine Frage.« Berger wandte Benton ihr kluges, hübsches Gesicht zu und musterte ihn forschend. »Wenn Kay Lucys Tante ist, bist du dann Lucys Onkel? Bist du ein richtiger Onkel oder nur ein Beinahe-Onkel? Nennt sie dich Onkel Benton?«

»Lucy hört weder auf ihren Beinahe-Onkel noch auf ihre Tante. Ich hoffe, dass sie wenigstens auf dich hört.« Benton wusste genau, worauf Berger hinauswollte.

Sie plante, ihn so lange zu provozieren, bis er diese verdammte Klatschkolumne ansprach, ein Geständnis ablegte und sich der Gnade ihres Gerichtshofs unterwarf. Allerdings war Benton fest entschlossen, ihr keine Munition zu liefern, denn er hatte sich schließlich nichts zuschulden kommen lassen. Wenn der richtige Zeitpunkt gekommen war, würde er keine Mühe haben, sich zu verteidigen. Er konnte sein Schweigen erklären und es damit rechtfertigen, dass Marino im Sinne des Gesetzes keiner Straftat beschuldigt worden sei und dass er, Benton, nicht das Recht gehabt habe, Scarpettas Privatsphäre zu verletzen.

»Hat Lucy die Laptops?«, erkundigte er sich.

»Noch nicht. Aber sie kriegt sie schon. Sobald sie die E-Mail-Konten ermittelt hat, wenden wir

uns an die Internet-Provider und beschaffen uns die Passwörter. Auch das von Oscar.«
»Als du dich mit ihr getroffen hast, um die weitere Vorgehensweise ... «
»Ich habe mich noch nicht mit ihr getroffen«, unterbrach ihn Berger. »Wir haben nur kurz miteinander telefoniert. Ich bin überrascht, weil du mir nicht gesagt hast, dass sie wieder in die Stadt gezogen ist. Aber andererseits sollte mich bei dir nichts mehr überraschen.« Sie griff nach ihrer Kaffeetasse. »Ich musste aus anderen Quellen erfahren, dass sie zurück ist und eine Firma eröffnet hat. Sie hat sich rasch einen guten Ruf erworben, ein Grund, warum ich sie in diesem besonderen Fall um Hilfe gebeten habe.«
Sie trank von ihrem Kaffee und stellte die Tasse wieder weg.
Jede Bewegung war ruhig und bedächtig.
»Du musst verstehen, dass er und ich normalerweise keinen Umgang miteinander haben«, sagte sie.
Sie meinte Marino. Das Kreuzverhör hatte begonnen. »Ausgehend von dem, was ich weiß, vorausgesetzt, es stimmt«, fuhr sie fort, »kann ich mir nicht vorstellen, dass Lucy sich bei ihm gemeldet hat oder Kontakt zu ihm hält. Wahrscheinlich ahnt sie gar nicht, dass er hier ist. Mich wundert, dass du es ihr nicht erzählt hast. Oder unterstelle ich dir da etwas? Hast du es ihr erzählt?«
»Nein.«
»Das ist wirklich ein starkes Stück. Sie zieht wieder nach New York, und du verschweigst ihr, dass er hier ist. Quicklebendig und mein Mitarbeiter bei der Staatsanwaltschaft. Vielleicht wäre sein Geheimnis noch ein wenig länger gewahrt geblieben, wenn er nicht das Pech gehabt hätte, letzten Monat Oscar Banes Anruf anzunehmen.«
»Lucy arbeitet immer noch am Aufbau ihrer Firma und hatte noch nicht viele Fälle«, erwiderte Benton. »Ein paar Aufträge in der Bronx und in Queens. Das hier wird ihr erster in Manhattan, mit anderen Worten, für deine Behörde. Natürlich werden sie und Marino sich eines Tages über den Weg laufen, und ich erwarte, dass die Begegnung zivilisiert und professionell vonstatten geht.«
»Du erwartest nichts dergleichen, Benton. Du verschließt lediglich die Augen vor der Wahrheit. In deiner Verzweiflung hast du falsche Entscheidungen getroffen und die Folgen nicht logisch durchdacht. Und nun steuern die beiden von dir so sorgfältig getrennten Welten unaufhaltsam aufeinander zu. Es muss ein tolles Gefühl sein, Menschen wie Schachfiguren herumzuschieben, nur um eines Tages beim Aufwachen festzustellen, dass zwei deiner Bauern sich wegen einer albernen Klatschkolumne gegenüberstehen und sich womöglich vom Spielbrett stoßen werden. Lass mich kurz zusammenfassen, was geschehen ist.«
Mit einer leichten Handbewegung verscheuchte sie die Kellnerin, die sich mit der Kaffeekanne näherte.
»Dein ursprünglicher Plan sah als Wohnort nicht New York vor«, begann Berger.
»Ich konnte doch nicht ahnen, dass das John Jay ... « »Euch beide als Gastdozenten und Berater einstellt? Ich wette, du hast versucht, Kay die Sache auszureden.« »Ich hielt es für unklug.«
»Selbstverständlich. «
»Sie hatte gerade wieder als Chief Medical Examiner angefangen und ihr gesamtes Leben auf den Kopf gestellt. Deshalb habe ich ihr davon abgeraten, sich noch mehr Arbeit und Stress aufzuhalsen, und ihr empfohlen, die Finger davon zu lassen.«
»Selbstverständlich. «
»Aber sie hat darauf bestanden. Sie wollte helfen, wo sie konnte.«
»Typisch Kay«, erwiderte Berger. »Immer hilfsbereit, immer zur Stelle. Die Welt ist ihre Bühne

und nicht irgendein Nest in Massachusetts. Und zu sehr abraten durftest du ihr auch nicht, denn dann hättest du ihr irgendwann eröffnen müssen, warum du sie partout von New York fernhalten willst. Das war dein Problem. Marino hattest du ja bereits nach New York verfrachtet, und wenn wir ehrlich sind, bist du mir so lange in den Ohren gelegen, bis ich ihn eingestellt habe. Und nun wird auch Kay häufig in New York sein, um die Staatsanwaltschaft bei ihren Ermittlungen zu unterstützen. Und da ihr beide in New York seid, folgt Lucy euch natürlich in den Big Apple. Greenwich Village ist doch ein Paradies für sie. Wie kommt es, dass du beim Aushecken deines wundervollen Plans nicht daran gedacht hast? Und deshalb hast du vermutlich auch nicht damit gerechnet, dass ich dahinterkommen könnte, warum du Marino wirklich in meiner Behörde untergebracht hast.«

»Ich möchte nicht abstreiten, dass ich mir deswegen Sorgen gemacht habe«, antwortete Benton. »Ich habe einfach nur gehofft, es würde noch eine Weile dauern. Außerdem stand es mir nicht zu, über … «

»Du hast es Marino nie gesagt, oder?«, fiel sie ihm ins Wort. »Die Stelle am John Jay. Ihre Wohnung hier.«

»Ich habe ihm nicht verraten, dass Kay häufig in New York ist und dass Lucy inzwischen hier wohnt.«

»Also nein.«

»Ich weiß nicht, wann ich zuletzt mit ihm gesprochen habe. Außerdem habe ich keine Ahnung, was er möglicherweise von selbst herausgefunden hat. Aber du hast recht. Ich hätte nie mit so etwas gerechnet, als ich dir empfohlen habe, ihn einzustellen. Dennoch war es nicht meine Pflicht, darüber zu reden … «

Erneut unterbrach sie ihn. »Darüber zu reden? Du hast eine ganze Menge geredet. Nur, dass es nicht die ganze Wahrheit war. Es war so eine traurige Geschichte. Und ich als mit allen Wassern gewaschene Staatsanwältin bin darauf hereingefallen. Marino hat ein Alkoholproblem. Er hat seinen Job hingeworfen, weil er es nicht erträgt, dass du und Kay verlobt seid. Er ist depressiv und schädigt sich selbst. Einen Monat in einer Therapieklinik, und er ist wieder so gut wie neu, so dass ich ihn einstellen kann. Schließlich hat er damals seine Karriere beim NYPD begonnen und war kein Fremder für mich. Ich glaube, dein Ausdruck lautete vorteilhaft für beide Seiten.«

»Er ist ein verdammt guter Ermittler. Das musst du ihm lassen.«

»Hast du wirklich auch nur eine Minute geglaubt, dass er nicht dahinter kommt? Dass Kay und Lucy es nie erfahren, verdammt? Kay könnte in die Staatsanwaltschaft gerufen werden, um einen Autopsiebericht zu sichten, der im Zusammenhang mit einem von Marinos Fällen steht - was übrigens todsicher irgendwann passieren wird. Sie ist immer wieder als Beraterin im Autopsiesaal tätig. Jede Woche tritt sie bei CNN auf.«

»Woher soll er wissen, dass die Sendung nicht per Satellit aus Boston ausgestrahlt wird?«

»Ach, verschone mich mit so was. Oder hat sich Marino seit eurer letzten Begegnung einer Lobotomie unterzogen? Allmählich frage ich mich, ob dir jemand am Hirn rumgeschnippelt hat.«

»Pass auf«, entgegnete Benton. »Ich habe gehofft, dass mit der Zeit … dass wir dann alles verarbeitet haben würden. Außerdem verbreite ich keine schmutzigen Geschichten, bei denen es sich, wenn wir ehrlich sind, nur um Gerüchte handelt.«

»Unsinn. Du willst dich nur vor der Wirklichkeit drücken, und jetzt haben wir den Salat.«

»Ja, ich habe es vor mir hergeschoben.«

»Vor dir hergeschoben. Bis wann? Ins nächste Leben?« »Bis ich eine Lösung gefunden habe. Die Angelegenheit ist mir entglitten.«

»Jetzt kommen wir der Sache schon ein bisschen näher.

Hier geht es nicht um Hörensagen, und das weißt du ganz genau. Du hast einfach den Kopf in den Sand gesteckt.«

»Ich wollte nur, dass wieder Ruhe einkehrt, Jaime. Weiterleben ohne Groll oder Schäden, die nicht wiedergutzumachen sind.«

»Damit alle wie durch Zauberhand wieder Freunde werden und alles so ist wie früher ... So einen Schwachsinn gibt es nur im Märchen, Benton, und das weißt du auch. Ich kann mir denken, dass Lucy ihn hasst. Kay vermutlich nicht. Sie ist nämlich nicht fähig zu hassen.«

»Keine Ahnung, was Lucy tun wird, wenn sie ihm über den Weg läuft. Was dann? Das macht mir große Sorgen. Kein Scherz.«

»Lache ich etwa?«

»Du kennst sie. Wir haben ein ernstes Problem.«

»Ich hatte gehofft, dass sie inzwischen zu erwachsen ist, um im Dienst oder dem, was sie dafür hält, andere Leute umzulegen.«

»Irgendwann wird sie ihm begegnen oder zumindest erfahren, dass er hier ist«, wiederholte Benton. »Schließlich hast du ja entschieden, ihre forensischen Computerkenntnisse zu nutzen.«

»Über die ich übrigens von der Staatsanwaltschaft in Queens informiert wurde. Nicht von dir. Denn du wolltest auch mir verschweigen, dass sie hier ist, in der Hoffnung, dass ich ihr nie einen Auftrag erteilen würde. Ein toller Onkel bist du. Denn wenn ich ihr einen Auftrag gebe und sie eines Tages in mein Büro spaziert kommt, wen könnte sie da wohl treffen?«

»Hast du Marino am Telefon erwähnt?«, erkundigte sich Benton.

»Soweit ich im Bilde bin, ahnt sie nichts. Noch nicht. Weil ich ihn nämlich nicht erwähnt habe. Ich war in Gedanken viel zu sehr bei der Frau, die letzte Nacht ermordet wurde. Außerdem bei dem, was sich auf den Festplatten ihrer Computer befinden könnte. Und deshalb brauche ich Lucys Hilfe. Zuletzt habe ich Lucy in meiner Wohnung gesehen, als sie gerade aus Polen zurückkam. Wir beide wissen, was sie dort getan hat. Sie ist genial, und sie kennt keine Furcht und hält sich nicht an irgendwelche Regeln. Jetzt hat sie eine Firma für forensische Computerermittlungen gegründet. Connextions. Und wir alle wissen, dass sie als Erste vor Ort sein wird, wenn es zum nächsten Zwischenfall kommt. Ich bin nur erleichtert, weil Lucy so ganz anders klang als früher. Sie scheint es nicht mehr so nötig zu haben, andere Menschen zu beeindrucken, und wirkte nachdenklicher und vernünftiger. Damals liebte sie Akronyme, erinnerst du dich? In der Zeit, als sie ein Wunderkind war und ein Sommerpraktikum in Quantico gemacht hat. CAIN . Criminal Artificial Intelligence Network - kriminologisches maschinelles Informationsnetz. Sie hat dieses Programm entwickelt, als sie noch in der High School war. Kein Wunder, dass sie sich zu einer ungebärdigen, frechen Göre entwickeln musste, die keine Freunde hatte. Aber vielleicht hat sie sich ja verändert. Als ich mit ihr sprach - zugegeben, nur am Telefon -, hörte sie sich reifer an, nicht so überkandidelt und nur um sich selbst kreisend. Außerdem hat sie sich gefreut, dass ich mich bei ihr gemeldet habe. Ganz anders als die alte Lucy.«

Benton war ziemlich überrascht, dass sie sich noch so gut an die alte Lucy erinnerte und sich für die neue offenbar so begeistern konnte.

»Diese Dinge gingen mir durch den Kopf, als sie mir erzählte, die Programme, die sie damals geschrieben habe, seien inzwischen so veraltet wie die Arche Noah. Ich würde staunen, was heutzutage möglich sei«, fuhr Berger fort. »Nein, Marino habe ich nicht erwähnt. Ich glaube, sie hat keine Ahnung, dass er derzeit meiner Abteilung für Sexualdelikte zugeteilt ist und an demselben Fall arbeitet wie sie. Ganz sicher nicht. Sonst hätte sie reagiert und irgendetwas dazu gesagt. Aber ich werde es ihr wohl mitteilen müssen.«

»Und du hältst es noch immer für eine gute Idee, sie zu beauftragen? «

»Vermutlich nicht. Aber ich stecke ein wenig in der Klemme, falls ich mich unklar ausgedrückt haben sollte. Ich beabsichtige nicht, ihr den Auftrag wieder zu entziehen, denn wenn sie wirklich so gut ist, wie sie behauptet, brauche ich sie. Internetkriminalität ist inzwischen eines unserer größten Probleme. Wir werden der Sache einfach nicht Herr, denn wir kämpfen gegen eine Welt unsichtbarer Verbrecher, die in den meisten Fällen gar keine oder absichtlich irreführende Informationen hinterlassen. Ich werde mich weder von Marino noch von einer Klatschkolumne oder deinen persönlichen Unsicherheiten und Eheproblemen in meiner Arbeit behindern lassen, sondern das tun, was am besten zur Aufklärung dieses Falles beiträgt. Und damit basta.«

»Ich kenne Lucys Fähigkeiten. Offen gestanden, wäre es dumm von dir, sie nicht zu nutzen«, meinte Benton.

»Exakt. Und ich werde sie sogar ausnutzen, denn die Stadtverwaltung könnte sich jemanden wie sie offiziell niemals leisten.«

»Sie wird vermutlich kein Geld von dir verlangen. Sie braucht es nicht.«

»Nichts im Leben ist umsonst, Benton.«

»Das stimmt. Sie hat sich verändert und ist nicht mehr die Frau, die du kanntest, als du sie hättest anklagen …«

»Lass uns nicht über Dinge reden, die ich hätte tun sollen.

Ich habe längst vergessen, was sie mir in jener Nacht vor etwa fünf Jahren gebeichtet hat. Den Rest hat sie mir nie erzählt. Für mich war sie nie in Polen. Außerdem vertraue ich darauf, dass sich ein derartiger Vorfall nicht wiederholen wird. Noch einmal einen solchen Ärger mit dem FBI und dem ATF will ich mir nicht zumuten.«

Lucy war sowohl vom FBI als auch dem Bureau of Alcohol, Tobacco and Firearms vor einigen Jahren mehr oder weniger gefeuert worden.

»Wann bringst du ihr die Laptops?«, fragte Benton.

»Bald. Ich bin im Besitz einer richterlichen Genehmigung, die Festplatten zu durchsuchen. Alles ist in bester Ordnung.« »Es wundert mich, dass du dir die nicht schon gestern Nacht besorgt hast«, meinte Benton. »Der Inhalt der Festplatten könnte sehr aufschlussreich für uns sein.«

»Die Antwort ist ganz einfach. Letzte Nacht hatten wir die Laptops noch nicht. Sie wurden bei der ersten Hausdurchsuchung nicht gefunden. Marino ist bei der zweiten heute am späten Vormittag darauf gestoßen.«

»Das ist mir neu. Ich wusste gar nicht, dass Marino so aktiv in dem Fall ermittelt.«

»Und mir wurde erst klar, dass Oscar Bane der Mensch ist, mit dem Marino vor einem Monat telefoniert hat, als sich Morales letzte Nacht am Tatort umgesehen hat. Da habe ich eins und eins zusammengezählt und Marino angerufen, um ihm zu sagen, dass er mitmachen muss, weil er bereits in die Sache verwickelt ist.«

»Und weil du ihn brauchst, um deinen Hintern zu retten«, ergänzte Benton. »Es wird nämlich so aussehen, als hättest du Bane abgewimmelt, der letzten Monat die Staatsanwaltschaft anrief und um Hilfe bat. Marino hat ihn nicht ernst genommen. Und wer wird sich wohl am meisten dafür abrackern, dir den Hintern zu retten? Natürlich jemand, der auch seinen eigenen retten will. Ganz schön durchtrieben, muss ich sagen. Aber du hast Glück. Ihm entgeht fast nichts. Wahrscheinlich ist er der fähigste Mann in deiner ganzen Abteilung. Du hast das nur noch nicht gemerkt, weil man ihn leicht unterschätzt. Und jetzt bist du voreingenommen. Lass mich raten. Er hat sich eigenmächtig am Tatort umgeschaut und dabei wichtige Beweise gefunden. Die Laptops des Opfers. Wo zum Teufel waren die denn? Unter den Dielenbrettern?«

»In einem Koffer im Wandschrank. Offenbar wollte sie heute Morgen nach Phoenix fliegen und sie mitnehmen. Ein zweiter gepackter Koffer stand daneben«, erwiderte Berger. »Wer hat

rausgekriegt, dass sie heute Morgen nach Phoenix fliegen wollte?«
»Hat Oscar Bane dir das gestern Abend nicht gesagt?«
»Er hat kein Wort zu mir gesagt, sondern sich nur, wie bereits erwähnt, von mir untersuchen lassen. Also waren ihre Reisepläne gestern Nacht noch nicht bekannt? Wenn nicht, würde mich interessieren, wer dahinter gekommen ist und wie.«
»Nun, das war Marino, der ein guter Ermittler ist und nicht so schnell lockerlässt. Das stimmt. Außerdem ist er ziemlich einsam, denn er ist schon lange genug im Geschäft, um zu wissen, dass man keine Informationen preisgibt, auch dann nicht, wenn das Gegenüber Polizist, Staatsanwalt oder Richter ist. Allerdings wird er sich dadurch einige Feinde machen. Ich sehe es schon vor mir, und deshalb sind die Dinge, die nun über ihn ans Licht gekommen sind, doppelt fatal. Offenbar hat er Terris Eltern in Scottsdale aufgespürt, bevor ein anderer, einschließlich Morales, Gelegenheit dazu hatte, und sie vom Tod ihrer Tochter in Kenntnis gesetzt. Sie meinten, sie habe vorgehabt, sie für einige Tage zu besuchen. Daraufhin ist er in ihre Wohnung gefahren.«
»Lass mich raten«, entgegnete Benton. »Es lag kein Flugticket herum, das die Polizisten schon gestern Nacht auf die richtige Spur hätte führen können. Denn heutzutage läuft alles elektronisch.«
»Richtig.«
»Das erklärt auch, warum ich auf den Tatortfotos, die Morales mir gegeben hat, keine Gepäckstücke gesehen habe.«
»Diese Fotos stammen von der ersten Hausdurchsuchung.
Seiner. Aber ich kann nachvollziehen, warum das Gepäck gestern Nacht übersehen wurde. Ich bin zwar nicht gerade froh darüber, doch ich verstehe den Grund.« »Wurde es vielleicht absichtlich versteckt?« »Meinst du von jemandem wie Oscar Bane?«
»Das klingt nicht sehr logisch.« Benton überlegte. »Warum hat er die Laptops nicht mitgenommen, wenn sie ihm Magenschmerzen verursachten? Weshalb hat er sie in ihrem Schrank versteckt?«
»Menschen verhalten sich häufig unlogisch, ganz gleich, wie gründlich sie ihr Verbrechen auch planen.«
»Dann muss er ein ziemlicher Chaot sein. Falls er der Täter ist«, erwiderte Benton. »Ganz im Gegensatz zu Terri, wenn man das anhand der Fotos von ihrer Wohnung beurteilen kann. Sie war ausgesprochen ordentlich. Willst du meine Theorie hören? Sie könnte die Koffer nach dem Packen selbst weggeräumt haben, weil sie Besuch erwartete. In meinen Augen ist es voreilig, Oscar Bane dieses Verbrechens zu verdächtigen. Ich gehe nicht davon aus, dass er sie umgebracht hat.«
»Kennst du das alte Sprichwort, Benton: Suche nicht nach Einhörnern, halte dich an die Ponys. Und Oscar Bane ist das erste Pony auf meiner Liste. Der Mensch, der am ehesten der Täter sein könnte. Das Problem ist, dass wir keine Beweise haben. Noch nicht.«
»Zumindest kann Bane dir, was Terris Laptops angeht, nun nicht mehr zuvorkommen. Außerdem hat er im Krankenhaus keinen Internetzugang«, antwortete Benton.
»Es war seine freie Entscheidung. Er müsste dort nicht sitzen. Und das erscheint mir noch immer höchst verdächtig und lässt mich stark an seinem Geisteszustand zweifeln. Auch wenn er die Laptops nicht gefunden hat, muss er wissen, dass wir uns Zugriff auf ihre E- Mails verschaffen können, sobald wir ihren Benutzernamen und ihren Provider ermittelt haben. Diese werden uns wiederum zu seinen E-Mails führen, denn ich kann mir nicht vorstellen, dass er und Terri nicht regelmäßigen Mail-Kontakt gehalten haben. Und dennoch scheint ihn das nicht zu kümmern. Wenn er nicht in einer Isolierzelle sitzen würde, hätte er die Möglichkeit, sich nach

Hause zu verdrücken und an seinem Computer herumzudoktern. Aber er hat es nicht einmal versucht. Warum?«

»Vielleicht findet er es unnötig, weil er nichts verbrochen hat. Oder er kennt sich nicht gut genug mit Computern aus, um unbemerkt etwas zu verändern. Falls er hingegen der Täter ist und den Mord geplant hat, könnte er den Computer im Voraus manipuliert haben.«

»Ein ausgezeichneter Einwand. Vorsatz von Seiten eines Menschen, der sich für klüger hält als wir. Er spielt erst an seinem Computer herum, und dann lässt er sich ins Bellevue einweisen, weil er angeblich befürchtet, der Täter könnte ihn sich als Nächstes vorknöpfen. Er hat euch ein Märchen aufgetischt und amüsiert sich dabei wahrscheinlich königlich.«

»Ich habe nur ganz sachlich mehrere Möglichkeiten in den Raum gestellt«, widersprach Benton. »Hier ist noch ein Vorschlag: Er ist nicht der Mörder, rechnet aber damit, dass alle ihn verdächtigen werden. Indem er sich selbst ins Bellevue einliefert, verschafft er sich die Möglichkeit, sich von mir und Kay untersuchen zu lassen und vielleicht eine einflussreiche Person davon zu überzeugen, dass er unschuldig und in Gefahr ist.«

»Behaupte jetzt bloß nicht, dass du das wirklich glaubst.« »Was ich glaube, ist, dass er Kay für seine Retterin hält. Ganz gleich, was er getan oder nicht getan hat.«

»Ja, er klammert sich an sie, weil er mir nicht vertraut.« »Er fühlt sich von dir beleidigt.«

»Spielst du auf seinen Anruf in meinem Büro vor einem Monat an? Die Hälfte der Verrückten in dieser Stadt rennt mir die Bude ein. Stimmt, dass ich nicht mit ihm reden wollte. Daran ist nichts Ungewöhnliches. Von den meisten Anrufen erfahre ich nicht einmal, geschweige denn, dass ich sie annehme. Er hat mich als „Superzicke“ bezeichnet und hinzugefügt, es sei nur meine Schuld, wenn ein Unglück geschehen würde.«

»Und zu wem hat er das gesagt?«, erkundigte sich Benton. »Zu Marino? Bei ihrem Telefonat im letzten Monat?« »Ich habe es auf Band«, entgegnete sie. »Hoffentlich fällt es der Presse nicht in die Hände.«

»Das wäre sicherlich nicht hilfreich. Denn schließlich ist ein Mord geschehen. Wir müssen Oscar Bane also mit Glacehandschuhen anfassen. Bei jedem anderen wäre ich in einer solchen Situation viel härter rangegangen. übrigens ist meine Prämisse, dass er seine Freundin ermordet hat. Diese Erklärung scheint mir die logischste zu sein. Und das heißt, dass seine Paranoia einen konkreten Grund hat. Er hat Angst, überführt zu werden.«

Sie griff nach ihrem Aktenkoffer. Als sie ihren Stuhl zu- rückschob, rutschte ihr Rock so weit hoch, dass Benton die Lücke zwischen ihren schlanken Schenkeln sehen konnte.

»Solange wir keine Beweise haben«, sagte Benton, »sollten wir Oscar Banes Version der Ereignisse nicht einfach abtun. Es ist durchaus möglich, dass er verfolgt wird. Jedenfalls spricht nichts dagegen.«

»Das Gleiche gilt für die Existenz des Ungeheuers von Loch Ness. Alles ist möglich. Ich habe den Eindruck, auf einer tickenden Zeitbombe zu sitzen, weil wir seinen Anruf letzten Monat nicht ernst genommen haben. Es würde uns gerade noch fehlen, dass der Amerikanische Verband der Kleinwüchsigen eine Mahnwache vor unserem Bürogebäude abhält. Ein zusätzliches Problem kann ich jetzt wirklich nicht gebrauchen. Ich habe ohnehin schon genug um die Ohren. Apropos, ich muss dich noch etwas fragen.«

Nachdem sie ihren Mantel geholt hatte, durchquerten sie die vollbesetzte Cafeteria.

»Muss ich mir Sorgen machen, dass Kay bei CNN darüber spricht, falls es zu einem Skandal kommt?«, fragte sie. »Könnte das der Grund sein, warum Oscar Bane darauf bestanden hat, sie hinzuzuziehen? Will er in die Nachrichten?«

Benton blieb an der Kasse stehen, um zu bezahlen.

»Das würde sie dir nie antun«, antwortete er, als sie vor der Tür standen.

»Ich musste mich vergewissern.«
»Selbst wenn sie so ein Mensch wäre, dürfte sie es gar nicht«, fuhr Benton auf dem Weg zum Atrium fort. »Entweder ist sie seine Ärztin oder deine Zeugin.«
»Ich bin nicht sicher, ob Oscar Bane sich das alles überlegt hat, als er eine Audienz bei ihr forderte und einen Hausbesuch verlangte«, erwiderte Berger. »Vielleicht wollte er ihr nur ein Exklusivinterview geben.«
»Keine Ahnung, was zum Teufel in seinem Kopf vorgeht, aber ich hätte sie nicht dazu überreden dürfen, sondern sie mit allen Mitteln daran hindern sollen.«
»Jetzt klingst du wie ein Ehemann. Vermutlich gibst du mir die Schuld.«
Er antwortete nicht.
Ihre hohen Absätze klapperten auf dem polierten Granit. »Wenn Oscar Bane unter Anklage gestellt wird«, sagte sie, »könnten sich seine Äußerungen gegenüber Kay als die einzige einigermaßen zuverlässige Information erweisen. Deshalb ist es gut, dass sie ihn untersucht, und zwar aus einer ganzen Reihe von Gründen. Wir wollen, dass er zufrieden ist und bevorzugt behandelt wird. Außerdem möchten wir ihn und alle in seinem Umfeld schützen.« Sie zog ihren Mantel an. »Als Marino Oscar Bane am Telefon befragte, brachte Oscar das Wort Hassverbrechen ins Spiel. Ständig wiederholte er gegenüber Marino, dass er kleinwüchsig sei. Marino verstand natürlich nicht genau, was er damit meinte, und musste nachfragen. „Ein verdammter Zwerg“, erwiderte Oscar, der ziemlich aufgebracht war. Er behauptete, er werde verfolgt und beschattet.«
Bergers Mobiltelefon läutete.
»Kay muss erfahren, dass Marino hier ist«, fügte sie hinzu, als sie ihr Headset aufs Ohr steckte. Während sie lauschte, zeigte sich Zorn auf ihrem Gesicht. »Das werden wir noch sehen«, sagte sie. »Es ist absolut nicht hinzunehmen ... Ob ich damit gerechnet habe? Nun, inzwischen hat es offenbar Methode, aber ich habe gehofft ... Nein, nein, nein, ich kann nicht. Ganz gewiss nicht in diesem Fall ... Mir wäre es lieber, wenn nicht ... Ja, das tut sie, allerdings zögere ich aufgrund gewisser Umstände ... Ja, das habe ich. Wer zum Teufel kennt es inzwischen nicht?« Sie sah Benton an. »Dann begreifen Sie vielleicht, warum ich ablehne ...
Aha, ich verstehe Sie laut und deutlich. Wie auch schon beim ersten Mal. Ich könnte sie fragen, ob sie sich mit Ihnen in Verbindung setzen will. Allerdings würde ich ihr nicht verdenken, wenn sie sich so schnell wie möglich aus dem Staub macht und den nächsten Flieger nach Boston nimmt ... «
Sie beendete das Gespräch.
Inzwischen standen sie vor dem Krankenhaus auf dem Gehweg. Es war kurz vor vier, und es wurde dunkel. Die Kälte verwandelte ihren Atem in kleine Kondenswolken.
»Marino möchte niemandem weh tun.« Benton musste das einfach loswerden. »Er hat es nicht gewollt.«
»Soll das heißen, er hat Kay rein zufällig vergewaltigt?«, entgegnete sie kühl, während sie die Sonnenbrille aufsetzte, deren graue, verspiegelte Gläser ihre Augen verbargen. »Oder ist die Meldung heute im Internet eine Lüge? Ich wünschte, du hättest ihn nicht ausgerechnet in meinem Büro untergebracht. Er ermittelt in diesem Fall, und deshalb kann ich unmöglich verhindern, dass sie beiden einander irgendwann begegnen. Du musst mit ihr reden.«
»Der Inhalt dieser Klatschkolumne vermittelt einen vollkommen falschen Eindruck.«
»Ein forensischer Linguist hätte viel Spaß mit dieser Äußerung. Aber ich nehme dich beim Wort. Die Meldung im Internet ist also erstunken und erlogen. Schön, das zu hören.« Sie zog Handschuhe aus Nappaleder an und schlug den Kragen ihres Nerzmantels hoch.
»Das habe ich nicht behauptet«, erwiderte er.

Sie blickte zum Empire State Building, das sich, nun wegen der Feiertage rot und grün beleuchtet, in der Ferne erhob. Auf dem Dach blinkte eine Warnlampe. Berger legte Benton die Hand auf den Arm.

»Hör zu«, meinte sie ein wenig versöhnlicher. »Du hättest mir erklären müssen, dass Marino Charleston und Kay verlassen hat, weil er gewalttätig gegen sie geworden ist. Ich werde mir große Mühe geben, verständnisvoll zu sein. Ich weiß, wie sehr dich das mitgenommen haben muss. Ich sollte das wohl am besten nachvollziehen können.«

»Ich bringe das in Ordnung.«

»Du wirst gar nichts in Ordnung bringen, Benton. Du musst nach vorn schauen. Das gilt für uns alle. Und wir sollten uns jeden Schritt gründlich überlegen.«

Als sie die Hand von seinem Arm nahm, fühlte es sich an wie eine Zurückweisung.

»Es wundert mich, dass du ihm überhaupt helfen wolltest«, sagte Berger. »Du verhältst dich wie ein wahrer Freund, das muss ich zugeben. Aber was ist dein Motiv? Darf ich eine Vermutung äußern? Du hast gehofft, seine Tat ungeschehen zu machen, indem du ihn unterstützt und ihn deckst. Doch nun weiß die ganze Welt Bescheid. Möchtest du wissen, wie viele Anrufe ich heute hatte? Und das nur wegen dieser gottverdammten Kolumne.«

»Du solltest mit ihm sprechen. Er war betrunken. Setz ihn nicht vor die Tür.«

»Jeder Vergewaltiger, den ich bis jetzt hinter Gitter gebracht habe, war betrunken, auf Drogen oder beides. Die Frau war einverstanden, sie hat ihn angebaggert, oder es ist gar nicht passiert. Ich habe beschlossen, dass es Kays Angelegenheit ist. Nicht deine. Und auch nicht Lucys. Allerdings befürchte ich, dass Lucy das anders sehen wird.«

»Kay hat die Sache verarbeitet.«

Berger steckte wegen der Kälte die Hände in die Manteltaschen. »Wirklich?«, entgegnete sie. »Warum dann dieses ganze Theater, damit sie nicht erfahrt, dass er für mich arbeitet? Weshalb die Heimlichtuerei? Ich dachte, er habe seinen Job hingeworfen, weil er die Beziehung zwischen dir und Kay nicht mehr mit ansehen konnte und weil er vor Eifersucht wahnsinnig wurde. Er habe beschlossen, dass es an der Zeit sei, einen Schlussstrich zu ziehen und seine eigenen Probleme zu lösen. Was war ich doch naiv! Ich habe Kay nie angerufen, um mir deine Geschichte bestätigen zu lassen. Ich habe keine Referenzen verlangt. Weil ich dir vertraut habe.«

»Er hat sich Mühe gegeben, und zwar mehr als jeder, den ich kenne. Das hast du doch sicher bemerkt. Schließlich siehst du ihn täglich. Frag ihn einfach. Er wird dir erzählen, was er getan hat«, erwiderte Benton.

»Kurz gesagt, du hast mich angelogen.« Berger hielt Ausschau nach einem Taxi.

»Nein, habe ich nicht. Außerdem hat er sie nicht vergewaltigt.«

»Warst du dabei?«

»Sie hat beteuert, so weit sei es nicht gekommen. Außerdem hat sie keine Anzeige erstattet. In ihren Augen ist es ihre Privatangelegenheit, und es steht mir nicht zu, mit dir oder sonst jemandem darüber zu sprechen. Anfangs wollte sie es nicht einmal mir sagen. Ja, ich muss zugeben, dass ich mir etwas vorgemacht und den Kopf in den Sand gesteckt habe. Vermutlich war meine Entscheidung nicht richtig. Doch was heute Morgen in dieser Klatschkolumne stand, verdreht die Tatsachen. Also rede mit Marino darüber. Er hat sie sicher auch gelesen. Oder er wird es früher oder später tun.«

»Und was ist mit Lucy? Nur, damit ich weiß, womit ich zu rechnen habe.«

»Sie kennt die Kolumne natürlich«, antwortete er. »Schließlich hat sie mir davon erzählt.«

»So wie sie ihre Tante Kay vergöttert, wundert es mich, dass sie ihn nicht an Ort und Stelle umgelegt hat.«

»Beinahe hätte sie es getan.«
»Gut zu wissen. Vor nicht allzu langer Zeit wäre es wirklich passiert. Du bist mir etwas schuldig.«
Ein Taxi raste auf sie zu und kam schlitternd zum Stehen. »Ich brauche Kay heute Abend im Autopsiesaal«, sagte Berger. »Und du bist derjenige, der sie darum bitten wird.« Sie stieg ins Taxi.
»Der Anruf von gerade eben«, fügte sie hinzu und sah Benton an. »Ich möchte, dass Kay die Leiche untersucht, falls sie dazu bereit ist. Wie ich fürchte, treibt Dr. Lester ihre üblichen Spielchen mit mir. Wir suchen sie gerade. Sie wird ihren gottverdammten Hintern so schnell wie möglich ins Gerichtsmedizinische Institut bewegen und konstruktiv mit mir zusammenarbeiten, und wenn ich dazu den Bürgermeister persönlich anrufen muss.«
Sie zog die Taxitür zu. Benton stand auf dem Gehweg in der Kälte und blickte Jaime Bergers gelbem Taxi nach, das sich rasch entfernte und dabei zwei andere Autos schnitt, so dass ein zorniges Hupkonzert ertönte.

9
Als Scarpetta die lange, flache Abschürfung oben links auf Oscars Rücken untersuchte, schilderte er unaufgefordert, wie er sich die Verletzung zugezogen hatte.
»Er war noch in der Wohnung und hat mich angegriffen«, sagte er. »Dann ist er geflohen, und ich habe sie gefunden. Die Polizisten haben mir nicht geglaubt, das stand ihnen ins Gesicht geschrieben. Sie dachten, ich hätte mich verletzt, weil Terri sich gegen mich gewehrt hat. Aber Sie können doch sicher feststellen, dass das nicht so gewesen ist.«
»Es wäre hilfreich, wenn Sie mir beschreiben, was Sie gestern Abend anhatten«, erwiderte sie.
»Sie sehen doch, dass diese Verletzungen nicht von einem Kampf mit Terri stammen. Sie werden unter ihren Fingernägeln keine DNA von mir finden. Sie hat mich weder gekratzt noch sich gegen mich gewehrt. Wir haben nie gestritten. Sie war schon tot!«
Scarpetta gab Oscar Zeit, seinen Tränen freien Lauf zu lassen.
Nachdem er sich beruhigt hatte, wiederholte sie ihre Frage. »Was hatten Sie gestern Abend bei der Auseinandersetzung mit dem Unbekannten an?«
»Ich konnte ihn nicht sehen.«
»Sind Sie sicher, dass es ein Mann war?«
»Ja.« »Erinnern Sie sich an die Uhrzeit?« »Es war fünf.«
»Genau fünf?«
»Ich komme nie zu spät. Nirgendwo brannte Licht. Alle Fenster waren dunkel. Das fand ich komisch. Sie erwartete mich doch. Ihr Auto stand auf der Straße. Ich habe dahinter geparkt. Es waren jede Menge Parkplätze frei, weil viele Leute über Silvester verreist sind. Ich habe den Mantel ausgezogen und auf den Beifahrersitz gelegt. Ich trug ein T-Shirt und Jeans. Sie mag es, wenn ich enge T-Shirts trage, ärmellose. Sie liebt meinen Körper. Ich achte sehr auf mein Äußeres, weil sie darauf steht, und würde alles tun, um ihr eine Freude zu machen. Sie liebt Sex. Ich könnte nie mit einer Frau zusammen sein, die keinen Spaß an Sex hat.«
»Normalen Sex, gewaltsamen Sex, Spiele?«, erkundigte sich Scarpetta.
»Ich bin sehr rücksichtsvoll und sanft. Das muss ich sein.
Wegen meiner Körpergröße.«
»Was ist mit Phantasien? Sado-Maso zum Beispiel. Ich muss Sie das fragen.«
»Nie! Niemals!«
»Ich fälle kein Urteil darüber. Viele Menschen tun so etwas, und das ist auch vollkommen in

Ordnung, solange beide Seiten einverstanden sind.«

Er schwieg und wirkte verunsichert. Scarpetta wusste, dass ihm eine andere Antwort auf der Zunge lag als die, die er ihr geben wollte.

»Ich verspreche Ihnen, dass ich so etwas nicht verurteile«, wiederholte sie. »Was erwachsene Menschen tun, ist ihre Sache, wenn beide es wollen.«

»Sie hatte es gern, wenn ich dominant war«, erwiderte er.

»Keine Schmerzen. Sie wollte nur festgehalten werden. Sie mochte es, wenn ich stark war.«

»Wie haben Sie sie festgehalten? Das frage ich nur, weil diese Information uns vielleicht weiterbringt.«

»Ich habe ihr die Arme aufs Bett gedrückt. Aber weh getan habe ich ihr nie. Ich habe sie nie verletzt.«

»Haben Sie sie gefesselt? Handschellen benutzt? Oder etwas Ähnliches? Ich möchte mich nur vergewissern.«

»Manchmal ihre Dessous. Sie mag Dessous und kleidet sich gern erotisch. Wenn ich ihr die Hände mit dem BH fessele, dann nur ganz locker. Ich füge ihr keine Schmerzen zu. Es ist nur eine Andeutung, eine Idee, nie real. Ich habe sie nie geschlagen oder gewürgt oder sonst etwas dergleichen getan. Es ist nur ein Spiel.«

»Was ist mit Ihnen? Hat sie mit Ihnen auch solche Dinge gemacht?«

»Nein, nur ich mit ihr. Ich bin stark und durchtrainiert, und sie hat es gern, wenn man sie benutzt, allerdings nur als Spiel, nicht in Wirklichkeit. Sie ist sehr, sehr sexy und erregend und sagt mir genau, was sie will. Wenn ich es dann tue, ist es wundervoll. Wir haben immer tollen Sex.«

»Hatten Sie letzte Nacht Sex? Es ist wichtig, dass ich das frage.«

»Wie denn? Sie war doch tot. Es war so schrecklich, als ich hereinkam und sie fand. 0 mein Gott!«

»Es tut mir leid, dass ich Sie damit quälen muss. Verstehen Sie, warum diese Information wichtig ist?«

Er nickte und wischte sich mit dem Handrücken über Augen und Nase.

»Gestern Abend war es kalt«, fuhr Scarpetta fort. »Warum haben Sie Ihren Mantel im Auto gelassen? Zumal wenn alle Lichter aus waren und Sie sich Sorgen machten?«

»Ich wollte sie überraschen.« »Sie überraschen?«

»Sie mochte es, wenn ich enge T-Shirts trug. Das habe ich Ihnen doch schon gesagt. Ich habe mir sogar überlegt, ob ich es ausziehen soll, sobald sie die Tür aufmacht. Es war ein weißes, ärmelloses T-Shirt. Ich wollte, dass sie die Tür öffnet und mich im T-Shirt sieht.«

Eine zu wortreiche Erklärung. Der Mantel war aus einem anderen Grund im Auto geblieben. Er log, und zwar ziemlich miserabel.

»Ich habe einen Schlüssel«, fuhr er fort. »Also bin ich reingegangen und habe an ihrer Wohnungstür geläutet.« »Besitzen Sie einen Schlüssel zu ihrer Wohnung oder nur zur Eingangstür des Hauses? «, erkundigte sich Scarpetta.

»Beides. Aber ich klingle immer, weil ich nicht einfach bei ihr hereinplatzen will. Also habe ich geläutet, die Tür wurde aufgerissen, und dieser Kerl stürzte sich auf mich. Er zerrte mich in die Wohnung und knallte die Tür zu. Das war der Mörder. Es ist derselbe Mann, der mich verfolgt, mir nachspioniert und mich quält. Zumindest gehört er zu der Bande.«

Der zeitliche Abstand von vierundzwanzig Stunden passte zum Zustand von Oscars Verletzungen. Das bedeutete jedoch nicht, dass er die Wahrheit sagte. »Wo ist Ihr Mantel jetzt?«, wollte Scarpetta wissen. Er starrte an die Wand.

»Oscar?«

Er reagierte nicht. »Oscar?«

Als er antwortete, wandte er den Blick nicht von der Wand ab. »Dort, wo sie ihn hingebracht haben. Die Cops. Ich habe ihnen gesagt, sie könnten mein Auto mitnehmen, es durchsuchen und damit machen, was sie wollten. Aber ich habe ihnen nicht gestattet, mich anzurühren, sondern verlangt, dass Sie gerufen werden. Ich hätte ihr nie etwas angetan.«

»Erzählen Sie mir mehr von Ihrem Kampf mit dem Unbekannten.«

»Wir befanden uns in der Nähe der Tür. Es war stockdunkel. Er hat mich mit einer Taschenlampe aus Plastik geschlagen und mein T-Shirt zerrissen. Es ist völlig zerfetzt und blutig.« »Sie sagten doch, es sei stockdunkel gewesen. Woher wussten Sie, dass er eine Taschenlampe hatte?«

»Als er die Tür aufmachte, hat er mir damit in die Augen geleuchtet und mich geblendet. Dann hat er mich angegriffen. Wir haben gekämpft.«

»Hat er etwas gesagt?«

»Ich habe nur ein lautes Keuchen gehört. Danach ist er weggelaufen. Er trug eine dicke Lederjacke und Lederhandschuhe. Wahrscheinlich ist er nicht verletzt und hat auch weder DNA noch Fasern hinterlassen. Oder etwas Vergleichbares. Er war schlau.«

Oscar war es, der hier schlau war. Er beantwortete Fragen, die ihm niemand gestellt hatte. Und er log.

»Ich habe die Tür zugeschlagen, abgeschlossen und überall das Licht angemacht. Anschließend habe ich nach Terri gerufen. Mein Nacken fühlt sich noch immer an, als ob mich eine Katze gekratzt hätte. Hoffentlich kriege ich keine Entzündung. Vielleicht sollten Sie mir ein Antibiotikum verordnen. Ich bin froh, dass Sie hier sind. Ich habe gefordert, dass Sie kommen. Alles geschah so schnell, und es war so dunkel ... « Wieder flossen Tränen, und er begann zu schluchzen. »Ich habe ganz laut nach Terri gerufen.«

»Die Taschenlampe«, wandte Scarpetta ein. »War sie an während der Prügelei?«

Er zögerte, als hätte er noch nicht darüber nachgedacht. »Er hat sie wohl ausgeschaltet«, beschloss er dann. »Vielleicht ist sie ja auch kaputtgegangen, als er mich damit geschlagen hat. Möglicherweise gehört er einem Killerkommando an. Keine Ahnung. Mir ist es egal, wie schlau sie sind. Es gibt keinen perfekten Mord. Sie zitieren doch immer Oscar Wilde: „Niemand verübt ein Verbrechen, ohne dabei eine Dummheit zu begehen.“ Mit Ausnahme von Ihnen. Sie würden es schaffen, ungeschoren davonzukommen. Nur jemandem wie Ihnen würde ein perfekter Mord gelingen. Zumindest haben Sie das behauptet.«

Scarpetta konnte sich nicht erinnern, je Oscar Wilde zitiert zu haben, und dass sie den perfekten Mord begehen könnte, so eine dumme und geschmacklose Äußerung hätte sie niemals von sich gegeben. Sie untersuchte eine Ansammlung halbmondförmiger Fingernagelspuren an seiner muskulösen linken Schulter.

»Er hat einen Fehler gemacht. Er muss mindestens einen Fehler gemacht haben. Ich weiß, dass Sie ihm auf die Schliche kommen werden. Sie sagen doch immer, dass Sie jedem auf die Schliche kommen.«

Das hatte sie ebenfalls niemals behauptet.

»Vielleicht liegt es an Ihrer Stimme und Ihrer Ausdrucksweise. An Ihrer natürlichen Art. Sie sind sehr schön.«

Er ballte die Hände auf dem Schoß zu Fäusten.

»Jetzt, wo ich Sie persönlich sehe, weiß ich, dass es nicht an der Maskenbildnerin oder an der Kameraführung liegt.« Seine blau-grünen Augen fixierten ihr Gesicht.

»Ein bisschen wie Katherine Hepburn, nur dass Sie blond und nicht so groß sind.«

Seine Fäuste zitterten, als versuchte er mit aller Macht, sich zu beherrschen.

»Ihnen stehen Hosen sehr gut, so wie Terri. Das habe ich nicht anzüglich gemeint. Ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten. Ich wünschte nur, Sie würden mich umarmen. Es wäre sehr wichtig für mich.«

»Ich kann Sie nicht umarmen. Sie verstehen doch sicher, warum«, entgegnete sie.

»Sie sagen immer, dass Sie freundlich zu den Toten sind.

Sie verhalten sich rücksichtsvoll und berühren sie, als wären sie noch am Leben. Sie sprechen mit ihnen, als könnten sie Sie noch wahrnehmen und hören. Menschen könnten auch im Tod noch attraktiv und begehrenswert wirken. Deshalb sei Nekrophilie nicht so schwer nachzuvollziehen, wie die meisten meinen, insbesondere wenn der Körper noch warm ist. Wenn Sie Tote anfassen können, warum dann nicht mich? Warum können Sie mich nicht umarmen?«

Sie hatte nie behauptet, sie würde Tote berühren, als wären sie noch am Leben. Und sie sprach ganz sicher nicht mit ihnen, als könnten sie sie wahrnehmen und hören. Niemals hatte sie eine Leiche als begehrenswert bezeichnet oder Verständnis für Nekrophile geäußert. Was zum Teufel redete dieser Mensch da?

»Hat der Angreifer versucht, sie zu erwürgen?«, fragte sie. Die Fingernagelspuren an seinem Nacken waren nämlich absolut senkrecht.

»Irgendwann hat er mir die Hände um den Hals gelegt und seine Nägel hineingegraben, doch ich habe mich herumgewälzt und konnte mich losreißen«, erwiderte Oscar. »Ich bin nämlich stark. Ich weiß nicht, was sonst geschehen wäre.«

»Sie haben mir erzählt, das Nachspionieren hätte angefangen, nachdem Sie mit Terri zusammen waren. Wie haben Sie sie denn kennen gelernt? «

»Im Internet. Sie war eine meiner Studentinnen, und zwar schon eine ganze Zeit lang. Ich weiß. Sie dürfen nicht darüber reden.«

»Wie bitte?«

» Keine Sorge, ich erzähle Ihnen alles«, fuhr er fort. »Sie war in mein Seminar zum Thema Geschichte der Psychiatrie eingeschrieben und wollte forensische Psychologin werden. Seltsam, dass so viele Frauen forensische Psychologin werden wollen. In dieser Abteilung wimmelt es von hübschen jungen Studentinnen vom John Jay. Man möchte doch meinen, dass Frauen, insbesondere hübsche, vor den Patienten hier Angst haben.«

Scarpetta begann, seine breite, unbehaarte Brust zu untersuchen, und vermaß weitere flache Abschürfungen. Als sie die Verletzungen berührte, legte er die mit Handschellen gefesselten Handgelenke auf seinen Schritt. Seine blau-grünen Augen waren wie Hände, die ertasten wollten, was sich unter Scarpettas Laborkittel verbarg.

»Meinen Sie nicht auch, dass Frauen sich davor fürchten sollten, an einem solchen Ort zu arbeiten?«, fragte er. »Fürchten Sie sich?«

Als Shrew vor anderthalb Jahren den geheimnisvollen Anruf erhalten hatte, hatte sie nicht geahnt, dass er ihr ganzes Leben verändern sollte.

Der Mann, der wie ein Italiener klang, hatte sich als Vertreter einer britischen Treuhandgesellschaft vorgestellt. Ihren Namen habe er von der Beraterfirma, wo sie als Leiterin der Abteilung Datenbank-Marketing beschäftigt gewesen sei. In seinem gebrochenen Englisch hatte er ihr mitgeteilt, er werde ihr per E-Mail eine Stellenbeschreibung schicken. Shrew hatte sie ausgedruckt. Sie hing noch immer an der Kühlschranktür und erinnerte sie an die Zufälle im Leben: Webmaster gesucht: Wir erwarten die Fähigkeit zu eigenverantwortlichem Arbeiten. Die Tätigkeit wird zu Hause ausgeübt. Kontaktfreudigkeit und ein Gespür für das Dramatische sind ebenso Voraussetzung wie grundlegende Computerkenntnisse. Diskretion ist unabdingbar. Weitere Konditionen Verhandlungssache. Ausgezeichnete Verdienstmöglichkeiten!

Sie hatte sofort geantwortet, großes Interesse bekundet, aber um zusätzliche Informationen

gebeten. Auf ihre Frage hatte der Agent in seinem gebrochenen Englisch erklärt, Kontaktfreudigkeit bedeute lediglich, dass Shrew neugierig auf andere Menschen sein müsse. Sie dürfe zwar nicht mit ihnen sprechen, müsse jedoch wissen, was ihre »niedrigsten Instinkte« anspräche. Wie ihr bald klar geworden war, handelte es sich hierbei um Voyeurismus und Freude an der Demütigung anderer.
Shrews Antwort hing ebenfalls am Kühlschrank:
Ich erkläre mich mit allen Bedingungen einverstanden und fühle mich geehrt. Ich könnte sofort anfangen und habe nichts dagegen, zu arbeiten, wann immer ich gebraucht werde, also auch an Wochenenden und Feiertagen.
In gewisser Weise war Shrew so zur anonymen Internet-Version von Kathy Griffin geworden, einer Kabarettistin, die sie bewunderte. Sie ließ sich keine ihrer Shows entgehen und schnappte dabei immer wieder die eine oder andere Information auf, die man benutzen konnte, um die Reichen und Berühmten bloßzustellen und sie einem unersättlichen Publikum auf dem Silbertablett zu servieren. Die Menschen suchten verzweifelt nach einem Grund zu lachen. Außerdem sehnten sie sich nach einem Ventil, um Dampf abzulassen und ihrem Hass und Zorn auf die goldenen Sündenböcke Luft zu machen. So bezeichnete Shrew die Privilegierten und Unberührbaren, die sich zwar über die spitzen Pfeile des Spotts ärgerten und sich davon belästigt fühlten, sie jedoch von sich abprallen ließen.

Was konnte man einer Paris Hilton oder einer Martha Stewart schon groß antun? Gerüchte, böswillige Andeutungen, Hetzartikel- ja, sogar Gefängnisaufenthalte - steigerten ihre Popularität nur und sorgten dafür, dass die Menschen sie noch mehr liebten und beneideten.

Das schlimmste Schicksal für diesen Menschenschlag wäre es gewesen, wenn man sie mit Nichtachtung strafte, sie nicht mehr wahrnahm, sie unsichtbar machte und somit als Person auslöschte. Genauso hatte Shrew sich gefühlt, als zahlreiche Stellen im Bereich Computertechnik und Marketing - einschließlich ihrer eigenen - nach Indien ausgelagert worden waren. Man hatte sie einfach über Bord geworfen, ohne Vorankündigung und ohne Rettungsring. Niemals würde sie den Moment vergessen, als sie ihre persönlichen Sachen in einen Pappkarton gepackt und aus dem Gebäude getragen hatte, so wie man es oft in Filmen sah. Als sie schon befürchtet hatte, sich die Wohnung in Murray Hill nicht mehr leisten zu können, und sich nach preiswerteren Unterkünften in einem einigermaßen sicheren Stadtviertel umzuhören begann, hatte sich der in England ansässige italienische Agent des Chefs gemeldet.

Wenn Shrew einen dauerhaften Grund zur Klage hatte, dann war es die Einsamkeit, die in ihr ein unerwartetes Verständnis für Serienmörder und Auftragskiller geweckt hatte, so dass ihr diese Leute sogar ein wenig leid taten. Es war sehr anstrengend, ein Geheimnis zu hüten, das einen von seinen Mitmenschen isolierte. Doch es stand eine Menge auf dem Spiel. Oft malte sie sich aus, wie die Leute wohl reagieren würden, wenn sie wüssten, dass die Dame, die hinter ihnen in der Kassenschlange stand, den Großteil der Verantwortung für die beliebteste Internet-Klatschkolumne der Geschichte trug.

Allerdings dürfte sie das auf keinen Fall jemandem verraten, nicht einmal dem Detective von der Polizei, der gerade hier gewesen war. Niemand lobte sie. Sie konnte keine Freundschaften pflegen, da sie sonst riskiert hätte, sich zu verplappern. Ein Glück, dass sie kein enges Verhältnis zu ihren Töchtern und kaum Kontakt mit ihnen hatte. Vermutlich war es auch ratsam, nie wieder mit einem Mann auszugehen oder gar zu heiraten. Selbst wenn sie die Stelle kündigte, würde sie über ihre frühere anonyme Blitzkarriere schweigen müssen wie ein Grab. Sie hatte so viele Schweigeverpflichtungen und Vertraulichkeitserklärungen unterschrieben, dass sie schon beim kleinsten Versprecher lebenslänglich im Gefängnis oder im Armenhaus gelandet wäre. Womöglich - oder sah sie etwa Gespenster? - sogar auf dem Friedhof. Aber

was hatte sie schon groß zu erzählen?

Sie wusste nicht, wer hinter Gotham Gotcha steckte. Der Kolumnist konnte männlich oder weiblich, alt oder jung, Amerikaner oder Ausländer sein. Vielleicht wurde die Website ja auch von einer Gruppe betrieben, ein paar jungen Schlaumeiern vom MIT, chinesischen Spionen oder einigen Wunderkindern, die für eine Internet-Suchmaschine arbeiteten. Shrew wurde gut bezahlt und war sehr stolz darauf, in gewisser Weise eine anonyme Berühmtheit zu sein. Allerdings zerrten die Arbeitsbedingungen langsam an ihren Nerven, und zwar in einer Weise, die sie sich nie hätte träumen lassen. Allmählich zweifelte sie am Sinn ihres Lebens, sicher ein Grund dafür, warum sie sich bei dem Besuch von Detective Marino so albern aufgeführt hatte.

Shrew verzehrte sich nach Kontakt mit Menschen aus Fleisch und Blut, nach Gesprächen, nach Aufmerksamkeit und Wertschätzung. Für sie war es ein außergewöhnliches Ereignis gewesen, einen Mann in ihrem Wohnzimmer sitzen zu haben, dem die Hundehaare auf dem Teppich aufgefallen waren. Der sie in ihrem Hausanzug aus rotem Velours gesehen hatte, der wegen eines Missgeschicks mit einer Flasche Bleiche rosafarbene Flecken aufwies. Als er ging, war sie gleichzeitig traurig und erleichtert gewesen. Aber eher traurig, je länger sie nun darüber nachdachte. Sie hatte keine Ahnung gehabt, in welch desolatem Zustand sie sich befand. Jetzt wusste sie es und kannte auch den Grund. Da war sie ganz sicher, denn er lag schließlich auf der Hand.

Das Geld aus unbekannter Quelle, das alle zwei Wochen auf ihr Konto überwiesen wurde, und die unpersönlichen und undankbaren E-Mails und Anweisungen, die sie gelegentlich erhielt, hätten genauso gut vom lieben Gott stammen können, denn auch den hatte Shrew bis jetzt weder persönlich kennen gelernt noch ein Foto von ihm gesehen. So sehr Shrew sich auch nach Aufmunterung, Lob, Dank oder einem Geschenk zu Weihnachten und zum Geburtstag sehnen mochte, dem Chef und dem lieben Gott schien es einerlei zu sein, denn sie schwiegen beide und blieben unsichtbar.

Etwas an dem heutigen Besuch von Detective Marino hatte ihr die Augen geöffnet. Shrew wusste zwar, was sie dem Chef alles zu verdanken hatte, und sie war auch froh darüber. Andererseits ärgerte sie sich auch. Sie hatte ihm ihr ganzes Leben geopfert. Sie hatte keinen Hund und keine Freunde und wagte nicht, zu reisen oder ein offenes Gespräch zu führen. Nie hatte sie Besucher, außer sie kamen unangemeldet. Und nun war die einzige Frau, die sie zumindest als Bekannte bezeichnet hätte, letzte Nacht ermordet worden.

Unter welch erbärmlichen Bedingungen hatte Shrew sich inzwischen eingerichtet. Und dabei war das Leben doch so kurz. Es konnte - und zwar auf schreckliche Weise - in einem Sekundenbruchteil enden. Der Chef war ein Egoist, ein Ausbeuter, gleichgültig und bodenlos ungerecht. Ohne Shrew hätte der Chef niemals Stoff für seine Website gehabt, denn schließlich lieferte sie ihm eine Auswahl aus Tausenden von schwatzhaften E-Mails, Bildern, Beschimpfungen und gehässigen Anekdoten, die die Fans ihr schickten. Die ganze Arbeit blieb nur an ihr hängen, während der Chef die Lorbeeren dafür erntete, auch wenn die Fans keine Ahnung hatten, wer er war.

Shrew saß am Schreibtisch vor ihrem Computer. Die Vorhänge waren zugezogen, damit sie das Gebäude gegenüber nicht ansehen und nicht an das grauenhafte Verbrechen denken musste, das sich dort abgespielt hatte. Sie wollte nicht, dass der Polizist in dem Streifenwagen vor Terris Wohnhaus Detective Marino meldete, die Nachbarin, die er vorhin befragt habe, beobachte ihn nun durchs Fenster. Sie hätte sich zwar über einen zweiten Besuch gefreut, aber es war zu gefährlich. Detective Marino hatte sie bereits im Visier. Sie war sicher, dass er glaubte, sie habe letzte Nacht etwas bemerkt. Und da sie, nachdem er gegangen war, ein wenig im Internet recherchiert hatte, kannte sie auch den Grund.

Terris Tod war noch ein Geheimnis, und zwar ein sehr unschönes. Niemand konnte sagen, wie sie gestorben war. Doch der blonde Mann mit der gelben Rose, den Shrew vor nicht allzu langer Zeit gegrüßt hatte, saß im Bellevue, genau wie der Son of Sam nach seiner Verhaftung. Die Gerichtsmedizinerin, die Terri obduziert hatte, hüllte sich in Schweigen. Aber die Einzelheiten waren sicher schrecklich. Bestimmt handelte es sich um einen sehr wichtigen Fall, denn man hatte tatsächlich Dr. Scarpetta hinzugezogen. Das schlossen die Journalisten zumindest daraus, dass sie an diesem Nachmittag auf den Flughäfen Logan und LaGuardia und dann wieder vor dem Bellevue gesichtet worden war, wo sie einen Koffer mit einem lockeren Rad hinter sich herzog. Offenbar war sie unterwegs zu ihrem Ehemann, einem forensischen Psychologen, und wollte in den Gefängnistrakt für Männer, wo Terris Freund festgehalten wurde.

Gewiss würde der Chef Dr. Scarpetta zum Thema einer weiteren Kolumne machen, und das war wirklich ein Jammer. Das Internet wimmelte von Blogs, die sich mit den heute ins Netz gestellten Kolumnen beschäftigten, und die Meinungen gingen weit auseinander. Während viele Menschen es für eine Schande hielten, dass die sexuellen Übergriffe auf Dr. Scarpetta durch Detective Marino und Schwester Polly in die Öffentlichkeit gezerrt wurden, gab es auch viele, die noch mehr hören wollten.

Details! Details!

Warum zerbricht jemand einem kleinen Kind die Bleistifte? Frauen wie sie wollen es doch nicht anders. Deshalb sind sie auch so fasziniert von Verbrechen.

Das mit dem Detective wundert mich, das mit der Nonne weniger.

Seit Detective Marino fort war, hatte Shrew keine Lust gehabt, sich an die Arbeit zu setzen. Sie musste jetzt unbedingt anfangen, die Informationen und Bilder zu durchforsten, die ihr die Fans gerade geschickt hatten. Schließlich konnte etwas Wichtiges dabei sein, das sie ins Netz stellen oder an den Rechercheordner des Chefs weiterleiten sollte.

Sie öffnete und löschte Massen von banalem und langweiligem Geschwätz, Schilderungen angeblicher Begegnungen und mit dem Mobiltelefon aufgenommenen Fotos, bis sie auf eine vor einigen Stunden gesendete E-Mail stieß. Der Betreff ließ sie aufmerken, löste aber auch Zweifel in ihr aus:

UNBEKANNTES FOTO ZEIGT MARILYN MONROE IM LEICHENSCHAUHAUS!

Eine Nachricht war nicht dabei, nur ein Anhang. Shrew lud das Bild herunter, und als es in hoher Auflösung auf ihrem Bildschirm erschien, wurde sie ganz aufgeregt.

»0 mein Gott«, murmelte sie. »0 mein Gott.«

Marilyn Monroes nackter Körper lag, zusammengeflickt wie eine Lumpenpuppe, auf einem Autopsietisch aus schimmerndem Edelstahl. Ihr blondes Haar klebte nass an ihrem toten Gesicht, das zwar ein wenig verschwollen, jedoch gut zu erkennen war. Shrew begann, einzelne Stellen zu vergrößern. Ihre Maus klickte wie wild, als sie das Foto gründlich in Augenschein nahm, wie es auch die Fans tun würden. Sie starrte hin, vergrößerte Bildpartien und betrachtete die schrumpelige, schlaffe Haut an den einst so traumhaften Brüsten der Schauspielerin, hervorgerufen durch die scheußlichen, an Eisenbahngleise erinnernden Nähte, die V-förmig von den Schlüsselbeinen bis zum Dekollete verliefen und sich den restlichen, früher so schönen Körper, vorbei an alten Operationsnarben, bis hinunter zum Schamhaar erstreckten. Ihre berühmten Lippen und die blauen Augen waren geschlossen. Und als Shrew die mit ihrer Software höchstmöglich herzustellende Vergrößerung angeklickt hatte, kannte sie die Wahrheit, nach der sich die Welt schon seit so vielen Jahren fragte und die sie unbedingt erfahren musste.

Ja, nun wusste sie es, und sie konnte es sogar beweisen.

Nichts leichter als das.

Sie hatte sämtliche Einzelheiten vor sich. Die Indizien: Das vor kurzem blondierte Haar wies nicht die Spur von dunklen Ansätzen auf. Die makellos gezupften Augenbrauen. Die manikürten Finger- und Zehennägel und die glatt rasierten Beine. Sie war schlank und hatte kein überflüssiges Pfund am Körper.

Marilyn war, was ihr Aussehen betraf, äußerst gewissenhaft gewesen, hatte gründliche Körperpflege betrieben und bis zu ihrem tragischen letzten Atemzug sehr auf ihr Gewicht geachtet. Also nicht gerade das Verhalten eines Menschen, der an schweren Depressionen litt. Das Foto bewies, was Shrew schon immer vermutet hatte.

Begeistert machte sie sich an das Verfassen des Textes. Er musste kurz sein. Schließlich war der Chef hier der Schriftsteller, nicht Shrew, weshalb ihre Beiträge zur Website, ganz gleich welcher Art, nie länger als fünfzehn Wörter sein durften.

MARILYN MONROE ERMORDET! (Schauen Sie genau hin)

Ein sensationelles, bislang unbekanntes Autopsiefoto beweist zweifelsfrei, dass die Leinwandgöttin Marilyn Monroe zum Zeitpunkt ihres Todes nicht depressiv gewesen sein und keinen Selbstmord begangen haben kann.

Die Einzelheiten, deutlich zu sehen auf dem Autopsiefoto, aufgenommen am 5. August 1962 in Los Angeles, beweisen unwiderlegbar, dass Marilyn durch eine Straftat, nicht durch einen Unfall oder Selbstmord starb.

Eigentlich hätte Shrew jetzt besser aufhören sollen. Einundsechzig Wörter, die Zahlen und Satzzeichen nicht mitgezählt, also fast fünfmal so viel wie erlaubt. Aber der Chef würde in diesem Fall sicher eine Ausnahme machen und Shrew zur Abwechslung einmal loben und ihr einen Bonus bezahlen.

Sie klickte ein Suchfenster an, fand rasch den berühmten Autopsiebericht und die Laborergebnisse von Dr. Thomas Noguchi und las sie sorgfältig durch, auch wenn sie die Bedeutung mancher Wörter und Sätze nicht verstand. Sie schlug »fixierte Lividität«, »ein kleiner ecchymotischer Bereich« und »keine refraktilen Kristalle in Magen oder Zwölffingerdarm gefunden« nach. Und je mehr sie recherchierte, desto größer wurde ihre Empörung.

Wie hatte eine Horde machtgeiler, egoistischer Weiberhelden Marilyn so etwas antun können! Nun, jetzt brauchte die Welt zumindest nicht mehr zu mutmaßen, was sich damals wirklich abgespielt hatte. Shrews Finger flogen über die Tasten.

Die streng geheimen Daten aus dem Autopsiebericht stimmen eindeutig mit dem überein, was auf diesem bemerkenswerten Foto klar zu sehen ist. Die nackte und hilflose Marilyn Monroe wurde gewaltsam auf ihr Bett gedrückt (das erklärt die Blutergüsse an ihrer linken Hüfte und unten am Rücken), während ihr die Täter einen Einlauf mit einem stark wirksamen Barbiturat verabreichten.

Sie starb mit Sicherheit nicht durch eine Überdosis Nembutal, denn in diesem Fall hätte man zumindest Spuren der Pillenkapsel und gelbliche Überreste in ihrem Magen und Zwölffingerdarm finden müssen. Doch es gab keine. Hinzuzufügen ist, dass ihr Enddarm verfärbt und geweitet war, wie man es nach einem Einlauf mit Gift vermuten würde!

Falls nicht andere, sondern sie selbst sich den Einlauf gesetzt hat - wo waren dann all die leeren Pillenkapseln? Wo war das leere Klistier?

Nachdem sich das Medikament erst einmal in ihrem Körper befand, hätte sie unmöglich aus dem Haus laufen, die Beweismittel vernichten, zurückkehren, sich ausziehen, wieder ins Bett legen und ordentlich zudecken können. Ein derartiger Einlauf hätte sie sofort in tiefe Bewusstlosigkeit versetzt, und sie wäre rasch gestorben. Sie hat es nicht einmal mehr zur Toilette geschafft! Bei ihrem Tod war ihre Blase voll! Das stand zumindest im Autopsiebericht!

Marilyn wurde ermordet, weil sie sich weigerte, den Mund zu halten, ganz gleich, wer ihr auch den Befehl dazu gegeben hat!

10

Von Jaime Bergers Bürofenster im siebten Stock aus blickte man auf die brüllenden Löwen, die als Basrelief in die Granitfassade des Gebäudes gegenüber eingemeißelt waren.

Sie hatte gerade zufällig aus diesem Fenster geschaut, als Flug 11 der American Airlines mit einem ungewöhnlich lauten Dröhnen tief am wolkenlos blauen Himmel erschien und in den Nordturm des World Trade Center einschlug. Siebzehn Minuten später traf eine zweite Maschine den Südturm. Ungläubig hatte Berger zugesehen, wie die beiden Symbole der Macht, die sie nun schon seit so vielen Jahren täglich vor Augen hatte, brennend in sich zusammensackten, so dass sich Asche und Schutt über die Südspitze von Manhattan senkten. Sie war sicher gewesen, dass das Ende der Welt angebrochen war.

Seitdem fragte sie sich, was wohl geschehen wäre, wäre sie nicht an jenem Dienstagmorgen in New York gewesen. Wenn sie nicht in diesem Büro gesessen und mit Greg telefoniert hätte, der ohne sie nach Buenos Aires geflogen war, weil sie einen wichtigen Prozess hatte - an den sie sich heute kaum noch erinnern konnte.

Sie hatte immer irgendeinen unbeschreiblich wichtigen und anschließend rasch vergessenen Fall, während Greg mit seinen beiden Kindern aus erster Ehe die Sehenswürdigkeiten dieser Welt besichtigte. Nach einer Weile hatte er entschieden, dass es ihm in London am besten gefiel, und sich dort eine Wohnung genommen. Schließlich stellte sich heraus, dass er dort auch noch eine Geliebte hatte. Er hatte die junge englische Anwältin vor einigen Jahren in Bergers Büro kennen gelernt, wo sie während eines besonders zeitaufwendigen Prozesses einige Wochen lang hospitierte.

Berger hatte keinen Verdacht geschöpft, wenn die junge Anwältin und Greg zusammen zum Essen gingen, während sie selbst schuftete, bis die Zeiger von der Uhr abfielen. Diese Formulierung stammte von Greg.

Und so war sie die ahnungslose Ehefrau gewesen, bis Greg eines Tages im letzten Winter unangemeldet in ihrem Büro erschienen war, um sie zum Mittagessen einzuladen. Sie waren zu Fuß zum Forlini's gegangen, dem Lieblingslokal von Strafrechts- Matadoren und Politikern. Dort saß sich das Ehepaar an einem Tisch inmitten von dunkelgetäfelten Wänden unter düsteren Ölgemälden aus der Alten Welt gegenüber. Er hatte ihr nicht gesagt, dass er eine Affäre hatte, und zwar schon seit Jahren, sondern nur verkündet, er wolle sich von ihr trennen. In diesem Moment musste Berger ausgerechnet an Scarpetta denken. Und dafür gab es einen nahe liegenden Grund.

Das Forlini's benannte seine Tische nach einflussreichen Stammgästen, und der, an dem Berger und Greg saßen, trug den Namen von Nicholas Scoppetta, inzwischen Direktor der New Yorker Feuerwehr. Als Berger den Namen Scoppetta an der Wand sah, fiel ihr Kay Scarpetta ein, die an Bergers Stelle gewiss sofort von dieser albernen, mit altrosafarbenem Leder bezogenen Bank aufgestanden wäre, um empört das Restaurant zu verlassen. Scarpetta hätte sich niemals diesen offensichtlichen Lügen und der Demütigung ausgesetzt.

Doch Berger hatte sich weder von der Stelle gerührt noch protestiert. Nein, sie hörte so höflich und beherrscht wie immer zu, als Greg die abgedroschene Begründung vortrug, er liebe sie nun einmal nicht mehr. Und zwar schon seit dem 11. September, vermutlich als Ergebnis einer posttraumatischen Belastungsstörung, obwohl er am Tag des Terroranschlags gar nicht in New York gewesen war. Doch die ständigen Wiederholungen in den Nachrichten ließen ihm das Ereignis so real erscheinen, als hätte er es selbst miterlebt.

Er hatte hinzugefügt, die weiter andauernde Krise in Amerika - insbesondere, was seine Investitionen auf dem Immobiliensektor und den starken Wertverlust des Dollar anging quäle ihn auf unerträgliche Weise, weshalb er nach London ziehen werde. Aus diesem Grund wünsche er sich eine diskrete Scheidung - je diskreter und harmonischer sie abliefe, desto besser für alle Beteiligten. Berger hatte sich erkundigt, ob womöglich eine diskrete andere Frau im Spiel sei. Sie wollte wissen, ob er noch einen Funken Ehrgefühl im Leibe habe. Er entgegnete, diese Frage sei ohne Bedeutung, wenn ein Paar einander nicht mehr liebe. Dann hatte er Berger in unmissverständlichen Worten an den Kopf geworfen, sie habe schließlich auch andere Interessen, und damit nicht die beruflichen gemeint. Berger hatte keinen Einspruch erhoben, nicht protestiert, ja, nicht einmal versucht zu beweisen, dass sie das Eheversprechen niemals gebrochen, sondern höchstens einmal mit dem Gedanken daran gespielt hatte.

Nun war Berger diskret geschieden, diskret wohlhabend und diskret einsam. An diesem Nachmittag war ihre Büroetage menschenleer. Schließlich handelte es sich um einen Feiertag. Oder einen Krankentag, je nachdem, wie ausgiebig man Silvester gefeiert hatte. Allerdings hatte Berger keinen Grund, zu Hause zu bleiben. Es gab immer etwas zu tun. Und da ihr Ex jenseits des großen Teichs lebte, seine Kinder erwachsen waren und sie keine eigenen hatte, saß sie nun allein in diesem Art-deco-Gebäude aus kaltem Stein, nur einen Katzensprung vom Ground Zero entfernt. Sogar die Telefonzentrale war unbesetzt.

Als um fünf Uhr nachmittags, genau vierundzwanzig Stunden nachdem Oscar Bane seiner eigenen Aussage zufolge in Terri Bridges' Backsteingebäude eingetroffen war, das Telefon läutete, griff Berger deshalb selbst zum Hörer. Sie wusste genau, wer es war.

»Nein, nicht im Konferenzsaal«, sagte sie zu Lucy. »Wir sind nur zu zweit. Wir erledigen das in meinem Büro.«

Oscar starrte auf die Uhr, die - geschützt von einem Plastikgehäuse - an der Wand hing, und schlug dann die gefesselten Hände vors Gesicht.

Gestern um diese Zeit hätte Terri ihm die Tür öffnen sollen. Vielleicht hatte sie es ja getan. Vielleicht aber sagte er auch die Wahrheit, und sie war bereits tot gewesen. Der Minutenzeiger der Wanduhr ruckte auf eine Minute nach fünf.

»Hatte Terri Freunde?«, erkundigte sich Scarpetta.

»Im Internet«, erwiderte Oscar. »So nahm sie Kontakt zu Menschen auf und fand heraus, ob sie ihnen trauen konnte oder nicht. Das wissen Sie doch. Warum tun Sie das? Weshalb geben Sie es nicht einfach zu? Wer hindert Sie daran?« »Ich habe keine Ahnung, was ich zugeben soll.« »Dass Sie Instruktionen erhalten haben.«

»Was bringt Sie auf diesen Gedanken? Welche Instruktionen sollen das denn sein?«

»Schon gut«, seufzte Oscar gereizt. »Ich habe dieses Spiel allmählich satt. Doch ich erzähle es Ihnen trotzdem. Ich muss glauben, dass Sie mich schützen wollen und dass Sie mir deshalb ständig ausweichen. Also werde ich es so hinnehmen und Ihre Frage beantworten. Terri lernte andere Menschen im Internet kennen. Als kleinwüchsige Frau lebt man gefährlich.«

»Und wann haben Sie sich das erste Mal persönlich getroffen und eine Beziehung angefangen?«

»Nachdem wir uns ein Jahr lang Mails geschickt hatten.

Wir stellten fest, dass wir beide zu derselben Veranstaltung in Orlando wollten. Einem Kongress des Amerikanischen Verbandes der Kleinwüchsigen. Erst da wurde uns klar, dass wir beide an Achondroplasie leiden. Nach Orlando sind wir öfter miteinander ausgegangen. Das habe ich Ihnen ja schon vor drei Monaten erzählt.«

»Und warum haben Sie sich von Anfang an immer in ihrer Wohnung gesehen?«

»Ihr gefiel es dort am besten. Sie ist sehr ordentlich und sauber, beinahe zwanghaft.«

»Hat sie befürchtet, Ihre Wohnung könnte schmutzig sein?«
»Für sie war es fast überall schmutzig.«
»Litt sie an einer Zwangsstörung? Einer Bakterienphobie?« »Wenn wir unterwegs gewesen waren, verlangte sie beim
Nachhausekommen, dass wir beide sofort duschten. Anfangs dachte ich, dass es ihr um Sex ging, was ich in Ordnung fand, denn es war schön, zusammen mit ihr zu duschen. Dann jedoch wurde mir klar, dass Hygiene das Thema war. Ich musste immer sauber sein. Früher hatte ich lange Haare, aber sie wollte, dass ich sie abschnitt, weil sie kurz leichter sauber zu halten seien. Ihrer Ansicht nach sammeln sich in Haaren Schmutz und Bakterien an. Ich habe mitgemacht, aber darauf bestanden, meine Körperbehaarung an einer Stelle zu behalten. Da unten kommt mir keiner ran.«
»Wo haben Sie Ihr Haar entfernen lassen?«
»Bei einer Hautärztin in der East Seventy-ninth. Mit dem Laser und mit anderen, schmerzhaften Methoden, was ich hier nicht weiter ausführen will.«
»Was war mit Terri? Ging sie zu derselben Hautärztin?« »Sie hat sie mir sogar empfohlen. Dr. Elizabeth Stuart. Sie hat eine große Praxis und ist sehr angesehen. Terri ist schon seit Jahren ihre Patientin.«
Scarpetta notierte sich Dr. Stuarts Namen und erkundigte sich nach anderen Ärzten und Heilpraktikern, die Terri möglicherweise aufgesucht hatte. Oscar erwiderte, er wisse es nicht oder könne sich nicht erinnern. Allerdings könne man diese Informationen sicher in Terris Wohnung finden.
»Sie warf nie etwas weg, was wichtig sein könnte, aber alles musste an seinem Platz liegen. Wenn ich mein Hemd auf einen Stuhl legte, hängte sie es auf. Ich hatte noch kaum aufgegessen, da stand der Teller schon in der Spülmaschine. Sie hasste Unordnung. Ihre Handtasche, ihr Regenmantel, ihre Winterstiefel, ganz gleich, was es auch war, alles musste sofort weggeräumt werden, auch wenn sie es fünf Minuten später wieder benutzen wollte. Mir ist klar, dass das nicht normal ist.«
»Hatte sie auch kurzes Haar wie Sie?« »Ich vergesse immer, dass Sie sie gar nicht kennen.«
»Es tut mir leid, aber es ist so.«
»Sie trägt ihr Haar nicht kurz, hält es aber sehr sauber.
Wenn sie das Haus verlassen hatte, ging sie beim Nachhausekommen sofort unter die Dusche und wusch sich die Haare. Sie badete nie, weil man dabei in seinem eigenen Schmutzwasser sitzt. Das waren ihre Worte. Jedes Handtuch wanderte nach einmaliger Benutzung in die Wäsche. Ich weiß, dass dieses Verhalten merkwürdig ist. Ich habe ihr vorgeschlagen, mit jemandem über ihre Ängste zu sprechen, und ihr gesagt, sie habe eine Zwangsstörung, zwar keine schwere, weise aber einige Symptome auf. Sie hat sich nicht hundertmal am Tag die Hände gewaschen, aufgepasst, nicht auf die Ritzen im Gehweg zu treten, oder Essen vom Imbiss verweigert. So schlimm war es nicht.«
»Wie war es beim Sex? Haben Sie auch dabei auf Reinlichkeit geachtet?«
»Sie verlangte nur, dass ich sauber war. Anschließend haben wir geduscht, einander die Haare gewaschen und normalerweise noch einmal Sex in der Dusche gehabt. Sie mag Sex in der Dusche. Sie nennt das sauberen Sex. Ich hätte sie gern öfter als einmal in der Woche gesehen. Aber sie wollte nicht. Einmal in der Woche. Immer am selben Tag um genau dieselbe Uhrzeit. Vermutlich, weil sie so organisiert ist. Samstags um fünf. Wir aßen etwas und liebten uns dann. Manchmal haben wir uns auch sofort geliebt, nachdem ich durch die Tür war. Ich habe nie dort übernachtet. Sie wacht lieber allein auf und fängt an zu arbeiten. Meine DNA ist überall in ihrer Wohnung.« »Aber gestern Abend haben Sie nicht mit ihr geschlafen?« »Das

haben Sie mich schon mal gefragt.«

Als er die Fäuste ballte, traten an seinen muskulösen Armen die Venen hervor.

»Wie denn?«

»Ich möchte mich nur vergewissern. Sie verstehen doch, warum ich das fragen muss.«

»Ich verwende stets Kondome. Sie liegen in der Schublade neben dem Bett. Mein Speichel könnte an ihr sein.« »Warum?«

»Weil ich sie in den Arm genommen habe. Ich habe es mit Mund-zu-Mund-Beatmung versucht. Als mir klar wurde, dass sie tot war, habe ich ihr Gesicht geküsst, sie berührt und sie festgehalten. Meine DNA ist an ihr.«

»Diese beiden Stellen« - Scarpetta berührte die Blutergüsse an seinem Brustbein -, »hat er Sie dort mit der Taschenlampe geschlagen?«

»Schon möglich. Es könnte auch passiert sein, als ich gestürzt bin. Keine Ahnung.«

Blutergüsse verändern mit der Zeit ihre Farbe. Sie können auch Hinweise auf die Form des Gegenstandes liefern, der sie hervorgerufen hat. Oscars Verletzungen waren rötlich violett. Er hatte zwei Blutergüsse auf der Brust und einen am linken Oberschenkel. Alle hatten einen Durchmesser von etwa fünf Zentimetern und waren leicht gekrümmt. Scarpetta fand es durchaus wahrscheinlich, dass sie vom Rand einer Taschenlampe stammten. Offenbar war er mit verhältnismäßig großer Wucht geschlagen worden, und zwar zum selben Zeitpunkt, als er sich auch die übrigen Verletzungen zugezogen hatte.

Als sie die Blutergüsse aus der Nähe fotografierte, war ihr bewusst, dass es ein Leichtes für ihn gewesen wäre, sie mit dem Unterarm zu erwürgen. Sie hätte keine Gelegenheit gehabt zu schreien. In wenigen Minuten wäre sie tot gewesen.

Sie spürte seine Körperwärme, und sein Geruch stieg ihr in die Nase. Die Luft zwischen ihnen wurde wieder kühl, als sie zurückwich, um sich am Tisch Notizen zu machen und seine Verletzungen zu dokumentieren. Währenddessen beobachtete er ihren Rücken. Sie konnte seine verschiedenfarbigen Augen spüren, nur dass sie jetzt nicht warm waren, sondern sich wie kalte Wassertropfen anfühlten. Seine Bewunderung und Heldenverehrung ihr gegenüber ließen allmählich nach. Bei CNN war sie ihm überlebensgroß erschienen. Nun hatte sie sich als ganz normale Frau entpuppt, als ein gewöhnlicher Mensch, der ihn enttäuschte und verriet. Das geschah fast ausnahmslos, wenn man jemanden vergötterte, da es dabei eher um die eigene Person als um den Angebeteten ging.

»In den letzten tausend Jahren hat sich nichts zum Positiven verändert«, sagte Oscar zu Scarpettas Rücken. »Die Kriege, die Hässlichkeit, die Lügen und der Hass. Der Mensch ist, wie er ist.«

»Warum haben Sie sich für die Psychologie entschieden, wenn Sie so denken?«, fragte sie.

»Wenn man herausfinden will, woher das Böse kommt, muss man ihm folgen«, erwiderte er. »Führt es einen zu einer Stichverletzung? Zum abgetrennten Kopf eines Anhalters? Zu Diskriminierung? Welcher Teil des Gehirns ist primitiv geblieben, und das in einer Welt, in der Gewalt, Aggression und Hass dem Überleben eher hinderlich sind? Warum können wir diesen Teil unserer Gene nicht beseitigen, so wie wir die Gene von Mäusen manipulieren? Ich weiß, was Ihr Mann von Beruf ist.«

Er sprach schnell, und sein Tonfall war hart. Scarpetta nahm eine Silikonpistole und eine Nachfüllpatrone Polyvinylsiloxan aus ihrem Tatortkoffer.

»Er betreibt Forschungen auf diesem Gebiet, und zwar im McLean Hospital, das Harvard angegliedert ist. Er verwendet MRI. Funktionelle Magnetresonanz-Tomographie. Sind wir der Lösung schon einen Schritt näher gekommen? Oder werden wir einander weiter quälen, martern, vergewaltigen und töten und Kriege und Völkermorde anzetteln, weil wir finden, dass

einige Menschen es nicht verdient haben, wie solche behandelt zu werden?«

Scarpetta ließ die Patrone einrasten, entfernte die rosafarbene Verschlusskappe und drückte die weißliche Paste auf ein Papierhandtuch, bis ein regelmäßiger Fluss entstand. Nachdem sie die Mischdüse aufgesetzt hatte, kehrte sie zum Tisch zurück und erklärte, sie werde seine Fingerspitzen und seine Verletzungen nun mit einer Mischung auf Silikonbasis behandeln.

»Damit lassen sich ausgezeichnete elastische Abdrücke von rauen und glatten Oberflächen abnehmen, wie zum Beispiel Ihren Fingernägeln oder Ihren Fingerkuppen«, erläuterte sie. »Die Methode hat keine Nebenwirkungen und löst auch keine Hautreaktionen aus. Da die Kratzer und Fingernagelspuren bereits verkrustet sind, dürfte es nicht weh tun. Doch wenn Sie wollen, dass ich aufhöre, müssen Sie es nur sagen. Ich brauche noch einmal die Bestätigung, dass Sie damit einverstanden sind.«

»Ja«, erwiderte er.

Er erstarrte, als sie, vorsichtig wegen des verletzten Daumens, seine Hände berührte.

»Zuerst werde ich Ihre Finger und Ihre Verletzungen mit siebzigprozentigem Alkohol abtupfen«, sagte sie. »Damit Ihre Körpersekrete das Ergebnis nicht verfälschen. Es tut nicht weh. Vielleicht brennt es ein bisschen. Wenn ich aufhören soll, sagen Sie mir Bescheid.«

Schweigend beobachtete er, wie sie seine Hände Finger für Finger reinigte.

»Ich wundere mich, dass Sie mit Dr. Wesleys Forschungsprojekt am McLean Hospital vertraut sind«, meinte sie. »Er hat doch noch nichts veröffentlicht. Allerdings dauert die Suche nach Probanden schon eine Zeitlang an, und es hat eine große Werbekampagne stattgefunden. Ist das der Grund?«

»Es spielt keine Rolle«, antwortete Oscar und betrachtete seine Hände. »Nichts ändert sich. Auch wenn die Menschen wüssten, warum sie voller Hass sind, würde sich nichts ändern. Gefühle bleiben immer gleich. Dagegen ist alle Wissenschaft der Welt machtlos.«

»Ich bin da anderer Ansicht«, widersprach sie. »Normalerweise hassen wir das, was wir fürchten. Und je weniger wir uns fürchten, desto weniger hassen wir.«

Sie verteilte die geruchlose Masse auf seinen Fingerkuppen. Die Silikonpistole gab ein Klicken von sich, wenn sie darauf drückte.

»Hoffentlich werden Angst und Hass mit zunehmendem Bildungsstand sinken. Ich streiche jeden Finger bis zum ersten Knöchel ein. Wenn die Masse trocken ist, lässt sie sich abnehmen, wie die Gummikuppen, die man zum Geldzählen trägt. Dieses Material eignet sich großartig für die Auswertung unter dem Mikroskop.«

Mit einem Holzspatel verteilte und glättete sie die Masse.

Als sie mit den verschiedenen Kratzern und Nagelspuren fertig war, war das Silikon an seinen Fingerspitzen bereits fast trocken. Sie wunderte sich, warum er sie nicht gefragt hatte, wozu sie die Abdrücke von seinen Fingerspitzen, insbesondere von seinen Fingernägeln, sowie der Kratzer brauchte, die angeblich von dem fremden Angreifer stammten. Oscar erkundigte sich nicht danach, weil er die Antwort vermutlich schon kannte. Außerdem benötigte sie die Abdrücke weniger dafür, um sie unter dem Mikroskop zu untersuchen, sondern interessierte sich eher für seine Reaktion auf diesen Vorgang.

»So. Könnten Sie jetzt bitte die Hände heben«, forderte sie ihn auf.

Sie blickte in seine blau-grünen Augen.

»Es ist kühl hier«, sagte sie. »Sicher nicht mehr als fünfzehn Grad. In etwa vier Minuten sollte alles trocken sein. Ich ziehe Ihren Kittel wieder hoch, damit Sie nicht frieren müssen.«

Der scharfe Geruch nach Angst und Gefangenschaft stieg ihr in die Nase. Sie roch ungeputzte Zähne und einen Hauch Rasierwasser. Hätte ein Mann, der vorhatte, seine Geliebte zu ermorden, vorher Rasierwasser benutzt?

11

Lucy hängte ihre Lederjacke an den Garderobenhaken, ließ sich unaufgefordert neben Berger nieder und klappte ihr MacBook Air auf.

»Eigentlich bin ich es gewöhnt, dass man auf der anderen Seite meines Schreibtischs Platz nimmt«, meinte Berger. »Ich muss dir etwas zeigen«, erwiderte Lucy. »Du siehst gut aus. Unverändert.«

Sie musterte Berger unverhohlen.

»Nein, ich habe mich geirrt«, fuhr Lucy fort. »Du siehst vielleicht noch besser aus als vor acht Jahren, als wir uns kennen gelernt haben und ein paar Straßen weiter noch zwei Türme standen. Wenn ich mit dem Hubschrauber unterwegs bin und die Silhouette von New York näher kommt, sieht es aus, als hätte jemand der Stadt zwei Schneidezähne ausgeschlagen. Dann fliege ich weiter den Hudson entlang und komme am Ground Zero vorbei, der immer noch ein Loch ist.«

»Darüber macht man keine Scherze«, entgegnete Berger. »Das habe ich auch nicht. Ich wünschte nur, es würde sich endlich ändern, damit ich das Gefühl loswerde, die Bösen hätten gewonnen.«

Berger konnte sich nicht erinnern, dass Lucy jemals etwas anderes als einen Kampfanzug getragen hätte. Unter der engen, fadenscheinigen Jeans und dem schwarzen T-Shirt hätte sie hingegen keine Waffe verstecken können. Auch sonst verbarg die Kleidung nicht viel, vor allem nicht, dass Lucy Geld hatte. Der breite Gürtel war von Winston, bestand aus Krokodilleder und hatte eine Schließe in Form eines Säbelzahntigers, aus Edelmetallen und wertvollen Steinen handgefertigt. Die dicke Kette mit dem Totenkopf aus Türkis um ihren Hals, ebenfalls von Winston, kostete ein Vermögen. Lucy wirkte bemerkenswert gesund und kräftig. Ihr kastanienbraunes Haar mit den rotgoldenen Strähnen war ziemlich kurz geschnitten. Ohne Brüste hätte sie als attraktives männliches Fotomodell durchgehen können.

»Terri Bridges' Laptops«, begann Lucy.

Berger wies auf einen Tisch neben der geschlossenen Tür.

Darauf lag ein in braunes Papier gewickeltes Paket, das ordentlich mit rotem Asservatenband verschlossen war.

Lucy betrachtete das Paket, als wäre sie über sein Vorhandensein erstaunt.

»Ich nehme an, du hast einen Durchsuchungsbeschluss«, stellte sie fest. »Hat sich schon jemand die Festplatten angesehen?«

»Nein. Deswegen bist du hier.«

»Wenn ich ihren E-Mail-Account herauskriege, werden wir auch dafür eine richterliche Genehmigung brauchen, und zwar schnell. Außerdem hätte ich gern die Accounts der Leute, mit denen sie in Kontakt stand - nicht nur das des Typen, der im Bellevue sitzt.«

»Kein Problem.«

»Wenn ich erst einmal ihren Provider kenne, benötige ich auch noch die Passwörter, um ihren E-Mail-Verkehr zu überprüfen.«

»Ich weiß, was zu tun ist, ob du es glaubst oder nicht.«

»Ich könnte mich natürlich auch einhacken.« Lucy begann zu tippen.

»Lass uns dieses Wort lieber vermeiden. Ich habe es nicht gehört.«

Lucy schmunzelte, während ihre Finger flink über die Tasten huschten. Sie rief eine Power-Point-Präsentation auf.

Connextions - die neurale Netzwerklösung.

»Mein Gott, verschone mich«, sagte Berger. »Weißt du, wie viele von diesen Dingern ich mir ständig anschauen muss?«

»So etwas hast du noch nie gesehen.« Lucy betätigte eine Taste. »Ist dir computergestützte Neurowissenschaft ein Begriff? Eine Technologie, die sich auf neurale Netzwerke stützt? Verbindungen, die Informationen so ähnlich verarbeiten wie das menschliche Gehirn?«

An Lucys Zeigefinger steckte ein massiver Silberring. Sie trug auch eine Uhr, deren Marke Berger nicht erkannte. Mit ihrem schwarzen Zifferblatt, den Leuchtzeigern und dem Armband aus Gummi wirkte sie militärisch.

Lucy bemerkte, dass Berger die Uhr betrachtete. »Gasförmiges Tritium, ein radioaktives Isotop, sorgt für die Beleuchtung der Ziffern und Zeiger sowie weiterer Funktionen. Ich habe sie mir selbst gekauft. Hast du dir deine Blancpain auch selbst gekauft, oder war sie ein Geschenk?«

»Ein Geschenk von mir an mich selbst. Um nicht zu vergessen, wie kostbar die Zeit ist.«

»Meine soll mich daran erinnern, dass wir das nutzen sollten, was andere Menschen fürchten, denn man fürchtet sich nur vor Dingen, die Macht haben.«

»Ich habe es nicht nötig, mir etwas zu beweisen, indem ich eine radioaktive Uhr trage«, gab Berger zurück.

»Sie enthält höchstens fünfundzwanzig Millicurie, das bedeutet, dass man sich einer Strahlung von etwa null Komma eins Mikrosievert pro Jahr aussetzt. Das schafft die normale Erdstrahlung auch. Mit anderen Worten: harmlos. Ein gutes Beispiel, dass die Menschen sich aus Unwissenheit vor etwas fürchten.«

»Man hat mich schon vieles genannt, aber niemals unwissend«, entgegnete Berger. »Wir müssen mit den Laptops anfangen.«

»Zuerst zu dem künstlichen System, das ich entwickelt habe und an dem ich immer noch arbeite«, erwiderte Lucy, »denn die Möglichkeiten sind unbegrenzt. Wenn man an die Unendlichkeit denkt, muss man sich fragen, ob sie allein durch ihre Natur an sich das Künstliche in etwas Reales verwandelt. Denn für mich ist das Künstliche endlich. Also schlussfolgere ich daraus, dass die Unendlichkeit nicht künstlich sein kann.«

»Wir müssen uns mit den Laptops des Opfers befassen«, beharrte Berger.

»Zuerst musst du verstehen, was wir hier tun«, antwortete Lucy.

Sie sah Berger mit ihren grünen Augen an.

»Denn du wirst diejenige sein, die alles vor Gericht erklären muss, nicht ich«, fügte Lucy hinzu.

Als sie mit der Power-Point-Präsentation begann, unterbrach Berger sie nicht.

»Wet Mind, auch ein Ausdruck, den du nicht kennst«, sagte Lucy. »Die Methode, nach der unser Gehirn Stimmen, Gesichter und Gegenstände erkennt und sie in einen bedeutungsvollen, aufschlussreichen, informativen und berechenbaren Zusammenhang einordnet. Aber du schaust nicht hin und hörst mir nicht einmal zu.«

Sie nahm die Hände von der Tastatur und betrachtete Berger fragend.

»Ich verlange nur etwas ganz Einfaches von dir«, sagte Berger. »Nämlich, dass du sämtliche E-Mails und Dateien durchgehst, alles Gelöschte wieder aktivierst und mir erzählst, ob du irgendwelche Muster erkennst, die uns Hinweise auf die Fragen wer, was, wann und wo geben. Falls sie ihren Mörder gekannt hat, stehen die Chancen gut, dass wir etwas finden.« Sie zeigte auf die verpackten Laptops auf dem Tisch neben der Tür. »Auch wenn der Täter ein Fremder ist, hat sie vielleicht irgendetwas erwähnt, aus dem wir schließen können, wo sie und dieser Mensch sich begegnet sind. Du weißt, wie das funktioniert. Schließlich machst du das schon, seit du aus den Windeln bist.«

»Das stimmt nicht ganz.« Berger stand auf.
»Ich stelle dir eine Quittung dafür aus«, sagte sie. »Wie bist du hergekommen?«
»Da es bei euch keinen Hubschrauberlandeplatz gibt, habe ich mir ein Taxi genommen.«
Die beiden Frauen standen an der Tür.
»Ich habe gedacht, ein Mitarbeiter würde mich zurück nach Greenwich Village in mein Büro bringen«, sagte Lucy. »Ich kümmere mich darum.«
Berger telefonierte.
»Wir müssen noch etwas bereden«, sagte sie zu Lucy, nachdem sie aufgelegt hatte.
Die Hände in den Hosentaschen, lehnte Lucy an der Tür. »Lass mich raten, Gotham Gotcha. Laienhaft programmiert, nebenbei bemerkt.«
»Ich meine nicht diese widerliche Kolumne«, erwiderte Berger. »Allerdings hat der Artikel ein wichtiges Thema aufs Tapet gebracht. Also: Marino arbeitet für mich. Ich gehe davon aus, dass du vernünftig bleiben wirst.«
Lucy zog ihre Jacke an.
»Du musst es mir versprechen«, beharrte Berger. »Warum erzählst du mir das erst jetzt?«
»Bis heute Nachmittag wusste ich nicht, dass es für dieses Gespräch einen Grund geben könnte. Wir waren bereits miteinander verabredet. Das ist der zeitliche Ablauf. Und deshalb erwähne ich es nun.«
»Tja, ich hoffe, dass du deine anderen Mitarbeiter besser überprüfst als ihn«, stellte Lucy lakonisch fest.
»Das ist deine und Bentons Sache, denn er war es schließlich, der mir Marino letzten Sommer empfohlen hat. Warum Marino Charleston in Wirklichkeit verlassen hat, weiß ich erst seit heute. Ich kann nur wiederholen, was im Augenblick für uns Priorität besitzt, Lucy. Du musst damit klarkommen.«
»Kein Problem. Ich beabsichtige nicht, ihn wieder zu sehen.«
»Diese Entscheidung liegt nicht bei dir«, widersprach Berger. »Wenn du an diesem Fall arbeiten willst, wird dir nichts anderes übrig bleiben. Für mich ist er wichtiger als du, weil ... «
»Schön, etwas über dein Gerechtigkeitsempfinden zu erfahren«, fiel Lucy ihr ins Wort. »Immerhin bin ich nicht diejenige, die sich strafbar gemacht hat.«
»Das ist weder juristisch korrekt noch wahr, und ich habe auch keine Lust, darüber mit dir zu streiten. Fakt ist, dass er stark in diese Ermittlungen eingebunden ist und ich ihn nicht abziehen kann, wenn ich Konsequenzen vermeiden möchte. Ich will ihm den Fall aus einer ganzen Reihe von Gründen nicht wegnehmen, zumal er von Anfang an daran beteiligt war. Er hat nämlich vor einem Monat eine Beschwerde des Freundes der Ermordeten aufgenommen. Also werde ich Marino nicht deinetwegen abziehen. Du bist nicht die einzige forensische Computerexpertin. Nur damit das klar ist.«
»Es gibt niemanden, der mir das Wasser reichen kann. Nur, damit das ebenfalls klar ist. Aber wenn du möchtest, lasse ich die Finger von der Sache.«
»Das möchte ich nicht.«
»Weiß er, dass meine Tante hier ist?«
»Ich habe nicht mit ihm darüber gesprochen. Aber vielleicht jemand anders, da er ja jetzt durchs Internet eine gewisse Prominenz erlangt hat. Er könnte auch schon seit langem im Bilde darüber sein, dass Kay häufig nach New York kommt. Angesichts der unschönen Vorfälle im vergangenen Jahr wundert es mich nicht, dass er sie mir gegenüber nie erwähnt hat.«
»Und du hast ihm auch nichts gesagt?« Zorn malte sich in Lucys Blick. »Zum Beispiel, wie geht es Kay? Gefällt ihr die Arbeit bei CNN? Wie macht sich ihre Ehe? Ich sollte wirklich einen Kaffee mit ihr trinken gehen, wenn sie wieder in der Stadt ist.«

»Marino und ich sprechen privat nicht miteinander. Ich habe nicht die Absicht, seine neue Scarpetta zu werden. Schließlich bin ich nicht Batman und brauche keinen Robin. Das soll kein Angriff auf Kay sein.«
»Aber du weißt jetzt, was Robin Batman angetan hat.« »Ich bin nicht sicher, was wirklich passiert ist«, entgegnete Berger. Ihr Telefon klingelte. »Ich glaube, dein Wagen ist da.«
Scarpetta entfernte das getrocknete Silikon und verstaute es in Asservatenbeuteln aus Plastik. Anschließend machte sie einen Schrank auf und entnahm ihm Desinfektionstücher und eine antibakterielle Salbe. Dann öffnete sie wieder Oscars Kittel und schob ihn bis zur Taille hinunter.
»Sind Sie sicher, dass es Plastikfesseln waren?«, fragte sie. »Die sieht man doch ständig im Fernsehen«, erwiderte Oscar. »Die Polizei benutzt sie, um Menschen wie Müllsäcke zu verschnüren.«
»Es wird nicht weh tun.«
Oscar rührte sich nicht, als sie noch einmal seine Verletzungen reinigte und Salbe auftrug.
»Sie hatten kein Recht, sie anzufassen«, sagte er. »Ich hatte sie doch schon im Arm. Welchen Unterschied hätte es gemacht, wenn ich sie aufgehoben und auf die Bahre gelegt hätte? Stattdessen haben diese Arschlöcher sie angefasst. Als sie mich aus dem Bad geschickt haben, haben sie das Handtuch weggenommen. Und warum? Sie kennen den Grund. Weil sie sie angaffen wollten.«
»Sie haben nach Beweisen gesucht. Nach Verletzungen.« Vorsichtig zog sie seinen Kittel wieder hoch und band ihn zu.
»Sie hätten das Handtuch nicht wegzunehmen brauchen«, widersprach er. »Ich habe ihnen doch erklärt, dass nirgendwo Blut war. Nur die Kratzer an den Beinen. Offenbar hat er sie mit etwas geschlagen. Vielleicht mit einem Brett. Keine Ahnung, wo der Täter das Brett herhatte. Oder die Täter. Ich habe nichts gesehen, womit sie ihre Beine zerkratzt haben könnten. Ihr Gesicht war dunkelrot. Sie hatte eine Strieme am Hals. Als ob er sie mit einer Schnur oder etwas Ähnlichem erdrosselt hätte. Jedenfalls befand sich der Gegenstand nicht mehr an ihrem Hals. Die Cops brauchten das Handtuch nicht wegzunehmen, um das zu sehen, oder ihr den Puls zu fühlen und ihre Handgelenke anzuschauen. Es war auf den ersten Blick zu erkennen, dass sie tot war. Mir ist kalt. Gibt es hier eine Decke?«
Da Scarpetta keine finden konnte, zog sie den Laborkittel aus und legte ihn Oscar über die Schultern. Er zitterte. Seine Zähne klapperten.
»Ich saß neben ihr auf dem Boden, streichelte ihr Gesicht und ihr Haar und sprach mit ihr«, fuhr er fort. »Dann habe ich die Polizei verständigt. Ich erinnere mich an Füße. Schwarze Stiefeletten und eine dunkle Hose an der Tür. Ich habe sie mit einem Handtuch zugedeckt und sie im Arm gehalten.«
Er starrte an die Wand.
»Ich habe Stimmen gehört, die riefen, ich solle sie loslassen. Sie haben mich gepackt. Ich habe geschrien, weil ich sie nicht hergeben wollte. Aber sie haben mich gezwungen. Sie haben mir nicht einmal erlaubt, sie noch einmal zu betrachten. Keinen letzten Blick. Ihre Familie lebt in Arizona. Sicher wird sie dorthin gebracht. Ich werde sie nie wiedersehen.«
»Sie sagten doch, die Zentrale Ihres Internet-College sei in Arizona.«
»Ihr Vater ist der Rektor«, erwiderte er mit dem Gesicht zur Wand. »Deshalb hat sie auch dort studiert. Sie haben es Gotham College genannt, als befände es sich hier in New York. Aber in Wirklichkeit ist es nirgendwo. Es gibt nur ein Gebäude in Scotsdale, vermutlich weil es dort schöner und viel billiger ist als hier. Ihre Eltern besitzen ein großes Haus in der Nähe des Camelback Mountain. Wir waren nie zusammen in Scotsdale, da die nächste Sitzung erst im

März stattfindet. Sie gehört zwar nicht dem Lehrkörper an, aber sie wäre trotzdem … Nun, sie wollte heute Morgen für ein paar Tage nach Scotsdale fliegen.«

»Haben Sie gestern Abend in ihrer Wohnung ihre Koffer gesehen? War alles gepackt?«

»Terri lässt keine Sachen herumliegen, die sie nicht gerade benutzt. Außerdem weiß sie, dass mich der Anblick ihrer Koffer traurig gemacht hätte, weil ich sie nicht begleiten sollte. Es hätte uns den Abend verdorben.«

»Hat sie Sie nicht aufgefordert, mit nach Scotsdale zu kommen?«

»Sie wollte ihren Eltern zuerst von mir erzählen.«

»Nach drei Monaten wussten sie noch nichts von Ihrer Beziehung?«

»Sie behüten Terri sehr und ersticken sie mit ihrer Fürsorge.« Oscar blickte weiter zur Wand, als spräche er mit ihr. »Deshalb sollten sie es erst erfahren, wenn sie sich ihrer Sache sicher war. Ich habe ihr geantwortet, ihre Zwangshandlungen seien kein Wunder. Es läge nur an ihren Eltern.«

»Wessen wollte sie sich denn sicher sein?«

»Ihres Verhältnisses zu mir. Dass es etwas Ernstes war. Ich war verliebter in sie als sie in mich.«

Er wechselte noch immer zwischen den grammatikalischen Zeiten, wie viele es nach dem Tod eines geliebten Menschen tun.

»Ich wusste sofort, was ich wollte. Aber ihre Eltern … Nun, sie hatte keine Lust, ihnen etwas erklären zu müssen, falls es zwischen uns doch nicht geklappt hätte. Sie hat sich schon immer vor ihnen gefürchtet und wollte sie nicht verärgern. Es sagt eine Menge über sie aus, dass sie endlich den Mut gefunden hat, von zu Hause auszuziehen. Ihre Eltern haben noch zwei weitere Kinder, die nicht kleinwüchsig sind. Sie haben an der Universität studiert und führen ihr eigenes Leben. Ganz im Gegensatz zu Terri. Sie ist die Klügste in der Familie. Einer der klügsten Menschen, die ich kenne. Aber sie hat sich unterbuttern lassen. Bis sie fünfundzwanzig war, musste sie zu Hause wohnen. Doch irgendwann konnte sie es nicht mehr ertragen und wollte selbst etwas erreichen. Es hat einen Riesenkrach gegeben, als sie ging.«

»Wie konnte sie sich New York leisten?«

»Damals kannte ich sie noch nicht. Mir hat sie erzählt, sie hätte Ersparnisse und bekäme eine kleine Unterstützung von ihren Eltern, auch wenn es nicht viel sei. Sie habe sich mit ihnen ausgesöhnt. Ich glaube, sie haben sie sogar einmal besucht und waren mit dem Viertel nicht einverstanden. Deshalb haben sie ihre Unterstützung erhöht, so dass sie in ihre jetzige Wohnung ziehen konnte. So hat sie es mir wenigstens geschildert. Man muss ihnen also zugute halten, dass sie ihr wenigstens finanziell unter die Arme gegriffen haben.«

Zornesröte stieg ihm ins Gesicht, und sein kurzes goldenes Haar schimmerte metallisch.

»Bei solchen Leuten gibt es immer irgendwo einen Haken«, fuhr er fort. »Ich vermute, sie haben auch aus der Entfernung versucht, sie weiter unter ihrer Fuchtel zu halten. Ich habe nämlich festgestellt, dass es mit ihren Zwangshandlungen immer schlimmer wurde. Ihre E-Mails klangen zunehmend ängstlicher. Selbst vor unserer ersten Begegnung. In den letzten Monaten hat sich ihr Zustand weiter verschlechtert. Keine Ahnung, warum. Sie ist machtlos dagegen. Ich muss sie sehen. Bitte sorgen Sie dafür, dass ich sie sehen kann. Ich muss mich von ihr verabschieden. Zum Teufel mit den Cops. Ich scheiß auf die Typen.«

Er wischte sich mit den gefesselten Händen die Augen ab. »Warum waren sie so brutal zu mir und haben mich angeschrieen und herumgeschubst? Und dann die Funkgeräte. Ich habe überhaupt nicht verstanden, was da geschah. Ich verabscheue diesen Detective … «

»Den, dem Sie gestattet haben, Ihre Wohnung zu durchsuchen? «, hakte Scarpetta nach.

»Ich habe ihn mir nicht ausgesucht! Er hat mich angebrüllt und mir befohlen, ihn anzuschauen,

wenn er mit mir redet.
Ich habe versucht, ihm zu erklären, dass ich ihn nicht hören kann, wenn ich ihn anschaue. Er hat mich im Wohnzimmer befragt und Antworten eingefordert. Schauen Sie mich an, schauen Sie mich an. Anfangs wollte ich noch helfen. Ich habe ihm gesagt, dass wahrscheinlich jemand unten an der Haustür geklingelt hat. Sicher hat sie gedacht, dass ich es bin. Sie könnte geglaubt haben, ich sei zu früh dran und hätte meinen Schlüssel vergessen. Jedenfalls muss es einen Grund gegeben haben, warum sie es für ungefährlich hielt, die Person hereinzulassen.«

»Sie haben häufig wiederholt, Terri sei sehr ängstlich gewesen. War sie auch übertrieben vorsichtig?«

»Wir sind hier in New York. Niemand macht einfach so die Tür auf. Außerdem war sie immer sehr auf ihre Sicherheit bedacht. Kleinwüchsige Menschen müssen das sein. Das ist einer der Gründe, warum ihre Eltern sie so behütet und in ihrer Jugend praktisch zu Hause eingesperrt haben. Sie hätte nie die Tür aufgemacht, wenn sie eine Gefahr vermutet hätte.«

»Was hat das Ihrer Ansicht nach zu bedeuten? Wie ist der Täter ins Haus gelangt? Welchen Grund könnte jemand Ihrer Ansicht nach gehabt haben, Terri etwas anzutun?«

»Diese Leute haben ihre Motive.«

»Ist Ihnen in der Wohnung aufgefallen, ob etwas gestohlen wurde? Könnte das ein Motiv gewesen sein?«

»Meiner Meinung nach hat nichts gefehlt. Aber ich habe auch nicht nachgeschaut.«

»Was war mit ihrem Schmuck? Trug sie einen Ring, eine Kette oder sonst etwas, das nicht mehr da war?«

»Ich wollte sie nicht loslassen. Sie hatten kein Recht, mich dazu zu zwingen und mich wie einen Mörder in den Wagen dieses Detective zu verfrachten. Der Kerl sieht mit seinen Rapperklamotten und den Zöpfchen eher wie ein Verbrecher aus als ich. Ich habe mich geweigert, mit ihm zu reden.«

»Sie sagten doch gerade, Sie hätten im Haus mit ihm gesprochen.«

»Für sie stand das Urteil schon fest. Ich hasse die Cops. Das habe ich schon immer getan. Sie fahren in ihren Streifenwagen an mir vorbei, lästern über mich, lachen und glotzen. Als ich sechzehn war, hat jemand mein Auto mit einem Schlüssel zerkratzt und sämtliche Scheiben eingeschlagen. Und da meinte dieser Cop zu mir: „Sieht aus, als hätten wir ein kleines Problem.“ Dann setzte er sich in mein Auto und stellte die Füße auf die verlängerten Pedale, dass seine Knie bis zum Lenkrad reichten. Sein Kollege hat gelacht. Ich scheiß auf die Kerle.«

»Was ist mit anderen Leuten? Sind Sie schon öfter misshandelt oder verspottet worden?«

»Ich bin in einer Kleinstadt aufgewachsen, wo alle mich kannten, und hatte Freunde. Außerdem war ich in der Ringermannschaft und ein guter Schüler. Im letzten Jahr war ich sogar Jahrgangssprecher. Ich bin Realist und gehe nicht leichtfertig Risiken ein. Außerdem mag ich Menschen. Die meisten sind in Ordnung.«

»Und dennoch haben Sie sich für einen Beruf entschieden, in dem Sie ihnen aus dem Weg gehen können.«

»Es heißt, dass es irgendwann die Regel sein wird, im Internet zu studieren. Für die Polizei ist jeder von vornherein verdächtig, vor allem, wenn er anders aussieht oder eine Behinderung hat. Bei uns gegenüber wohnte ein Junge, der am Down-Syndrom litt. Die Polizisten hatten ihn ständig auf dem Kieker und unterstellten ihm, er wollte jedes Mädchen in der Nachbarschaft vergewaltigen.«

Scarpetta fing an, ihren Tatortkoffer zusammenzupacken.
Sie war fertig mit Oscar. Die Untersuchung der Silikonabdrücke von seinen Fingernägeln, den Kratzern und den Nagelspuren sowie die Vermessungen und die Fotos würden nur bestätigen,

was sie bereits wusste, und sie wollte, dass ihm das klar war.

»Oscar, Sie verstehen, was wir aus den Silikonabdrücken von Ihren Fingerspitzen, den Verletzungen, Fotos und Messungen schließen können?«

Er starrte an die Wand.

»Wir können diese Abdrücke unter dem Mikroskop betrachten«, versuchte sie es mit einer kleinen Übertreibung.

»Ich weiß, wozu Sie in der Lage sind«, erwiderte er. »Und auch, warum Sie die Silikonabdrücke genommen haben, nämlich damit Sie sie sich unter dem Mikroskop anschauen können.«

»Das überlasse ich dem Polizeilabor. Ich muss es nicht persönlich tun. Außerdem denke ich, dass ich jetzt die Informationen habe, die ich brauche«, antwortete sie. »Haben Sie sich die Kratzer und Blutergüsse selbst zugefügt, Oscar? Sie befinden sich nämlich alle innerhalb der Reichweite Ihrer Hände, und ihr Winkel weist daraufhin, dass Sie es waren.«

Er schwieg.

»Was hat Sie auf den Gedanken gebracht, dass ich nicht dahinter kommen würde, obwohl Sie doch der sonderbaren Idee anhängen, ich könnte den perfekten Mord aufklären?« Wieder Schweigen. Er starrte weiter an die Wand.

»Warum?«, hakte sie nach. »Aus welchem Grund haben Sie mich herkommen lassen, nur damit ich herausfinde, dass Sie sich selbst verletzt haben?«

»Weil Sie niemandem erzählen dürfen, was ich Ihnen anvertraue. Nicht Ihrem Mann. Nicht Detective Morales. Nicht Berger, dieser dummen Kuh, die in ihrem Büro hockt und mir vor einem Monat nicht glauben wollte.«

»Momentan fällt alles, was in diesem Raum geschehen ist, noch unter die ärztliche Schweigepflicht. Aber das könnte sich ändern«, erinnerte sie ihn.

»Wenn ich nicht verletzt gewesen wäre, wären Sie nicht hergekommen.«

»Und der Angreifer an Terris Tür?«, erkundigte sie sich. »Da war niemand. Als ich ankam, brannte nirgendwo Licht. Die Tür war offen. Ich bin in die Wohnung gegangen und habe nach ihr gerufen. Dann fand ich sie im Bad. Dort war das Licht an, als wollte der Täter mich erschrecken. Von meinem Parkplatz aus konnte man das Licht nicht sehen, weil das Badezimmer nach hinten rausgeht. Ich habe die Plastikfessel mit einer Küchenschere entfernt. Dabei habe ich mir in den Daumen geschnitten. Es war nur eine kleine Wunde. Keine Ahnung, wie es passieren konnte. Als ich nach der Schere gegriffen habe, ist der Messerblock umgekippt. Wahrscheinlich hat mich eines der Messer getroffen. Also habe ich mir ein Papiertuch um den Daumen gewickelt, bin hinaus zum Auto gelaufen und habe meinen Mantel hineingeworfen. Anschließend habe ich mich zu ihr ins Bad auf den Boden gesetzt, mein T-Shirt zerrissen und mit Blut beschmiert und mich verletzt. Danach habe ich die Polizei verständigt.«

»Haben Sie sich selbst mit der Taschenlampe geschlagen?« »Ich habe sie in der Küchenschublade gefunden. Nachdem ich sie abgewischt hatte, habe ich sie auf den Wohnzimmerboden neben die Tür gelegt.«

»Warum haben Sie sich die Mühe gemacht, Ihre Fingerabdrücke abzuwischen, obwohl sie und Ihre DNA doch überall in der Wohnung und auch auf der Leiche waren?«

»Damit ich der Polizei erzählen konnte, der Täter hätte Handschuhe getragen. So klang meine Geschichte plausibler. Die Handschuhe hätten alle Fingerabdrücke auf der Taschenlampe verwischt. Deshalb habe ich ja auch von Lederhandschuhen gesprochen.«

»Und die Schere aus der Küche? Was haben Sie damit gemacht, nachdem Sie die Plastikfessel durchgeschnitten hatten?«

Sein Gesicht zuckte, und sie sah beinahe, wie er die Szene noch einmal Revue passieren ließ.

Sein Atem ging schwer, und er wiegte seinen Oberkörper hin und her.
»Ihre Hände waren schrecklich violett verfärbt«, erwiderte er mit zitternder Stimme. »Ich habe ihr die Handgelenke und die Hände massiert, um den Blutkreislauf anzuregen. Ihre Fingernägel waren blau. Außerdem habe ich versucht, die Striemen wegzureiben. Sie waren sehr tief.«
»Erinnern Sie sich, was Sie mit der Schere gemacht haben?« »Die Plastikfessel war sehr eng zugezogen. Es hat sicher sehr weh getan. Die Schere habe ich im Bad auf dem Boden liegen gelassen.«
»Wann haben Sie beschlossen, sich selbst zu verletzen, um mich, wie Sie mir gerade erklärt haben, hierherzuholen?«
»Ich saß neben ihr auf dem Badezimmerboden und wusste, dass man mir die Schuld geben würde. Wenn ich erreichen konnte, dass Ihr Mann sich mit mir beschäftigte, würde man Sie sicher hinzuziehen. Ich vertraue Ihnen. Sie sind die Einzige, die sich um sie gekümmert hat.«
»Ich kannte sie doch gar nicht.« »Lügen Sie mich nicht an!«, schrie er.
12
Shrew genehmigte sich noch einen Maker's Mark, denselben Bourbon, den auch der Chef trank. Sie schenkte sich ein volles Glas ein, mit Eis, weil der Chef das auch so hielt.
Dann griff sie nach der Fernbedienung des Vierzig-ZollFlachbildschirmfernsehers von Samsung, wie ihn der Chef laut seiner Kolumne einmal besessen hatte. Allerdings traf das inzwischen nicht mehr zu. Wenn Shrew richtig gelesen hatte, hatte der Chef sich nun einen Achtundfünfzig-ZollPlasmabildschirm von Panasonic zugelegt. Natürlich konnte es sich bei dieser Meldung auch um bezahlte Schleichwerbung handeln. Es war schwer zu sagen, was stimmte und was er nur aus finanziellen Gründen erfand, denn die geschäftliche Seite von Gotham Gotcha war Shrew ebenso unbekannt wie alles andere.
Terroristen, dachte sie.
Was, wenn das ganze Geld an eine Terrororganisation floss? Vielleicht war ihre Nachbarin ja von Terroristen umgebracht worden, die nur das Haus verwechselt hatten und in Wahrheit hinter Shrew her waren, weil sie ahnten, dass sie allmählich Verdacht schöpfte. Was, wenn Regierungsmitarbeiter auf der Jagd nach diesen Terroristen die Website zu Shrew zurückverfolgt und die falsche Wohnung erwischt hatten? Das klang wahrscheinlich, denn schließlich wohnten Shrew und Terri genau gegenüber, nur dass Shrews Wohnung eine Etage höher lag. Schließlich ließen Regierungen ja ständig irgendwe1che Leute ermorden. Vermutlich auch Marilyn Monroe, weil sie zu viel gewusst hatte.
Möglicherweise wusste Shrew ja auch zu viel- oder die falschen Leute nahmen das zumindest an. Inzwischen hatte sie sich so in ihre Panik hineingesteigert, dass sie nach der Visitenkarte griff, die Detective Pete Marino ihr hinterlassen hatte. Sie trank einen Schluck Bourbon, hielt die Karte in der Hand und war kurz davor, ihn anzurufen. Doch was sollte sie ihm sagen? Außerdem war sie nicht sicher, ob er vertrauenswürdig war. Wenn das, was der Chef über ihn geschrieben hatte, stimmte, war er ein Vergewaltiger und ungeschoren mit seiner Tat davongekommen. Und ein Vergewaltiger in ihrer Wohnung hätte ihr gerade noch gefehlt.
Shrew klemmte einen Stuhl aus dem Esszimmer unter den Türknauf, wie sie es im Film gesehen hatte, und vergewisserte sich, dass alle Fenster geschlossen waren und dass sich niemand auf der Feuerleiter herumdrückte. Dann sah sie in der Fernsehzeitung nach, ob irgendwo eine gute Komödie lief. Da sie nichts entdecken konnte, legte sie ihre Lieblings-DVD mit Kathy Griffin ein.
Mit ihrem Bourbon auf Eis setzte sich Shrew an den Computer und loggte sich mit ihrem Passwort in das Programm der Website ein.
Im nächsten Moment traute sie ihren Augen nicht.

Das Foto von Marilyn Monroe und Shrews Sensationsbericht waren bereits mehr als sechshunderttausendmal angeklickt worden. In einer knappen Stunde! Sie erinnerte sich an die Videoaufnahmen, die zeigten, wie Saddam Hussein verhöhnt und gehängt worden war. Sie hatten in der ersten Stunde nicht einmal ein Drittel so viele Interessenten gefunden. Ihr Erstaunen verwandelte sich in Stolz, auch wenn sie ein wenig verängstigt war. Wie würde der Chef reagieren?

Shrew würde ihren couragierten Akt des zivilen Ungehorsams damit rechtfertigen, dass die Welt ohne ihren Bericht die Wahrheit über Marilyns Ermordung niemals erfahren hätte. Deshalb sei ihre Handlung moralisch gerechtfertigt. Außerdem äußerte sich der Chef niemals zu nachrichtenwürdigen Ereignissen. Weshalb also sollte er Anstoß daran nehmen, wenn Shrew es tat? Dem Chef ging es doch nur darum, die Herzen und Seelen der Menschen zu verletzen, denen er gerade nachstellte.

Shrew verließ die Website und fing an - fest überzeugt, dass die Medien ihre sensationelle Enthüllung inzwischen aufgegriffen hatten -, sich durch die Fernsehsender zu schalten. Sie rechnete damit, dass Dr. Scarpetta bei CNN das Thema mit Anderson Cooper, Wolf Blitzer oder Kitty Pilgrim erörtern würde. Doch von der berühmten Gerichtsmedizinerin, die der Chef so verabscheute, war nichts zu sehen, und Marilyn Monroe wurde mit keinem Wort erwähnt. Aber es war ja noch früh. Shrew trank einen Schluck Bourbon und klinkte sich nach einer Viertelstunde wieder in die Website ein, um die Besucherzahl zu kontrollieren. Zu ihrem Erstaunen stellte sie fest, dass inzwischen mehr als eine Million Menschen das Autopsiefoto von Marilyn Monroe betrachtet hatten. So etwas hatte Shrew noch nie erlebt. Sie verließ das Programm und rief die Website selbst auf.

»Du lieber Himmel!«, rief sie, und ihr blieb fast das Herz stehen.

Die Website sah aus, als hätten dort die Vandalen gehaust.

Die Buchstaben von Gotham Gotcha hatten sich zu OH C THA MAGGOT umgruppiert. Die Silhouette von New York im Hintergrund war pechschwarz, und darüber blinkte ein blutroter Himmel. Der Weihnachtsbaum vor dem Rockefeller Center stand kopfüber im Central Park. Und die Schlittschuhläufer wirbelten im Boathouse-Restaurant herum, während die Gäste auf der Eisfläche des Wollman Rink an ihren Tischen saßen. Plötzlich begann es heftig zu schneien. Donner grollte, und Blitze erleuchteten sintflutartigen Regen, der die Spielwarenhandlung FAO Schwarz unter Wasser setzte. Im nächsten Moment war ein Flug an einem sonnigen Sommertag über den Hudson zu sehen, wo auf einmal die Freiheitsstatue auf dem Bildschirm erschien und in tausend Teile zersprang, als wäre der Hubschrauber mitten in sie hineingeflogen.

Das Banner wiederholte sich immer wieder in einer wahnwitzigen Endlosschleife, ohne dass Shrew etwas dagegen tun konnte. Es war ein Anblick, der sich nun Millionen von Fans bot, und sie war machtlos dagegen. Kein Icon reagierte mehr auf den Mausklick. Als sie versuchte, die Kolumne von heute Morgen, die kürzlich ins Netz gestellte Extra-Kolumne oder überhaupt irgendeinen Bericht aus dem Archiv anzuklicken, bekam sie nichts als die immer wieder schauderhaft durcheinanderwirbelnden Bilder zu Gesicht. Sie konnte weder eine E-Mail an die Website schicken, noch hatte sie Zugang zu Gatham Gassip, wo die Fans chatteten, stritten oder Gerüchte über wildfremde Menschen verbreiteten.

Auch das Schwarze Brett und die Rubriken »Heimliche Einblicke« oder »Fototausch« waren gesperrt, ja, sogar der »Darkroom«, wo man perverse Bilder oder Nacktfotos von Prominenten zu sehen bekam. Auch die beliebte Seite Gatham Gatcha past martem, wo Shrew nach dem Tod entstandene Fotos wie das von Marilyn veröffentlichte - Fehlanzeige!

Wie kam es, dass Hunderttausende von Fans das Foto und Shrews Bericht öffnen konnten,

obwohl die Website blockiert und völlig verwüstet war? Eine Verschwörung, dachte sie. Die Mafia, fiel ihr erschrocken ein, als sie sich an den geheimnisvollen italienischen Agenten erinnerte, der sie am Telefon eingestellt hatte. Die Regierung! Shrew hatte sich zu weit aus dem Fenster gelehnt, und nun sabotierten die CIA, das FBI oder das Ministerium für Heimatschutz die Website, damit die Welt die Wahrheit nie erfuhr. Oder ging es vielleicht doch um Terrorismus?

Panisch klickte Shrew jedes Icon an, ohne dass etwas geschah. Das Banner setzte seine rasante Fahrt fort; das Wort Gotham Gotcha änderte fortwährend die Reihenfolge seiner Buchstaben:

GOTHAM GOTCHA! OH C THA MAGGOT! GOTHAM GOTCHA!

Benton wartete vor dem Behandlungszimmer. Oscars verschiedenfarbige Augen beobachteten Scarpetta durch den Türspalt, bevor sie hinter beigem Stahl verschwanden. Sie hörte ein Klappern, als ihm Fesseln und Ketten abgenommen wurden.

»Komm«, sagte Benton. »Wir reden in meinem Büro.«

Er war schlank und hochgewachsen und schien jeden Raum zu dominieren. Heute jedoch wirkte er müde, als kurierte er eine Erkältung aus. Sein ebenmäßiges Gesicht war angespannt, sein silbergraues Haar zerzaust, und er war gekleidet wie ein Behördenmitarbeiter: neutraler grauer Anzug, weißes Hemd, unauffällige blaue Krawatte. Er trug eine billige Sportuhr aus Plastik und den schlichten Ehering aus Platin. Es war unklug, seinen Wohlstand im Gefängnistrakt eines Krankenhauses zur Schau zu stellen, wo die durchschnittliche Aufenthaltsdauer knappe drei Wochen betrug. Deshalb kam es nicht selten vor, dass Benton einen Patienten im Bellevue untersuchte und dieselbe Person einen Monat später auf der Straße dabei beobachtete, wie sie einen Mülleimer nach etwas Essbarem durchwühlte.

Er nahm Scarpetta den Tatortkoffer ab. Sie hielt die Beutel mit den Beweisstücken in der Hand und sagte, dass sie zur Polizei gebracht werden müssten.

»Ich lasse jemanden in mein Büro kommen, bevor wir gehen«, erwiderte Benton.

»Die Sachen müssen sofort ins Labor. Sie sollen Oscar Banes DNA analysieren und sie so schnell wie möglich in die Datenbank eingeben.«

»Ich rufe Berger an.«

Sie gingen den Flur entlang. Zwei Wäschewagen rollten, laut ratternd wie ein Güterzug, an ihnen vorbei. Eine Tür knallte zu, und sie kamen an Zellen vorbei, die verhältnismäßig groß für ein Gefängnis gewesen wären, hätte man nicht sechs Betten hineingestopft. Die meisten Männer trugen schlechtsitzende Pyjamas, saßen aufrecht da und unterhielten sich lautstark. Einige betrachteten durch die mit Maschendraht versehenen Fenster den dunklen East River, während andere durch die Gitterstäbe den Flur beobachteten. Einer hielt den Zeitpunkt für geeignet, um die Toilette aus Edelstahl zu benutzen, grinste Scarpetta beim Pinkeln zu und schlug ihr vor, doch etwas über ihn im Fernsehen zu bringen. Daraufhin brach unter seinen Zellengenossen eine Debatte los, wer von ihnen wohl die beste Figur vor der Kamera machen würde.

Benton und Scarpetta blieben an der ersten Schleuse stehen, die sich nie schnell genug öffnete. Der Wachmann im Kontrollraum auf der anderen Seite wurde vom Öffnen und Schließen der Türen völlig in Anspruch genommen. Nachdem Benton laut ihre Absicht angekündigt hatte, die Station zu verlassen, warteten sie. Während er noch einmal rief, kam ein Mann in Sicht, der den Flur vor dem Aufenthaltsraum wischte. Der Raum war mit Tischen, Stühlen, einigen Brettspielen und einem alten Heimtrainer ohne abnehmbare Teile ausgestattet.

Dahinter befanden sich die Verhörräume, die Zimmer für die Gruppentherapie und eine Bibliothek mit juristischen Nachschlagewerken. Dort standen auch zwei Schreibmaschinen, die

wie die Fernseher und Wanduhren von Plastikgehäusen geschützt wurden, um zu verhindern, dass die Patienten etwas abschraubten, das sich als Waffe verwenden ließ. Scarpetta war bei ihrer ersten Konsultation herumgeführt worden und ziemlich sicher, dass sich seitdem nichts verändert hatte.

Endlich schwang die weißlackierte Stahltür auf und knallte hinter ihnen wieder zu, während sich eine zweite öffnete, um sie hinauszulassen. Der Wachmann im Kontrollraum gab Scarpetta im Austausch für den Besucherausweis ihren Führerschein zurück. Die Transaktion erfolgte wortlos und durch dicke Gitterstäbe. In diesem Moment führten zwei Polizisten einen neuen Patienten herein, der den grell orangefarbenen Overall des Gefängnisses Rikers Island trug. Häftlinge wie er waren nur vorübergehend zur ärztlichen Behandlung hier. Scarpetta würde wohl nie begreifen, was Sträflinge sich alles antaten, um sich krank zu stellen und sich so einen Kurzaufenthalt im Bellevue zu sichern.

»Einer unserer Stammgäste«, meinte Benton, als die Stahltür zufiel. »Er schluckt Gegenstände. Beim letzten Mal waren es Batterien. Micro- oder Mignonzellen, ich weiß es nicht mehr. Etwa acht Stück. Davor hat er es mit Steinen und Schrauben versucht. Einmal war es Zahnpasta - samt Tube.«

Scarpetta fühlte sich, als trennte sich ihr Geist vom Körper wie das herausnehmbare Futter eines Mantels. Sie musste sich verstellen und durfte sich keine Gefühle anmerken lassen und weder über Oscar Bane noch über irgendetwas sprechen, das er ihr von sich und Terri erzählt hatte. Bentons professionelle Distanz, die sich im Gefängnistrakt am stärksten zeigte, löste ein Frösteln in ihr aus. Hier entwickelte er Ängste, die er ihr jedoch verschwieg. Allerdings brauchte er nichts zu sagen, weil sie ihn zu gut kannte. Seit Marinos betrunkenem Übergriff auf sie litt Benton an einer stillen und ständigen Panik, zu der er aber nicht stand. Für ihn war jeder Mann ein potenzielles Ungeheuer, das sie in seine Höhle verschleppen wollte, und bis jetzt war es ihr nicht gelungen, ihm das auszureden.

»Ich werde bei CNN aufhören«, verkündete sie auf dem Weg zu seinem Büro.

»Ich verstehe, in welche Lage Oscar Bane dich gebracht hat«, erwiderte Benton. »Es ist nicht deine Schuld.«

»Du meinst wohl, die Lage, in die du mich gebracht hast.« »Berger wollte, dass du kommst.«

»Aber du hast mich darum gebeten.«

»Wenn es nach mir gegangen wäre, wärst du noch in Massachusetts«, entgegnete er. »Doch er hat darauf bestanden, nur mit dir zu sprechen.«

»Ich hoffe nur, dass er nicht meinetwegen hier sitzt.« »Ganz gleich, was seine Beweggründe auch sein mögen, du kannst nichts dafür.«

»Das klingt gar nicht gut«, antwortete sie.

Sie kamen an geschlossenen Bürotüren vorbei. Der Flur war menschenleer. Sie waren allein, weshalb sie die Stimme nicht zu dämpfen brauchten.

»Hoffentlich soll das nicht heißen, ein von mir besessener Verehrer hätte sich mit einem grausigen Trick eine Audienz bei mir verschafft«, fügte sie hinzu. »Oder vielleicht doch?« »Eine Frau ist tot. Das ist kein Trick«, widersprach Benton. Sie konnte ihm nicht erzählen, Oscar Bane fühle sich verfolgt und sei überzeugt davon, dass der Mord an Terri Bridges auf das Konto derselben Leute ging. Obwohl die Möglichkeit bestand, dass Benton bereits im Bilde war, durfte sie ihn nicht danach fragen. Sie musste ihm auch verschweigen, dass Oscar Bane sich selbst verletzt und der Polizei und allen anderen ein Märchen aufgetischt hatte, und war gezwungen, sich mit Allgemeinplätzen zu begnügen.

»Ich habe keine Informationen, die mich dazu berechtigen würden, mit dir über ihn zu reden«, stellte sie fest, womit sie andeuten wollte, Oscar Bane habe weder ein Verbrechen gestanden

noch Hinweise darauf geliefert, dass er für sich und andere eine Gefahr darstelle.
Benton schloss die Tür seines Büros auf.
»Du hast viel Zeit mit ihm verbracht«, meinte er. »Vergiss nie, was ich dir immer rate, Kay. Dein Bauchgefühl ist das Wichtigste. Hör auf das, was dir dein Bauch über diesen Kerl sagt. Tut mir leid, dass ich einen so desolaten Eindruck mache. Ich habe nicht geschlafen. Offen gestanden stecken wir ganz schön in der Scheiße.«
In dem kleinen Büro, das das Krankenhaus Benton zugeteilt hatte, waren Bücher, Zeitschriften und anderer Krimskrams so ordentlich wie möglich gestapelt. Als sie sich setzten, symbolisierte der Schreibtisch zwischen ihnen eine emotionale Barriere, die Scarpetta nicht überwinden konnte. Er hatte kein Interesse an Sex, zumindest nicht mit ihr. Allerdings glaubte sie nicht, dass er mit einer anderen Frau schlief. Jedenfalls schien eine Ehe hauptsächlich den Vorzug zu bieten, dass die Gespräche immer kürzer und unpersönlicher wurden, während sich die gemeinsame Zeit im Bett verkürzte. Ihrer Ansicht nach war Benton vor der Hochzeit glücklicher gewesen, ein bedauerlicher Umstand, an dem sie Marino nicht die Schuld geben wollte.
»Und was sagt dir dein Bauch?«, fragte Benton.
»Dass ich nicht mehr mit ihm reden sollte«, entgegnete sie. »Dass mich niemand daran hindern dürfte, die Sache mit dir zu erörtern. Mein Kopf hingegen widerspricht.«
»Du bist Beraterin hier. Wir können eine berufliche Debatte über ihn als Patienten führen.«
»Ich weiß nicht, was er dir als dein Patient anvertraut hat.
Und solange er mein Patient ist, kann ich dir nichts über ihn erzählen.«
»Hattest du davor je von ihm gehört? Oder von Terri Bridges?«
»Darauf darf ich antworten. Nein, niemals. Und ich möchte dich bitten, keine Informationen aus mir herauszulocken. Du kennst meine Grenzen. Du kanntest sie auch schon, als du mich heute Morgen angerufen hast.«
Benton öffnete eine Schublade und holte zwei Umschläge heraus, die er ihr über den Schreibtisch hinweg reichte.
»Ich wusste nicht, was bis zu deiner Ankunft geschehen würde«, meinte er. »Die Polizei hätte ja etwas finden und ihn verhaften können. Dann müssten wir dieses Gespräch jetzt nicht führen. Aber du hast recht. Im Moment sollte Oscar Banes Wohlbefinden bei dir an erster Stelle stehen. Du bist seine Ärztin. Das heißt jedoch nicht, dass du ihn wiedersehen musst.«
In dem einen Umschlag befand sich ein DNA-Bericht, im anderen eine Reihe von Tatortfotos.
»Berger wollte dir eine Kopie der DNA-Analyse zukom- men lassen. Die Fotos und der Polizeibericht sind von Mike Morales«, erklärte Benton.
»Kenne ich ihn?«
»Er ist noch nicht lange Detective. Du bist ihm noch nie begegnet, und vielleicht musst du es auch nicht. Offen gestanden halte ich ihn für ein Arschloch. Die Fotos vom Tatort hat er gemacht und auch den Bericht geschrieben. Die DNA stammt von Abstrichen, die Dr. Lester Terri Bridges' Leiche abgenommen hat. Es existiert eine zweite Fotoserie, die mir jedoch noch nicht vorliegt. Bei einer zweiten Durchsuchung der Wohnung heute Nachmittag wurden im Wandschrank gepackte Koffer entdeckt, in denen sich auch Terris Laptops befanden. Anscheinend wollte sie heute Morgen nach Arizona fliegen, um für ein paar Tage ihre Familie zu besuchen. Warum die gepackten Koffer im Schrank standen, weiß kein Mensch.«
Scarpetta dachte an Oscars Worte. Terri lasse keine Koffer herumstehen. Sie sei zwanghaft ordentlich gewesen, und Oscar möge keine Abschiede.
»Eine mögliche Erklärung ist, dass sie ungewöhnlich ordentlich war«, stellte Benton fest. »Vielleicht sogar zwanghaft. Du wirst verstehen, was ich meine, wenn du dir die Fotos anschaust.«

»Klingt plausibel«, erwiderte Scarpetta.

Er hielt ihrem Blick stand. Offenbar versuchte er herauszufinden, ob sie ihm gerade eine Information gegeben hatte. Scarpetta sah ihn schweigend an. Benton rief eine Nummer auf seinem Mobiltelefon auf und griff dann nach dem Hörer des Festnetzanschlusses, um Berger zu bitten, jemanden zu schicken, der die Proben abholte, die Scarpetta Oscar Bane abgenommen hatte.

Er lauschte eine Weile, blickte Scarpetta an und sagte dann zu Berger: »Da bin ich ganz deiner Ansicht. Schließlich steht es ihm frei zu gehen, und du weißt, was ich davon halte. Und nein, ich hatte noch keine Gelegenheit ... Ja, sie sitzt hier neben mir. Warum fragst du sie nicht selbst?«

Benton schob das Telefon in die Mitte des Schreibtisches und hielt Scarpetta den Hörer hin.

»Vielen Dank«, meinte Jaime Berger. Scarpetta überlegte,

wann sie zuletzt miteinander gesprochen hatten.

Vor fünf Jahren.

»Wie hat er sich verhalten?«, erkundigte sich Berger. »Sehr kooperativ.«

»Glaubst du, er bleibt, wo er ist?«

»Ich stecke ziemlich in der Zwickmühle.« Damit wollte sie klarmachen, dass sie nicht über ihren Patienten sprechen durfte.

»Ich verstehe.«

»Ich kann dir nur sagen«, fuhr Scarpetta fort, »dass es gut wäre, wenn du seine DNA so schnell wie möglich analysieren lässt. Das würde uns weiterhelfen.«

»Zum Glück gibt es derzeit genug Menschen auf der Welt, die sich förmlich um Überstunden reißen. Allerdings gehört Dr. Lester leider nicht dazu. Wenn ich dich schon mal an der Strippe habe, frage ich dich gleich direkt, damit Benton es nicht tun muss, sofern er es nicht schon erwähnt hat. Hättest du etwas dagegen, dir noch heute Abend Terri Bridges' Leiche anzusehen? Benton kann dir alles erklären. Dr. Lester ist auf dem Weg von New Jersey hierher. Tut mir leid, dass ich dich in diese unangenehme Sache verwickelt habe, und damit meine ich nicht den Besuch im Autopsiesaal.«

»Wenn es dich weiterbringt«, erwiderte Scarpetta.

»Wir können uns ja später ausführlicher unterhalten. Und wir sollten uns treffen. Vielleicht zu einem Abendessen im Elaine's«, sagte Berger.

Der Vorschlag, sich zum Essen zu treffen, war offenbar der Lieblingssatz von beruflich erfolgreichen Frauen wie ihnen. Bei ihrer ersten Begegnung vor acht Jahren war er auch gefallen. Damals war Berger als Sonderstaatsanwältin nach Virginia gerufen worden, und zwar wegen eines Falls, der sich als der belastendste in Scarpettas Leben entpuppen sollte. Auch bei ihrem letzten Treffen im Jahr 2003 hatten sie sich zum Essen verabredet. Sie waren beide in großer Sorge um Lucy gewesen, die gerade von einem Undercovereinsatz in Polen zurückgekehrt war. Bis heute kannte Scarpetta nur wenige Einzelheiten und wusste lediglich, dass Lucy in etwas Illegales und eindeutig moralisch Zweifelhaftes verwickelt war. Die Staatsanwältin hatte sich in ihrer New Yorker Penthousewohnung mit Scarpettas Nichte zusammengesetzt. Von dem Inhalt des Gesprächs hatte nie jemand erfahren.

Seltsamerweise kannte Berger Scarpetta besser als alle anderen Menschen, die ihr einfielen, obwohl sie nicht einmal eng befreundet waren. Dass sie sich je außerhalb der Arbeit sehen würden, war höchst unwahrscheinlich, ganz gleich, wie oft eine von ihnen auch vorschlagen mochte, zusammen essen oder ein Glas trinken zu gehen, was auch ernst gemeint war. Allerdings klappte es nie, was nicht nur daran lag, dass sie sich wegen ihres vollen Terminkalenders auseinandergelebt hatten. Mächtige Frauen waren meist einsam, da sie einander instinktiv misstrauten.

Scarpetta gab Benton den Hörer zurück.

»Wenn Terri zwanghaft war, wird uns ihre Leiche vielleicht ein paar Hinweise liefern«, stellte sie fest. »Offenbar bekomme ich nun die Gelegenheit, mich selbst zu vergewissern. Rein zufällig.«

»Ich wollte es dir gerade erzählen. Berger hat mich vorhin gebeten, dich zu fragen.«

»Da Dr. Lester bereits auf dem Weg in die Stadt ist, habe ich mich anscheinend einverstanden erklärt, bevor ich davon wusste.«

»Du kannst ja anschließend sofort abreisen und dich aus der Sache raushalten«, antwortete Benton. »Vorausgesetzt, Oscar Bane wird nicht angeklagt. Dann weiß ich nicht, wie deine Rolle aussehen wird. Das liegt in Bergers Hand.«

»Bitte sag mir jetzt nicht, dass dieser Mann einen Mord begangen hat, um mich auf sich aufmerksam zu machen.«

»Ich tappe absolut im Dunkeln, und die Sache wird immer mysteriöser. Nehmen wir zum Beispiel die DNA-Abstriche aus Terris Vagina. Schau sie dir an.«

Scarpetta zog den Laborbericht aus dem Umschlag und las ihn, während Benton ihr schilderte, was er von Berger über die Frau aus Palm Beach erfahren hatte.

»Und?«, fragte er. »Fällt dir eine Erklärung ein?«

»Was fehlt, ist Dr. Lesters Bericht darüber, welche Proben sie genommen hat. Du sagtest, vaginal.«

»Das habe ich von Berger.«

»Woher genau stammen sie? Das steht hier nirgendwo.

Also werde ich auch keine Vermutungen über die merkwürdigen Ergebnisse und ihre mögliche Bedeutung anstellen.« »Gut, dann erledige ich das. Verschmutzung«, entgegnete er. »Auch wenn ich nicht begreife, was eine alte Frau im Rollstuhl mit der Sache zu tun haben soll.«

»Hatte sie vielleicht Kontakt mit Oscar Bane?«

»Angeblich nein. Berger hat sie angerufen und sie gefragt.« Das Telefon läutete. Benton hob ab und lauschte eine geraume Weile. Seiner reglosen Miene war nichts zu entnehmen. »Ich halte das nicht für eine gute Idee«, meinte er schließlich zu dem Anrufer. »Tut mir leid, dass es passiert ist ... Natürlich bedauere ich angesichts ... Nein, genau aus diesem Grund wollte ich es dir nicht sagen ... Weil, nein, nicht auflegen. Hör mir mal einen Moment zu. Die Antwort lautet, dass ich ... Lucy, lass mich bitte ausreden. Ich erwarte nicht, dass du es verstehst, und wir können es im Moment nicht ausführlicher erörtern, weil ... Das ist doch wohl nicht dein Ernst ... Weil ... Wenn jemand keinen Ausweg mehr weiß ... Wir klären das. Ein andermal, einverstanden? Beruhige dich, wir unterhalten uns später.« Mit diesen Worten legte er auf.

»Was zum Teufel ist da los?«, erkundigte sich Scarpetta. »Was wollte Lucy? Was bedauerst du? Und wer wusste keinen Ausweg mehr?«

Bentons Gesicht war zwar blass, wirkte aber ruhig. »Manchmal hat sie nicht das geringste Gefühl für den passenden Ort und Zeitpunkt«, antwortete er. »Und einer ihrer Tobsuchtsanfälle würde mir jetzt gerade noch fehlen.« »Tobsuchtsanfall? Warum denn?« »Du weißt doch, wie sie sein kann.«

»Normalerweise hat sie allerdings einen guten Grund dafür.«

»Wir können das im Augenblick nicht ausführlich erörtern.« Dasselbe hatte er auch zu Lucy gesagt.

»Wie soll ich mich verdammt noch mal konzentrieren, nachdem ich dieses Telefonat mitgehört habe? Was können wir nicht erörtern?«

Er schwieg. Es gefiel ihr gar nicht, wenn er sich Bedenkzeit nahm, nachdem sie ihm eine Frage gestellt hatte.

»Gotham Gotcha«, erwiderte er schließlich - zu ihrer Überraschung und ihrem Ärger.
»Du wirst diesen Mist doch nicht etwa an die große Glocke hängen?«
»Hast du es gelesen?«
»Den Anfang. Im Taxi. Bryce meinte, es müsse sein.« »Kennst du den ganzen Text?«
»Der Taxifahrer hat mich unterbrochen, indem er mich auf die Straße gesetzt hat.« »Schau es dir an.«
Sie setzte sich neben ihn, während er etwas eintippte. »Das ist aber merkwürdig.« Benton runzelte die Stirn.
Auf der Website von Gotham Gotcha war entweder ein gewaltiger Programmierfehler aufgetreten - oder die ganze Seite war abgestürzt. Die Gebäude waren dunkel, der Himmel blinkte rot, und der riesige Weihnachtsbaum vor dem Rockefeller Center stand kopfüber im Central Park.
Ungeduldig fuhr Benton mit der Maus über das Pad und klickte immer wieder.
»Aus irgendeinem Grund ist die Seite total hinüber«, schimpfte er. »Doch leider kann man die verdammte Kolumne trotzdem noch aufrufen.«
Er bearbeitete die Tasten und tippte eine Suchanfrage ein. »Das Geschmier ist überall«, verkündete er.
Auf dem Bildschirm erschienen Hinweise auf Gotham Gotcha und auf Dr. Kay Scarpetta. Benton klickte eine Datei an und öffnete die Kopien nicht nur einer, sondern zweier Kolumnen, die jemand ausgeschnitten und auf eine forensische Fan-Website kopiert hatte. Das wenig schmeichelhafte Foto von Scarpetta flackerte über den Monitor. Sie und Benton musterten es eine Weile.
»Glaubst du, es ist in Charleston entstanden?«, erkundigte er sich. »Oder vielleicht in deinem neuen Büro? Gibt dir die Farbe des OP-Kittels irgendeinen Hinweis? Habt ihr in Watertown denn nicht dunkelrote Kittel?«
»Hängt davon ab, was die Wäscherei uns gerade liefert. Sie holen die Kittel ab und bringen uns saubere. Eine Woche sind sie petrolgrün, in der nächsten lila, blau oder dunkelrot. So ist es inzwischen in den meisten Instituten. Ich darf höchstens noch die Bitte äußern, dass ich keine niedlichen Dekors wie SpongeBob, die Simpsons oder Tom und Jerry wünsche. Das ist wirklich schon passiert. Ich kenne Forensiker, die die Dinger tragen, als wären sie Kinderärzte.«
»Und kannst du dich erinnern, ob dich jemand während einer Autopsie fotografiert hat? Vielleicht mit dem Mobiltelefon?«
Scarpetta überlegte angestrengt. »Nein«, erwiderte sie. »Denn wenn ich das gesehen hätte, hätte ich den Betreffenden gezwungen, das Foto zu löschen.«
»Sicher ist es passiert, nachdem du umgezogen warst und bei CNN angefangen hattest. Der Promi-Faktor. Möglicherweise war es ein Polizist, jemand von einem Bestattungsinstitut oder ein Sanitäter.«
»Das wäre gar nicht gut«, antwortete sie und dachte an Bryce. »Dann müsste ich nämlich einen meiner Mitarbeiter verdächtigen. Was soll dieses Geschreibsel über Schwester Polly? Wer ist Schwester Polly?«
»Keine Ahnung. Lies weiter. Dazu kommen wir noch.« Benton bewegte den Cursor zu dem Teil der ersten Kolumne, den er ihr zeigen wollte .
... und dennoch verbirgt sich hinter ihrer undurchdringlichen Fassade ein schmutziges Geheimnis, das sie sorgfältig hütet. Scarpetta mag in einer Welt aus Edelstahl leben, ist allerdings nicht so stählern, wie sie immer tut. Nein, sie ist schwach und eine Schande für ihr Geschlecht.
Dreimal dürfen Sie raten - sie hat sich vergewaltigen lassen.

Sie haben ganz richtig gelesen. Genau wie jede andere Frau, nur dass das Opfer diesmal selbst schuld ist. Sie hat es nicht anders gewollt. So lange hat sie ihren Mitstreiter im Kampf gegen das Verbrechen zurückgewiesen, beleidigt und erniedrigt, bis ihm in einer alkoholgeschwängerten Nacht in Charleston eine Sicherung durchgebrannt ist. Man muss den armen Pete Marino wirklich bedauern ...

Scarpetta kehrte zu ihrem Stuhl zurück. Gerüchte, schön und gut. Aber das hier war ein anderes Kaliber.

»Ich werde mir die Frage verkneifen, wie Menschen so gemein sein können«, sagte sie. »Das habe ich mir schon vor langer Zeit abgewöhnt. Ich bin nämlich endlich dahinter gekommen, dass die Antwort zwar eine Erklärung liefern würde, aber eigentlich keine Rolle spielt. Nur Ergebnisse zählen. Ich werde rauskriegen, wer das geschrieben hat, und den Verfasser verklagen.«

»Ich erspare mir den Rat, dass du es dir nicht so zu Herzen nehmen sollst.«

»Und damit hast du ihn mir gegeben. über den Vorfall kam nichts in den Nachrichten. Ich habe ihn nie gemeldet. Außerdem ist es nicht wahr. Das ist Verleumdung und wird ein gerichtliches Nachspiel haben.«

»Wen willst du denn vor den Kadi zerren? Einen anonymen Haufen Dreck aus dem Internet?«

»Lucy wird den Kerl schon aufspüren.«

»Apropos: Ich halte es nicht für einen Zufall, dass die Seite abgestürzt ist«, meinte Benton. »Wahrscheinlich ist das die beste Lösung. Vielleicht gelingt es dem Betreiber ja nicht, sie zu rekonstruieren.«

»Hast du sie etwa gebeten, die Seite abstürzen zu lassen?« »Du hast doch gerade unser Telefonat gehört. Natürlich nicht. Aber du kennst sie genauso gut wie ich. Es war doch klar, dass sie etwas unternehmen würde, und zwar etwas Wirkungsvolleres als eine Strafanzeige. Mit einer Klage wegen übler Nachrede hättest du keine Chance, weil du dem Verfasser dieser Kolumne die Lüge nicht nachweisen kannst. Es gibt für das, was geschehen oder nicht geschehen ist, keine Zeugen.«

»Das klingt ja fast, als ob du mir auch nicht glaubst.« »Kay.« Er sah ihr in die Augen. »Wir wollen uns nicht deswegen streiten. Allerdings wirst du dich auf eine Reaktion der Öffentlichkeit einrichten müssen. Die Leute wussten nichts. Nun sind sie im Bilde und werden Fragen stellen. Auch wegen dieses ... « - er las noch ein paar Zeilen - » ... anderen Mists. Klosterschule. Schwester Polly. Die Geschichte kenne ich noch nicht.«

Scarpetta überflog rasch den Text. »Es gibt keine Schwester Polly«, erwiderte sie. »Und der hier geschilderte Vorfall hat sich nie so abgespielt. Es war eine andere Nonne, und es fand eindeutig keine Sado-Maso-Szene im Badezimmer statt.«

»Sind auch Fakten dabei?«

»Ja. Miami. Das Stipendium. Die Klosterschule. Und die langjährige und schließlich tödliche Krankheit meines Vaters.« »Ich versuche herauszufinden, was stimmt und wer darüber im Bilde sein könnte. Wie viel davon allgemein bekannt ist.«

»Inzwischen offenbar alles. Nein, nichts davon, ganz gleich, ob wahr oder erlogen, war davor allgemein bekannt. Keine Ahnung, woher die Informationen stammen.«

»Die Lügen interessieren mich weniger«, antwortete er. »Sondern die Wahrheiten, die nun im Internet zu lesen sind. Gibt es eine öffentlich zugängliche Quelle, aus der dieser Schreiberling seinen Stoff bezieht? Denn wenn ich dich richtig verstehe und sich das nicht so verhält, leitet jemand in deinem näheren Umfeld die Informationen an den Schmierfinken weiter.«

»Marino«, erwiderte sie zögernd. »Er weiß mehr über mich als die meisten.«

»Insbesondere, was die Sache in Charleston angeht. Allerdings kann ich mir nicht vorstellen,

dass er das Wort benutzt hätte.« »Welches Wort, Benton?« Er antwortete nicht.
»Du schaffst es nicht einmal, es auszusprechen. Das Wort heißt Vergewaltigung. Auch wenn es gar nicht passiert ist.« »Woher soll ich das wissen?«, entgegnete er leise. »Das genau ist ja mein Problem. Ich bin auf das angewiesen, was du preisgeben willst.«

»Würdest du dich besser fühlen, wenn du zugeschaut hättest? «
»Herrgott!«

»Offenbar musst du jede Einzelheit kennen, um einen Schlussstrich ziehen zu können«, fuhr Scarpetta fort. »Und dabei bist du derjenige, der ständig predigt, dass das Ziehen eines Schlussstriches gar nicht möglich ist, übrigens eine Ansicht, die ich teile. Und nun haben dieser Schreiberling und die Person, die ihm die Informationen zuspielt, gewonnen. Und warum? Weil wir hier sitzen, uns streiten, einander misstrauen und uns immer mehr entfremden. In Wahrheit weißt du vermutlich mehr über die Angelegenheit als Marino, denn ich bezweifle, dass er sich noch sehr gut an sein Verhalten in der fraglichen Nacht erinnert. Hoffentlich, für ihn ist es bestimmt besser so.«
»Ich will nicht, dass wir uns voneinander entfernen, Kay.
Keine Ahnung, warum mich die Sache mehr quält als dich.«

»Doch, das weißt du ganz genau, Benton. Du fühlst dich noch ohnmächtiger als ich, weil du ihn nicht aufhalten konntest, während ich es geschafft habe, wenigstens einen Teil davon zu verhindern, nämlich, dass es zum Schlimmsten kam.«

Benton tat, als läse er die beiden Kolumnen noch einmal. In Wirklichkeit brauchte er nur Zeit, um sich wieder zu fassen.

»Was könnte er über den Zwischenfall in Florida wissen?«, fragte er. »Was hast du ihm über deine Kindheit erzählt? Oder - lass es mich anders ausdrücken - über den Teil, der wahr ist?« Er wies auf den Bildschirm. »Könnte er den von dir haben?«

»Marino kennt mich seit fast zwanzig Jahren und ist auch meiner Schwester und meiner Mutter begegnet. Natürlich hat er so auch etwas über mein Leben erfahren. Ich habe vergessen, was ich ihm alles gesagt habe, aber es ist in meinem Freundeskreis kein Geheimnis, dass ich in einem nicht sehr guten Viertel von Miami aufgewachsen bin, dass wir kein Geld hatten und dass mein Vater viele Jahre lang an Krebs litt und schließlich daran starb. Und dass ich eine ziemlich gute Schülerin war.« »Das Mädchen, das deine Bleistifte zerbrochen hat?« »Das ist ja albern.«
»Ich verstehe das als ja.«
»Da war wirklich ein Mädchen, das solche Sachen getan hat. Die Klassentyrannin. Ihren Namen habe ich vergessen.« »Hat eine Nonne dich geohrfeigt?«

»Weil ich das Mädchen zur Rede gestellt habe, worauf sie mich verpetzt hat, nicht umgekehrt. Dafür hat eine der Schwestern mich bestraft. Mehr nicht. Die pikante Szene im Badezimmer hat es nie gegeben. Ich finde dieses Gespräch absurd.«

»Ich habe geglaubt, alle Ereignisse in deinem Leben zu kennen, und es gefällt mir gar nicht, derartige Dinge im Internet lesen zu müssen. So absurd diese Geschichten auch klingen, sie werden sich überall verbreiten und tun es vermutlich schon. Du kannst der Sache nicht entrinnen, nicht einmal bei CNN, wo du Freunde hast. Sobald du das Studio betrittst, wird sich jemand verpflichtet fühlen, dich danach zu fragen. Wahrscheinlich wirst du dich daran gewöhnen müssen. Und ich auch.«

Scarpetta dachte nicht an den Skandal oder daran, wie sie sich an so etwas gewöhnen sollte, sondern grübelte über Marino nach.

»Offenbar hat Lucy bei ihrem Anruf vorhin über Marino gesprochen«, stellte sie fest.

Benton schwieg. Auch eine Antwort. Ja, anscheinend traf ihre Vermutung zu.

»Was hast du gemeint, als du sagtest, er habe sonst keinen Ausweg gewusst? Oder hast du von jemand anderem geredet? Du darfst in dieser Situation keine Geheimnisse vor mir haben.«

»In Lucys Augen ist sein Verhalten eine Art Fahrerflucht«, erwiderte Benton. Inzwischen hatte Scarpetta einen Riecher dafür, wenn er ihr auswich. »Weil er einfach verschwunden ist. Ich habe ihr schon tausendmal erklärt, dass jeder Mensch einen Ausweg sucht, wenn er seine Lage für hoffnungslos hält. Das ist sicher auch dir nicht neu. Du kennst die Geschichte. Und du kennst Lucy.«

»Welche Geschichte? Es hat sich niemand die Mühe gemacht, mich zu informieren. Eines Tages war er einfach weg. Allerdings habe ich nie angenommen, dass er sich umgebracht hat. Dazu ist er weder mutig noch dumm genug. Außerdem hat er eine schreckliche Angst davor, in die Hölle zu kommen. Er glaubt wirklich daran, dass es sie gibt, und stellt sie sich als realen Ort irgendwo im kochend heißen Erdkern vor, wo jeder, der dort landet, bis in alle Ewigkeit schmoren muss. Das hat er mir mehr als einmal im Suff gestanden. Deswegen wünscht er auch die Hälfte der Erdbevölkerung zum Teufel, nämlich weil er sich selbst entsetzlich davor fürchtet.«

Unendliche Trauer malte sich in Bentons Blick.

»Ich habe keine Ahnung, wovon du redest, und ich glaube dir kein Wort«, fuhr Scarpetta fort. »Da muss doch noch etwas passiert sein.«

Sie sahen einander an.

»Er ist hier«, entgegnete Benton schließlich. »Und zwar seit vergangenem Juli. Genauer gesagt, dem ersten Juliwochenende.«

Er erklärte ihr, dass Marino für Berger arbeitete, die nun in der Klatschkolumne gelesen habe, warum Marino wirklich aus Charleston geflüchtet sei. Bei seiner Einstellung habe sie nichts von dieser unschönen Angelegenheit geahnt. Lucy wisse es deshalb, weil Berger ihr es gerade eben erzählt habe.

»Darum hat Lucy vorhin angerufen«, sprach er weiter. »Und da ich dich gut kenne, nehme ich an, du hättest gewollt, dass ich Marino trotz allem, was geschehen ist, helfe. Außerdem wärst du sicher damit einverstanden gewesen, dass ich seinem Wunsch entspreche, eine Therapie machen und noch einmal neu anfangen zu können, ohne dass du davon erfährst.«

»Du hättest mir schon vor langer Zeit reinen Wein einschenken müssen.«

»Das durfte ich nicht. Der Fall liegt ganz ähnlich wie bei dir und Oscar Bane. Die ärztliche Schweigepflicht. Marino hat mich kurz nach seinem Verschwinden aus Charleston im McLean angerufen und mich gebeten, ihm einen Therapieplatz zu besorgen. Er wollte außerdem, dass ich mich mit seiner dortigen Therapeutin kurzschließe und die Behandlung sozusagen leite.«

»Und dann hast du ihn bei Jaime Berger untergebracht?

Musste das ebenfalls geheim bleiben? Was hat denn das mit der ärztlichen Schweigepflicht zu tun?«

»Er hat mich ausdrücklich darum gebeten.«

Benton klang zwar, als wäre er seiner Sache sicher, doch der Ausdruck in seinen Augen strafte diese Gewissheit Lügen.

»Hier geht es nicht um die ärztliche Schweigepflicht oder darum, was für ein netter Kerl du bist«, gab Scarpetta zurück. »Es steckt etwas völlig anderes dahinter. Deine Begründungen sind deshalb so unglaubwürdig, weil er unmöglich für Jaime Berger arbeiten kann, ohne dass ich es irgendwann rauskriege, wie es ja jetzt geschehen ist.«

Scarpetta begann, den Polizeibericht durchzublättern, weil sie Benton nicht anschauen wollte. Sie spürte die Gegenwart einer dritten Person hinter sich, bevor diese das Wort ergriff, drehte sich um und betrachtete erschrocken den Mann, der auf Bentons Türschwelle stand.

Mit seiner schlabberigen Rapperkleidung, den dicken Goldketten und den unzähligen Zöpfchen sah der Fremde aus, als wäre er gerade aus dem Gefängnistrakt entflohen. »Kay, ich glaube, du kennst Detective Morales noch nicht«, sagte Benton in ziemlich ungnädigem Ton.
»Ich wette, Sie erinnern sich nicht mehr, aber wir wären uns einmal fast vorgestellt worden«, entgegnete Morales, trat selbstbewusst ein und musterte Scarpetta von Kopf bis Fuß. »Tut mir leid.« Scarpetta war sicher, diesen Mann noch nie gesehen zu haben, und hielt ihm auch nicht die Hand hin. »Am letzten Labor-Day-Wochenende im Leichenschauhaus«, erwiderte er.

Er strahlte eine Anspannung aus, die sie nervös machte und ein Gefühl der Beklommenheit in ihr auslöste. Offenbar dachte und handelte er schnell und neigte dazu, andere nach seiner Pfeife tanzen zu lassen.

»Sie standen ein paar Tische weiter und waren mit dem Typen beschäftigt, den der East River bei Ward's Island an Land gespült hatte«, fuhr er fort. »Ich merke schon, Sie haben es vergessen. Die Frage damals war, ob der Bursche lebensmüde war und von der Fußgängerbrücke gesprungen ist oder ob jemand seine Reise ins Jenseits beschleunigt hatte. Vielleicht hatte er ja auch einen Herzinfarkt und ist ins Wasser gestürzt. Lester war für den Fall zuständig. Wie sich herausstellte, hatte sie Tomaten auf den Augen, denn sie hat die verräterischen farnartigen Spuren an seinem Körper übersehen. Arborisierung nach einem Blitzschlag. Den hatte sie nämlich bereits ausgeschlossen, weil seine Socken und Schuhe nicht angesengt waren. Sie haben ihr mit einem Kompass vorgeführt, dass die Gürtelschließe des Toten magnetisch war, ein typisches Zeichen für einen Blitzschlag, richtig? Aber es ist verständlich, dass Sie sich nicht an mich erinnern. Ich war nur kurz da, um ein paar Kugeln abzuholen, die ins Labor mussten.«

Er zog ein Beweissicherungsformular aus der Gesäßtasche seiner auf halbmast hängenden Hose und fing an, es auszufüllen. Als er sich über den Schreibtisch beugte, streifte sein Ellbogen beim Schreiben ihre Schulter, so dass sie ihren Stuhl ein Stück wegrücken musste. Dann reichte er ihr das Formular und den Stift, damit sie die restlichen Daten eintragen und unterschreiben konnte. Schließlich nahm er die Beutel mit den an Oscar Banes Körper sichergestellten Proben und ging.

»Man braucht wohl nicht eigens zu sagen, dass Berger mit ihm alle Hände voll zu tun hat«, stellte Benton fest.
»Ist er in ihrem Team?«
»Nein, auch wenn das die Sache für sie erleichtern würde.
Dann könnte sie ihn nämlich zumindest ein bisschen an die Kandare nehmen«, antwortete Benton. »Der Kerl ist allgegenwärtig. Sobald es einen medienwirksamen Fall gibt, steht er auf der Matte. Zum Beispiel bei dem Tod durch Blitzschlag, von dem er gerade gesprochen hat. Ach, noch etwas, er wird dir vermutlich nicht verzeihen, dass du ihn vergessen hast. Deshalb hat er es auch dreimal erwähnt.«

13

Benton lehnte sich schweigend in seinem Kunstledersessel zurück, während Scarpetta auf der anderen Seite des zerschrammten Schreibtisches über den Papieren brütete.

Er liebte ihre gerade Nase, den markanten Kiefer, die hohen Wangenknochen und ihre bedächtigen und dennoch anmutigen Bewegungen, selbst wenn sie nur eine Kleinigkeit tat, wie eine Seite umzublättern. Für ihn sah sie noch genauso aus wie bei ihrer ersten Begegnung, als sie plötzlich auf der Schwelle des Konferenzraums gestanden hatte. Das blonde Haar zerzaust, das Gesicht ungeschminkt und die Taschen ihres langen weißen Laborkittels vollgestopft mit Stiften, Papiertaschentüchern und rosafarbenen Telefonnotizen von Menschen, die sie aus Zeitmangel noch nicht zurückgerufen hatte, es aber sicher bald tun würde.

Er hatte auf den ersten Blick erkannt, dass sie trotz ihrer Durchsetzungsfähigkeit und Ernsthaftigkeit auch rücksichtsvoll und gütig sein konnte. Das hatte er an jenem Tag in ihren Augen gelesen, und nun spürte er es wieder, obwohl sie beschäftigt war und er sie - nicht zum ersten Mal - gekränkt hatte. Er konnte sich ein Leben ohne sie nicht vorstellen, und der Hass traf ihn wie ein spitzer Pfeil. Hass auf Marino. Das Thema, mit dem Benton sich schon sein ganzes Erwachsenenleben lang befasste, war nun in sein Zuhause eingedrungen. Marino hatte den Feind hereingelassen, und Benton wusste nicht, wie er ihn wieder verscheuchen sollte.

»Wann war die Polizei am Tatort? Und warum starrst du mich so an?«, fragte Scarpetta, ohne den Kopf zu heben. »Etwa um Viertel nach sechs. Ich habe einen Fehler gemacht. Bitte sei mir nicht böse.«

»Wie wurde sie verständigt?« Sie blätterte eine Seite um. »Über die Notrufzentrale. Oscar Bane behauptet, er habe Terris Leiche gegen fünf gefunden, hat jedoch erst um sechs die Polizei gerufen. Genau gesagt, um neun nach sechs. Die Beamten waren etwa fünf Minuten später da.«

Als sie nichts erwiderte, griff er nach einer Büroklammer und begann, sie zu verbiegen. Normalerweise fingerte er nicht an Gegenständen herum.

»Die Haustür war abgeschlossen«, fuhr er fort. »In dem Haus befinden sich noch drei weitere Wohnungen, aber es war niemand da, und es gibt auch keinen Portier. Da die Polizisten nicht ins Haus konnten, die Wohnung jedoch im Parterre liegt, sind sie um das Gebäude herumgegangen, haben in die Fenster geschaut und durch einen Spalt im Vorhang Oscar Bane auf dem Badezimmerboden sitzen gesehen. Er hielt eine Frau in den Armen. Sie war mit einem blauen Handtuch zugedeckt. Er weinte bitterlich, drückte sie an sich und streichelte sie. Die Polizisten haben so lange an die Scheibe geklopft, bis er sie bemerkt und hereingelassen hat.«

Sein Tonfall klang mechanisch. Er fühlte sich benommen und ein wenig durcheinander, vermutlich weil er unter großem Druck stand. Während er weiter an der Büroklammer herumbog, beobachtete er sie.

»Und was geschah dann?«, erkundigte sie sich nach einer langen Pause und hob den Kopf. »Hat er mit ihnen geredet?« Sie vergleicht Oscars Aussage mit dem Polizeibericht, dachte er. Sie will herausfinden, ob sich meine Informationen mit dem decken, was Oscar ihr erzählt hat. Sie verhält sich so kühl und unpersönlich, weil sie mir nicht verzeihen kann.

»Es tut mir leid. Bitte sei mir nicht böse«, wiederholte er. Sie hielt seinem Blick stand. »Mich wundert, dass sie nur einen BH und einen Bademantel anhatte. So würde man doch keinem Fremden die Tür aufmachen.«

»Wir können jetzt nicht darüber sprechen.« Damit meinte Benton ihre Beziehung. »Wollen wir es auf später verschieben?«

Diesen Satz benutzten sie immer, wenn private Probleme zum falschen Zeitpunkt und am falschen Ort auftraten. Ihr nachdenklicher Blick und ihre Augen, die nun noch blauer wirkten, verrieten ihm, dass sie einverstanden war. Sie war bereit, das Gespräch zu vertagen, weil sie ihn liebte, obwohl er es nicht verdient hatte.

»Wie sie bekleidet war, als sie die Tür aufmachte, ist eine interessante Frage«, stellte er fest. »Dazu habe ich auch noch ein paar Anmerkungen zu machen.«

»Wie genau hat Oscar Bane sich verhalten, als die Polizisten die Wohnung betraten?«, wollte sie wissen.

»Er weinte, konnte sich kaum auf den Beinen halten und schrie herum. Ständig wollte er zurück ins Bad laufen, so dass zwei Beamte ihn festhalten mussten, während sie versuchten, seine Aussage aufzunehmen. Er gab an, er habe die Plastikfessel aufgeschnitten. Sie lag auf dem Badezimmerboden neben einer Schere, die seinen Worten nach aus dem Messerblock in

der Küche stammte.«
»Hat er das Wort Plastikfessel benutzt? Oder waren es die Polizisten? Es ist wichtig, wer das Wort zuerst in den Mund genommen hat.«
»Keine Ahnung.«
»Aber jemand muss es doch wissen.«
Benton verbog die Büroklammer zu einer Acht, so als fühlte er sich nicht wohl bei dem Gedanken, ihr Gespräch auf später zu verschieben. Irgendwann würden sie reden müssen, auch wenn Worte einen Vertrauensbruch ebenso wenig heilen konnten wie einen Beinbruch. Lügen und wieder Lügen. Sein ganzes Leben drehte sich um die Notwendigkeit zu lügen, alles gut gemeint oder aus beruflichen Gründen notwendig. Und deshalb stellte Marino eine Bedrohung dar. Sein Verhältnis zu Scarpetta hatte nie auf Unwahrheiten basiert. Sein Übergriff auf sie hatte nicht Verachtung und Hass ausdrücken oder sie demütigen sollen. Marino hatte nur versucht, sich zu nehmen, wonach er sich sehnte. Und da sie es ihm nicht geben wollte, war es seine einzige Möglichkeit gewesen, die unerfüllte Liebe in sich abzutöten, die er nicht mehr ertrug. Also war der Verrat an ihr gewissermaßen ein Akt der Aufrichtigkeit.
»Wir haben auch keine Ahnung, was aus der Würgefessel geworden ist, mit der sie erdrosselt wurde«, sagte Benton. »Offenbar hat der Täter die Mordwaffe anschließend von ihrem Hals entfernt und mitgenommen. Die Polizei geht von einer weiteren Plastikfessel aus.«
»Warum?«
»Weil es merkwürdig wäre, zwei verschiedene Fesselungswerkzeuge zu ein und demselben Tatort mitzubringen«, erwiderte Benton.
Er bog die nun wieder gerade Büroklammer hin und her, bis sie zerbrach.
»Und natürlich nimmt man an, dass die Fessel oder die Fesseln vom Mörder stammen, weil man so etwas normalerweise nicht zu Hause herumliegen hat.«
»Weshalb hat er die Plastikfessel von ihrem Hals entfernt und die an den Handgelenken nicht? Falls es so gewesen ist«, wandte sie ein.
»Wir wissen nicht, was im Kopf des Täters vorging. Bis auf die Indizien haben wir nicht viel vorzuweisen. Vermutlich wundert es dich nicht, dass sie Oscar Bane für den Mörder halten.«
»Mit welcher Begründung?«
»Entweder hatte der Täter einen Schlüssel, oder sie hat ihn hereingelassen. Und wie du bereits festgestellt hast, trug sie nur einen Bademantel und nicht viel darunter. Was sagt uns das? Warum war sie so unvorsichtig und vertrauensselig? Woher wusste sie, wem sie die Haustür öffnete? Es gibt dort weder eine Überwachungskamera noch eine Gegensprechanlage. Das deutet meiner Ansicht nach darauf hin, dass sie jemanden erwartete. Nach Einbruch der Dunkelheit, als im ganzen Gebäude niemand zu Hause war, hat sie erst die Eingangstür und dann ihre Wohnungstür aufgemacht. Oder ein anderer hat es getan. Gewaltverbrecher haben eine Schwäche für Feiertage. Jede Menge Symbolik und wenige Zeugen. Falls Oscar Bane sie gestern getötet hat, war es der optimale Zeitpunkt, um einen Mord zu begehen und den Tatort zu manipulieren.«
»Vermutlich fasst du damit den Standpunkt der Polizei zusammen.«
Sie vergleicht schon wieder, dachte Benton. Was weiß sie? »Für die Polizei ist das die plausibelste Erklärung«, antwortete er.
»War die Wohnungstür offen oder abgeschlossen, als die Polizei eintraf?«
»Oscar Bane hat die Tür, nachdem er die Wohnung betreten hatte, abgeschlossen. Seltsam ist nur, dass er die Haustür nicht geöffnet oder mit einem Türstopper blockiert hat, nachdem er den Notruf abgesetzt hatte. Wie sollte die Polizei denn seiner Ansicht nach ins Haus kommen?«
»Ich finde das gar nicht seltsam. Ganz gleich, was er getan oder nicht getan hat, war er

vermutlich in Panik.« »Weshalb?«
»Wenn er nicht der Täter ist, könnte er befürchtet haben, dass der Kerl zurückkehrt.«
»Und wie hätte der Täter ins Haus gelangen sollen? Ohne Schlüssel?«
»Menschen, die in Panik sind, vergessen solche Kleinigkeiten häufig. Wenn man sich fürchtet, ist die Tür abzuschließen das Erste, was einem einfällt.«
Sie überprüft Oscars Version der Dinge. Sicher hat er ihr erzählt, er hätte aus Angst die Tür von Terris Wohnung abgeschlossen.
»Wie lauteten seine genauen Worte, als er die Polizei anrief? «, fragte sie.
»Hör es dir selbst an«, erwiderte Benton.
Die CD hatte er bereits in den Computer eingelegt. Er öffnete eine Audiodatei und regulierte die Lautstärke:
Leitstelle: »Notrufzentrale. Um welche Art von Notfall handelt es sich?«
Bane (hysterisch): »Polizei ... ! Meine Freundin ... !« Leitstelle: »Schildern Sie mir das Problem, Sir.«
Bane (kaum zu hören): »Meine Freundin ... als ich in die Wohnung kam ... !«
Leitstelle: »Sir, was ist passiert?«
Bane (schreiend): »Sie ist tot! Sie ist tot! Jemand hat sie umgebracht! Sie wurde erwürgt!«
Leitstelle: »Erwürgt?«
Bane: »Ja!«
Leitstelle: »Wissen Sie, ob sich der Täter noch im Haus aufhält?«
Bane (weint, ist kaum zu verstehen): »Nein ... Sie ist tot!«
Leitstelle: »Wir schicken Ihnen sofort einen Streifenwagen. Bleiben Sie bitte, wo Sie sind, okay?«
Bane (weint, stammelt): »Diese Leute ... «
Leitstelle: »Diese Leute? Ist jemand bei Ihnen?«
Bane: »Nein ... « (Rest nicht zu verstehen.)
Leitstelle: »Bleiben Sie am Apparat. Die Polizei ist gleich da. Was ist geschehen?«
Bane: »Als ich kam, lag sie auf dem Boden ... « (Rest nicht zu verstehen.)
Benton schloss die Datei. »Dann hat er aufgelegt und ging nicht mehr ran, als die Leitstelle ihn zurückrief. Wenn er am Apparat geblieben wäre, hätte es die Cops weniger Zeit und Mühe gekostet, die Wohnung zu betreten. So mussten sie um das ganze Gebäude herumlaufen und ans Fenster klopfen.«
»Er klingt, als hätte er wirklich Angst und sei völlig außer sich«, stellte Scarpetta fest.
»Das war bei Lyle Mendez auch so, als er die Polizei anrief, um den Mord an seinen Eltern zu melden. Und wir wissen, wie diese Geschichte endete.«
»Nur, weil die Mendez-Brüder ... «, setzte sie an.
»Schon gut, ich weiß, das bedeutet nicht zwangsläufig, dass Oscar Bane Terri Bridges umgebracht hat. Aber wir haben auch keine Beweise für das Gegenteil«, entgegnete Benton.
»Und wie erklärst du dir, dass er diese Leute gesagt hat? Das klingt für mich, als ob er andeuten wollte, Terri sei von mehreren Personen umgebracht worden«, wandte Scarpetta ein.
»Das war offensichtlich seine Paranoia«, erwiderte Benton.
»Und die hat er meiner Ansicht nach wirklich. Allerdings spricht das in den Augen der Polizei nicht unbedingt für seine Unschuld. Paranoiker bringen gerade wegen ihres Verfolgungswahns andere Menschen um.«
»Ist das wirklich deine Meinung?«, fragte Scarpetta. »Glaubst du, dass wir es mit einer Beziehungstat zu tun haben?«
Sie glaubt es nicht, dachte Benton. Sie hat eine andere Theorie. Was hat Oscar ihr erzählt?

»Ich kann nachvollziehen, wie die Polizei darauf kommt«, antwortete er. »Allerdings hätte ich gern richtige Beweise.« »Was wissen wir sonst noch?«

»Sobald sie die Wohnung verlassen hatten, hat Oscar sich geweigert zu kooperieren«, merkte Benton an.

Er warf die zerbrochene Büroklammer in den Papierkorb. »Denn zu diesem Zeitpunkt«, fuhr Benton fort, »wollte er nur noch ins Bellevue. Er hat darauf bestanden, ausschließlich mit mir zu sprechen. Danach hat er verlangt, dass du herkommst. Und jetzt sitzen wir hier.«

Er griff sich die nächste Büroklammer. Scarpetta beobachtete, wie er sie verbog.

»Und was hat er der Polizei vorher in der Wohnung erzählt? «, erkundigte sie sich.

»Dass bei seiner Ankunft nirgendwo Licht gebrannt hätte.

Er habe die Haustür aufgeschlossen und dann an der Wohnungstür geklingelt. Diese sei von einem Mann aufgerissen worden, der ihn angegriffen habe. Danach sei dieser aber geflohen. Oscar habe die Wohnungstür abgeschlossen, überall Licht gemacht, sich umgesehen und die Leiche im Badezimmer gefunden. Ohne Würgefessel um den Hals. Er habe jedoch einen rätlichen Striemen bemerkt.«

»Und obwohl er wusste, dass sie tot war, hat er eine Ewigkeit gewartet, bevor er die Polizei verständigt hat. Warum? Welchen Grund könnte er in deinen Augen gehabt haben?«, wollte Scarpetta wissen.

»Er hat das Zeitgefühl verloren. Er war außer sich. Genaueres kann niemand sagen. Allerdings ist das kein ausreichender Grund für eine Festnahme. Das bedeutet jedoch nicht, dass die Cops ihm nicht gern den Wunsch erfüllt haben, ihn einzusperren. Dass er ein muskelbepackter Zwerg ist, der den Großteil seines Lebens beruflich und privat im Internet verbringt, macht ihn noch zusätzlich verdächtig.«

»Du weißt, was er von Beruf ist? Was sonst noch?« »Eigentlich sind wir gut über ihn informiert - mit Ausnahme der Dinge, die er uns verschweigt. Was ist mit dir?« Er misshandelte weiter die Büroklammer. »Irgendwelche Vorschläge?«

»Ich hatte schon öfter mit Fällen zu tun, bei denen nicht sofort die Polizei gerufen wurde«, begann sie. »Zum Beispiel, wenn der Täter Zeit brauchte, um den Tatort zu manipulieren. Manchmal wollte die Person, die die Leiche gefunden hat, auch verschleiern, was wirklich geschehen war. Aus Verlegenheit. Scham. Wegen der Lebensversicherung. Oder weil der Tote bei einem erotischen Spiel erstickt ist. Häufig handelt es sich um Unfälle. Die Mutter kommt ins Zimmer und sieht ihren Sohn in schwarzem Leder, mit Maske, in Ketten und mit Klammern an den Brustwarzen. Oder in Frauenkleidern. Er hängt an einem Deckenbalken. Überall liegen Pornos herum. Sie möchte nicht, dass andere Menschen ihn so in Erinnerung behalten, und holt erst Hilfe, nachdem sie die Beweise beseitigt hat.«

»Hast du noch eine Theorie auf Lager?«

»Der Betreffende ist so erschüttert, dass er den geliebten Menschen nicht gehen lassen will. Er verbringt Zeit mit der Leiche, streichelt sie, hält sie in den Armen, deckt sie zu, falls sie nackt ist, nimmt ihr die Fesseln ab und macht sie wieder zu dem, was sie einmal war, als könnte er sie so zurückholen.«

»So ähnlich hat Oscar Bane sich verhalten«, stellte Benton fest.

»Ich hatte einmal einen Fall, in dem ein Mann seine Frau tot im Bett gefunden hat. Eine Überdosis. Er hat sich zu ihr gelegt, sie ihm Arm gehalten und erst die Polizei gerufen, als die Leichenstarre einsetzte und sie schon kalt war.«

Benton musterte sie eine Zeitlang. »Reue nach häuslicher Gewalt. Mann tötet Frau. Kind tötet Mutter. Anschließend starke Schuldgefühle, Trauer und Panik. Verständigt nicht sofort die Polizei, sondern umarmt die Leiche, liebkost sie, spricht mit ihr, weint. Etwas Kostbares ist

unwiederbringlich zerstört worden. Alles ist anders. Ein Mensch ist für immer verloren.«

»Dieses Verhalten passt eher zu einem Verbrechen aus Leidenschaft«, wandte sie ein. »Nicht, wenn Vorsatz im Spiel ist. Dieser Mord scheint mir jedoch keine Tat im Affekt zu sein. Wenn ein Täter seine eigene Waffe und Fesselungswerkzeuge wie Isolierband oder Plastikfesseln mitbringt, muss man von Vorsatz ausgehen.«

Benton stach sich versehentlich mit der verbogenen Büroklammer in den Finger, betrachtete den Blutstropfen und leckte ihn ab.

»Wir sollten die Wunde besser reinigen und ein Pflaster draufkleben ... «

»Kay, ich möchte dich nicht in die Sache hineinziehen.« »Aber das hast du doch schon getan. Oder es zumindest zugelassen.« Sie musterte seinen Finger. »Am besten lässt du es einfach bluten.«

»Ich wollte nicht, dass du etwas mit der Angelegenheit zu tun hast. Ich hatte keine andere Wahl.«

Er wollte hinzufügen, dass er nicht vorhatte, über sie zu bestimmen, doch das wäre wieder gelogen gewesen. Sie reichte ihm ein paar Papiertaschentücher über den Schreibtisch.

»Wie immer mag ich es gar nicht, wenn du in meiner Welt bist, nicht in deiner«, sagte er. »Eine Leiche wirft sich dir nicht an den Hals und entwickelt keine Gefühle für dich. Zu einem Toten kannst du keine Beziehung aufbauen. Wir sind schließlich keine Roboter. Ein Kerl hat jemanden zu Tode gefoltert, und ich sitze ihm am Tisch gegenüber. Er ist ein menschliches Wesen mit einer Persönlichkeit und auch mein Patient. Außerdem hält er mich für seinen besten Freund, bis er meine Aussage vor Gericht hört, er sei in der Lage, Gut und Böse zu unterscheiden. Anschließend landet er im Gefängnis oder, je nach Bundesstaat, in der Todeszelle. Meine Gedanken und Gefühle spielen dabei keine Rolle. Ich mache nur meine Arbeit. Ich habe mich im Sinne des Gesetzes richtig verhalten. Allerdings wird mein Beruf durch dieses Wissen nicht weniger belastend.«

»Uns fehlt die Erfahrung, wie es ist, nicht belastet zu sein«, erwiderte sie.

Als er auf seinen Finger drückte, verfärbte sich das Papiertaschentuch rot. Über den Schreibtisch hinweg betrachtete er ihre gestrafften Schultern, ihre Hände, die so kräftig zupacken konnten, und ihre weiblichen Rundungen unter dem Hosenanzug. Er begehrte sie. Nur wenige Türen von einem Gefängnisflur entfernt, spürte er Erregung. Zu Hause hingegen berührte er sie nur selten. Was war nur los mit ihm? Es war, als hätte er einen Unfall gehabt und wäre anschließend falsch zusammengeflickt worden.

»Flieg zurück nach Massachusetts, Kay«, meinte er. »Falls er unter Anklage gestellt wird und man dich vorlädt, kommst du wieder, und wir stellen uns den Tatsachen.«

»Ich werde nicht vor Marino davonlaufen«, protestierte sie. »Ich gehe ihm nicht aus dem Weg.«

»So habe ich es nicht gemeint.« Doch, das hatte er. »Ich mache mir eher Sorgen wegen Oscar Bane. Er könnte jeden Moment hier herausspazieren, und ich möchte, dass du dann so weit weg wie möglich bist.«

»In Wirklichkeit willst du nur verhindern, dass ich Marino in die Arme laufe.«

»Ich weiß nicht, warum du ihm unbedingt begegnen willst.« Er fühlte sich wie betäubt. Seine Stimme klang hart. »Ich habe nie behauptet, dass ich das will. Aber ich werde mich auch nicht davor drücken. Im Gegensatz zu ihm mache ich mich nicht feige aus dem Staub.«

»Hoffentlich muss ich mich bald nicht mehr mit dieser Sache befassen«, entgegnete Benton. »Denn eigentlich ist es die Aufgabe der New Yorker Polizei. Im McLean staut sich die Arbeit. Niemand zwingt dich, dem hiesigen Gerichtsmedizinischen Institut zu helfen. Warum solltest du wieder einmal für Dr. Lester die Kastanien aus dem Feuer holen?«

»Du verlangst doch nicht im Ernst, dass ich mich drücke und Berger sitzen lasse, obwohl sie mich um Unterstützung gebeten hat. Die letzte Maschine geht um neun. Die erwische ich sowieso nicht mehr. Das weißt du genau. Warum sagst du dann so etwas?«
»Lucy könnte dich mit dem Hubschrauber heim fliegen.« »Es schneit zu Hause. Die Sichtweite beträgt vermutlich etwa einen halben Meter.«
Als sie ihn musterte, hatte er Mühe, zu verhindern, dass sie seine Gefühle in seinen Augen las. Er begehrte sie, und zwar hier und jetzt in seinem Büro. Und wenn sie das bemerkt hätte, hätte sie es sicher als abstoßend empfunden. Sie wäre vermutlich zu dem Schluss gekommen, er habe zu viele Jahre in der Gesellschaft von Perversen jedweder Couleur verbracht, was schließlich auf ihn abgefärbt habe.
»Ich vergesse immer, dass das Wetter dort anders ist«, antwortete er.
»Ich bleibe hier.«
»Gut, dann muss ich mich wohl damit abfinden. Gepäck hast du ja genug mitgebracht.«
Ihre Koffer standen an der Tür.
»Essen«, erwiderte sie. »Auch wenn du mich noch so gern in ein romantisches Restaurant einladen möchtest, essen wir heute zu Hause. Falls wir jemals nach Hause kommen.«
Sie blickten einander in die Augen. Sie hatte ihm gerade eine unausgesprochene Frage gestellt.
»Meine Gefühle für dich haben sich nicht geändert«, entgegnete er. »Wenn du nur wüsstest, was manchmal in mir vorgeht. Ich rede nur nicht darüber.«
»Vielleicht solltest du das aber.«
»Das tue ich doch gerade.«
Sie spürte, dass er sie in diesem Moment begehrte, und reagierte nicht mit Abscheu. Vielleicht empfand sie ja genauso. Es war so leicht für ihn, zu vergessen, dass sie aus einem ganz bestimmten Grund so korrekt war. Die Wissenschaft erfüllte für sie die Funktion einer Leine, an die sie das wilde Tier in sich legte, um es ausführen, verstehen und bändigen zu können.
»Meiner Ansicht nach ist es ein sehr wichtiger Aspekt dieses Falls, dass Terri Bridges im Badezimmer ermordet wurde«, sagte sie. »Die Frage ist, warum wir so sicher sind, dass es dort geschehen ist.«
»Die Polizei hat nirgendwo sonst in der Wohnung Hinweise auf die Tat gefunden. Auch nichts, was darauf hindeutet, dass die Leiche erst nach dem Mord ins Badezimmer geschafft wurde.«
»Was meinst du damit, nichts deute darauf hin, dass ihre Leiche bewegt worden sei?«
»Keine Ahnung. Ich gebe hier nur Morales' Meinung wieder.«
»Woher sollen diese Hinweise auch kommen?«, wandte Scarpetta ein. »Wenn sie noch keine zwei Stunden tot war, verrät ihre Leiche nicht viel. Die volle Entwicklung von Totenflecken und Leichenstarre dauert normalerweise mindestens sechs Stunden. War sie noch warm?«
»Oscar Bane sagte, er habe ihr bei seiner Ankunft den Puls gefühlt. Sie sei noch warm gewesen.«
»Wenn Oscar Bane also nicht der Täter ist, muss der Mörder kurz vor seinem Eintreffen die Wohnung verlassen haben. Was für ein Zufall und ein gewaltiges Glück für den Mörder, dass er bei seiner Tat nicht gestört wurde. Nur ein paar Minuten früher, und Oscar Bane hätte ihn ertappt. Vorausgesetzt, dass Oscar und der Täter nicht ein und dieselbe Person sind.«
»Vorausgesetzt«, wiederholte Benton. »Allerdings bleibt die Frage, wie jemand annehmen konnte, dass Terri am Silvesterabend allein zu Hause sein würde. Außer, sie wurde willkürlich als Opfer ausgesucht. Ihre Wohnung war die einzige in dem sonst dunklen Gebäude, in der Licht brannte. Und das, obwohl die meisten Menschen um diese Jahreszeit den ganzen Tag Licht machen. Oder zumindest um vier, wenn die Sonne untergeht. Wurde Terri vielleicht doch

von einem Fremden umgebracht?«
»Was ist mit einem Alibi? Weißt du, ob Oscar Bane eines hat?«
Sie sah zu, wie er so viel Blut wie möglich aus seinem Finger drückte.
»Ich überlege gerade, wann du deine letzte Tetanusspritze bekommen hast«, sagte sie.

14

Es war nicht schwierig, im Archiv der New Yorker Polizei die beiden Fälle zu finden, die Morales erwähnt hatte. Die damals zuständigen Ermittler an die Strippe zu kriegen entpuppte sich hingegen als ein wenig langwieriger.

Marino stand gerade in seiner Wohnung und zog den Mantel aus, als um zwanzig nach sechs sein Mobiltelefon läutete. Die Frau stellte sich mit dem Namen Bacardi vor, wie der Rum, den er früher gern, gemischt mit Dr.-Pepper-Kirschlimonade, getrunken hatte. Er rief sie über das Festnetz zurück, fasste den Fall Terri Bridges kurz zusammen und fragte sie, ob Oscar Bane oder jemand, auf den seine Beschreibung passte, im Sommer 2003, dem Zeitpunkt des Mordes, in Baltimore und Umgebung gesichtet worden sei.

»Bevor wir zur Treibjagd blasen«, gab Bacardi zurück, »würde mich interessieren, warum Sie einen Zusammenhang zwischen den beiden Fällen vermuten.«

»Es war nicht meine Idee, sondern die meines Kollegen Mike Morales, der Übereinstimmungen in unserer Datenbank gefunden hat. Kennen Sie ihn?«
»Nicht dass ich wüsste. Also ist es nicht auf ihrem Mist gewachsen. Offenbar haben Sie nicht gerade viel Material.« »Mag sein«, erwiderte Marino. »Allerdings gibt es in Ihrem und in meinem Fall Ähnlichkeiten in der Vorgehensweise.
Dasselbe gilt für den Fall in Greenwich, von dem Sie vermutlich gehört haben.«

»Ich habe über den Akten gebrütet, bis mir die Augen aus dem Kopf gefallen sind. Meine Ehe ist darüber kaputtgegangen. Er ist letztes Jahr an Krebs gestorben. Nicht mein Ex, sondern der Detective aus Greenwich. Wo kommen Sie eigentlich her? Sie klingen nach New Jersey.«

»Ja, aus der schlechteren Gegend. Das mit dem Detective aus Greenwich tut mir leid. Was für einen Krebs hatte er denn?«
»Leber.«

»Den würde ich vermutlich auch kriegen, wenn ich noch eine Leber hätte.«

»Er war von einem Tag auf den anderen weg. Genau wie mein Ex und meine letzten zwei Freunde.«

Marino fragte sich, wie alt sie wohl sein mochte und ob sie ihm damit mitteilen wollte, dass sie solo war.

»Zurück zum Fall Terri Bridges«, sagte er. »Sie hatte ein Goldkettchen am linken Knöchel. Nach den Fotos zu urteilen, ein sehr dünnes. Die Leiche selbst habe ich nicht gesehen, denn ich war weder am Tatort noch in der Gerichtsmedizin.«
»Echtes Gold?«

»Wie ich schon sagte, kenne ich nur die Fotos. Aber im Bericht steht etwas von zehn Karat. Vermutlich ein Stempel auf dem Verschluss. Keine Ahnung, wie man das sonst rauskriegt.«

»Ich erkenne das, indem ich es anschaue. Ich kann Ihnen alles über Schmuck erzählen, was Sie wissen wollen. Echten, falschen, schönen, hässlichen, teuren, billigen. Früher war ich nämlich beim Diebstahl. Außerdem stehe ich auf Sachen, die ich mir nicht leisten kann, und verzichte lieber ganz darauf, bevor ich mir Müll zulege. Sie verstehen sicher, was ich meine.«

Marino wurde sich des billigen chinesischen Imitats eines italienischen Designeranzugs bewusst, den er trug. Bestimmt würde er eine schwarze Wasserspur hinter sich herziehen wie ein Tintenfisch, wenn er damit in den Regen geriet. Nachdem er das Sakko abgelegt hatte,

warf er es über einen Stuhl. Dann zerrte er sich die Krawatte vom Hals. Er konnte es kaum erwarten, in Jeans, einen Pulli und in die alte, mit Vlies gefütterte Harley-Lederjacke zu schlüpfen, die nicht im Gebrauchtwarenladen gelandet war.

»Können Sie mir ein Foto von Terri Bridges' Fußkettchen mailen?«, erkundigte sich Bacardi.

Ihre Stimme klang melodiös und fröhlich. Außerdem schien sie ihren Beruf zu lieben und sich für Marino zu interessieren. Das Gespräch mit ihr wirkte so belebend auf ihn wie schon lange nichts mehr. Vielleicht lag es daran, dass er vergessen hatte, wie es war, wenn man wie ein gleichberechtigter Mensch behandelt wurde und - was noch wichtiger war - den Respekt erhielt, den man verdiente. Was hatte sich in den letzten Jahren nur verändert, dass er sich so unwohl in seiner Haut fühlte?

In Charleston hatte er das Unglück regelrecht herausgefordert. Daran gab es nichts zu rütteln. Und der springende Punkt war eben nicht die Sucht nach einem Stoff, der in Flaschen geliefert wurde. Diese Erkenntnis hatte zu einer heftigen Auseinandersetzung mit Nancy, seiner Therapeutin, und zu einem unschönen Streit geführt. Das war kurz vor dem Abschluss seiner Therapie gewesen. Sie hatte die Debatte vom Zaun gebrochen, indem sie behauptet hatte, nur der Alkoholismus sei schuld an allem, was in seinem Leben schief gelaufen sei. Und wenn Trinker oder Junkies älter würden, verschärften sich nun einmal ihre Probleme.

Sie hatte sogar ein Diagramm für ihn gezeichnet, als sie an jenem sonnigen Juninachmittag allein in der Kapelle saßen. Die Fenster standen offen, so dass er die Meeresluft riechen und die Möwen schreien hören konnte, die über der felsigen Nordküste schwebten. Eigentlich hätte er jetzt dort draußen sein und angeln oder Motorrad fahren sollen. Oder noch besser, irgendwo sitzen, die Füße hochlegen und den Alkohol trinken, anstatt ihm die Schuld an seinem verpfuschten Leben zu geben. Nancy hatte ihm schwarz auf weiß aufgelistet, wie es mit ihm stetig bergab gegangen war, seit er mit zwölf das Bier als seinen besten Freund entdeckt hatte. Da standen sie, die belastenden Ereignisse, festgehalten in dicker schwarzer Tinte:

Prügeleien

Schlechte schul. Lstg. Einsamkeit Wechselnder GV Beziehungsunf.

Riskanter Lebensstil/Boxen/Waffen/Polizei/Motorrad

Fast eine Stunde lang hatte Nancy seine Fehler aufgelistet und dabei Abkürzungen verwendet, die sie ihm erst erklären musste. Im Großen und Ganzen wollte sie darauf hinaus, dass er mit seinem ersten Bier einen zornigen und gefährlichen Pfad der Aggression, Promiskuität, zerstörten Freundschaften, gescheiterten Ehen und Gewalt beschritten hatte. Mit zunehmendem Alter hätten sich die zeitlichen Abstände zwischen diesen Vorfällen immer mehr verringert, denn das liege nun einmal in der Natur der Krankheit. Die Krankheit ergreife Besitz von einem, und je älter man werde, desto weniger Kraft habe man, sich dagegen zur Wehr zu setzen. So ähnlich hatte sie es jedenfalls gemeint.

Anschließend hatte sie die Liste unterschrieben, mit einem Datum versehen, sogar ein Smiley daruntergemalt und ihm das ganze verdammte Ding - fünf Seiten - in die Hand gedrückt. Was soll ich damit?, hatte er gefragt. Es mir an den Kühlschrank kleben?

Er war aufgestanden und zum Fenster gegangen und hatte beobachtet, wie die Wellen sich am schwarzen Granit brachen. Gischt spritzte empor, Möwen kreischten, und es war, als hätten sich die Wale und die Vögel zu einem Aufstand verbündet, um ihn aus diesem Laden rauszuholen.

Verstehen Sie, was Sie gerade getan haben?, sagte Nancy, die sitzen geblieben war, zu seinem Rücken, während er den schönsten Tag betrachtete, den er je gesehen hatte, und sich fragte, warum er nicht da draußen war. Sie haben mich gerade zurückgewiesen, Pete. Aus Ihnen spricht der Alkohol.

Ach, zum Teufel damit, hatte er erwidert. Ich habe seit einem gottverdammten Monat keinen Schluck getrunken. Es waren meine eigenen Worte.

Als er nun mit dieser Frau telefonierte, die er nicht kannte und deren Name ihm gefiel, wurde ihm klar, dass er sich eigentlich recht wacker geschlagen hatte, solange er noch ein richtiger Cop gewesen war. Erst nachdem er bei der Polizei von Richmond aufgehört und als privater Ermittler erst bei Lucy und dann bei Scarpetta angefangen hatte, hatte er mit seinen Machtbefugnissen auch die Selbstachtung verloren. Er durfte nicht einmal mehr einen dämlichen Strafzettel ausstellen oder irgendeinem Idioten das Auto abschleppen lassen. Seine einzige Möglichkeit war, Gewalt anzuwenden und leere Drohungen auszustoßen. Es war, als hätte ihn jemand kastriert. Und was hatte er deshalb im vergangenen Mai getan? Er hatte Scarpetta beweisen wollen, dass er noch einen Schwanz hatte, eigentlich hauptsächlich, um es sich selbst zu bestätigen und sich sein Leben zurückzuerobern. Damit wollte er sein Verhalten auf keinen Fall entschuldigen, denn eine Rechtfertigung dafür gab es nicht.

»Ich schicke Ihnen alles, was Sie brauchen«, sagte er zu Bacardi.

»Das wäre prima.«

Es bereitete ihm diebische Freude, sich Morales' Reaktion auszumalen. Er, Marino, telefonierte mit einer Mordermittlerin in Baltimore, ohne den Herrn und Meister um Erlaubnis zu bitten.

Zum Teufel mit Morales.

Marino war ein vereidigter Beamter des New York Police Department. Außerdem gehörte er einer Eliteeinheit bei der Staatsanwaltschaft an. Ganz im Gegensatz zu Morales. Wer hatte diesem Rapper für arme Leute bloß den Fall übertragen? Nur weil er in der fraglichen Nacht Dienst gehabt hatte und als Erster am Tatort gewesen war?

»Sitzen Sie am Computer? «, fragte Marino Bacardi.

»Ich bin allein zu Hause. Frohes neues Jahr. Schießen Sie also ruhig los. Haben Sie sich angeschaut, wie in New York die Kugel runtergefallen ist? Ich? Ich habe Popcorn gegessen und mir Die kleinen Strolche angesehen. Lachen Sie nicht. Ich besitze sämtliche Folgen auf DVD.«

Marino öffnete einen großen Umschlag und nahm die Kopien von Polizei- und Autopsiebericht heraus. Anschließend holte er die Fotos aus einem anderen Umschlag und schob sie auf der Arbeitsfläche aus Resopal hin und her - wobei er Brandlöcher von Zigaretten und von heißen Töpfen hinterlassene Ringe verdeckte -, bis er das Gesuchte gefunden hatte. Das schnurlose Telefon unters Kinn geklemmt, legte er das Foto auf den an seinen Laptop angeschlossenen Scanner.

»Sie sollten wissen, dass hier ein kleines politisches Spielchen läuft.«

»Nur ein kleines?«

»Ich will darauf hinaus, dass momentan nur wir beide von dieser Sache wissen und mit niemandem darüber reden sollten. Falls sich also jemand außer mir bei Ihnen meldet - und wenn es der New Yorker Polizeipräsident persönlich sein sollte -, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mich nicht erwähnen und mir sofort Bescheid geben. Dann kümmere ich mich darum.

Nicht alle Beteiligten... «

»Sie erklären mir gerade, dass das Gras grün und der Himmel blau ist. Keine Sorge, Pete.«

Es war schön, dass sie ihn Pete nannte. Er klickte das E-Mail-Programm an und fügte das Foto als Anlage hinzu.

»Falls mich jemand anruft, erfahren Sie es als Erster«, meinte sie. »Es wäre nett, wenn es umgekehrt genauso funktionieren würde. Hier laufen nämlich jede Menge Leute herum, die gern die Lorbeeren für die Aufklärung der Morde an der Frau hier in Baltimore und dem Jungen in Greenwich einheimsen würden. Ist Ihnen auch schon aufgefallen, wie komisch Menschen

werden können, wenn es um Lob und Anerkennung geht?«

»Insbesondere, wenn es sich um einen Burschen namens Morales handelt«, bestätigte Marino. »Mich wundert, dass er sich noch nicht bei Ihnen gemeldet hat. Allerdings ist er nicht unbedingt ein Anhänger von Gründlichkeit.«

»Verstehe. Einer von der Sorte, die einen durchvögeln und dann sofort aus dem Bett aufspringen. Die anderen dürfen dann hinter ihnen aufräumen oder ihre Arbeit zu Ende machen. Erinnert mich an manche Scheidungsväter.«

»Haben Sie Kinder?«

»Zum Glück sind sie inzwischen aus dem Haus. Ich schaue mir gerade das Foto an. Und niemand weiß, warum das Opfer, Terri Bridges, das Fußkettchen trägt?«

»Genau das ist unser Problem. Ihr Freund Oscar Bane behauptet, es noch nie zuvor gesehen zu haben.«

»Eigentlich ist ein Fußkettchen keine große Sache, doch ich gehöre nicht zu den Leuten, die Indizien ignorieren«, antwortete sie. »Vermutlich haben Sie schon erraten, dass ich über vierzig bin und nicht viel davon halte, meine Fälle in einem Labor lösen zu lassen. Aber die Jugend? Die tanzt um die Forensik wie um das Goldene Kalb. Geben Sie jungen Leuten zwei Türen zur Auswahl. Hinter der einen verbirgt sich ein Video, auf dem jemand eine entführte Frau vergewaltigt und ermordet. Hinter der anderen befindet sich die DNA von einer in der Auffahrt gefundenen Zigarettenkippe. Welche Tür nehmen sie wohl?«

»Da könnte ich Ihnen Geschichten erzählen.«

»Vermutlich hören sich meine ganz ähnlich an. Wissen Sie, was die Buchstaben CSI, das ist doch der Titel dieser Forensik-Serie, für mich bedeuten? Can't Stand It - Es kotzt mich an. Denn das tun diese bescheuerten Akronyme inzwischen wirklich. Sagen Sie, Pete, gab es dieses ganze Forensik-Zeug schon, als Sie bei der Polizei angefangen haben?«

»Ich glaube, das Fernsehen hat es erfunden. In der wirklichen Welt hatten wir Spurensicherungsexperten. Hin und wieder haben Leute wie Sie und ich auch unser Fingerabdruck-Pulver, die Kamera, ein Maßband oder was sonst nötig ist, aus der Tasche geholt und die Sache selbst in die Hand genommen. Ich brauche keinen gottverdammten Laser, um die Ausmaße eines Tatorts zu bestimmen. Luminol funktioniert genauso gut wie diese schicken Chemikalien und teuren Lichtquellen. Mein ganzes Leben lang mische ich schon Luminol in Sprühflaschen an. Man braucht keine Wissenschaftler, um einen Mord aufzuklären.«

»So weit würde ich nicht gehen. Viele dieser neuen Erfindungen bedeuten wirklich einen Fortschritt. Kein Vergleich zu früher. Zumindest kann ich auf diese Weise einen Tatort untersuchen, ohne dort das absolute Chaos anzurichten. Stellen Sie sich vor, bei einer alten Dame wird eingebrochen. Und dann kommen wir und versauen ihr das, was noch übrig ist, mit schwarzem Pulver. Dank der technischen Entwicklungen können wir heute rücksichtsvoller sein.«

»Okay, das stimmt vielleicht schon ... «, antwortete er. »Kommen Sie mal irgendwann nach Baltimore, Pete?« »Diesen Ausdruck habe ich schon lange nicht mehr gehört.

Einen Fall im Labor lösen. Daraus können Sie schließen, dass ich auch über vierzig bin. Ich schicke Ihnen gerade ein paar Dateien. Können Sie im Moment Ihre Mails abrufen? Kommen Sie auch manchmal nach New York?«

Er scannte die Seiten des Polizeiberichts und des vorläufigen Autopsieberichts von Dr. Lester ein.

»Ich bin die Sache damals anders angegangen«, sagte Bacardi. »Ich halte mich nämlich noch immer an die altmodische Methode, mit den Leuten zu reden und nach einem Motiv zu suchen. Klar komme ich hin und wieder nach New York. Das wäre möglich. Kein Problem. Aber wir

sollten zuerst unsere Jahrbuch-Fotos austauschen. Doch ich schwöre, seit meiner Gesichtstransplantation sehe ich viel besser aus.«

Marino holte sich ein alkoholfreies Bier aus dem Kühlschrank. Diese Frau musste er kennen lernen. Sie gefiel ihm.

»Ich schaue mir gerade das Foto von dem Fußkettchen an.

O Gott«, sagte Bacardi. »Es ist das gleiche wie bei den anderen Opfern. Alle drei zehn Karat. Ein Fischgrätmuster, sehr dünn. Nach dem Maßstab dieses Fotos zu urteilen, muss ihr Fußkettchen, so wie die übrigen, etwa fünfundzwanzig Zentimeter lang sein. So etwas bekommt man in jedem Einkaufszentrum oder im Internet für vierzig oder fünfzig Dollar. Da wäre nur ein Unterschied, der mir sofort aufgefallen ist. Meine Leiche und die in Greenwich wurden im Freien gefunden. Offenbar waren die Opfer unterwegs, um Geld für Drogen anzuschaffen, und sind dabei an den Falschen geraten. Hatte Ihr Opfer - Terri Bridges - früher einmal Drogenprobleme oder ein anderes dunkles Geheimnis, das es dem Täter leicht gemacht haben könnte?«

»Nichts weist daraufhin, dass sie Oxycodon oder sonst etwas genommen hat. Ich kann Ihnen nur das sagen, was im Bericht steht. Blutalkohol negativ. Die toxikologischen Untersuchungsergebnisse liegen noch nicht vor, aber es wurden in ihrer Wohnung keine Drogen sichergestellt. Außerdem können wir nicht sicher sein, dass der Täter sie sich nicht rein zufällig als Opfer ausgesucht hat. Vorausgesetzt, ihr Freund war es nicht. Und selbst wenn er sie auf dem Gewissen hat, hatten wir Silvester. Sie war als Einzige im ganzen Gebäude zu Hause. Gegenüber war auch niemand da. Nur eine Dame, die zum mutmaßlichen Zeitpunkt des Mordes an Terri nicht aus dem Fenster geschaut haben will. Angeblich. Allerdings hat mir dieselbe Dame so einiges erzählt, was mich stutzig gemacht hat. Zum Beispiel diese merkwürdige Geschichte mit dem Welpen. Wer verschenkt denn einen kranken Hund, von dem er weiß, dass er sterben wird?« »Leute wie der Serienmörder Ted Bundy.« »Genau so etwas habe ich mir auch gedacht.«

»Vielleicht war der Kerl mit dem Auto unterwegs und hat letzte Nacht eine günstige Gelegenheit gewittert«, schlug Bacardi vor.

»Keine Ahnung«, erwiderte Marino. »Ich muss das Viertel erst mal besser kennen lernen. Gleich schaue ich mich ein wenig um. Aber eines kann ich Ihnen jetzt schon sagen. Gestern Nacht war kaum ein Mensch auf der Straße. Wir sind hier in New York. An Wochenenden und Feiertagen flüchten die Einwohner scharenweise aus der Stadt. Außerdem habe ich in all den Berufsjahren gelernt, dass jeder Fall anders liegt. Vielleicht hat sich unser Täter ja eine Zeitlang gut benommen und hatte einen Rückfall. Es könnte auch sein, dass Oscar Bane unser Mann ist. Oder ein anderer. Wir haben nämlich ein kleines Problem mit dem Zeitzusammenhang. Ihre beiden Fälle sind ja schon fünf Jahre alt.«

»Man kann nie wissen, warum jemand etwas tut. Oder wann. Allerdings ist Rückfall ein passender Ausdruck. Meiner Ansicht nach handeln Serienmörder unter Zwang, wie Trinker und Drogensüchtige.«

Die Kühlschranktür öffnete sich mit einem Schmatzen, als Marino sich noch ein Bier holte.

»Möglicherweise gibt es einen Grund, warum er sich eine Weile im Griff hatte«, verkündete ihre freundliche Stimme. »Dann ist er unter Druck geraten, vielleicht durch eine Trennung, eine Kündigung oder Geldsorgen, und die Sache ging wieder von vorn los.«

»Mit anderen Worten, alles könnte der Auslöser gewesen sein.«

»Ja, alles. Ich lese gerade, was Sie mir geschickt haben, und frage mich, warum die Gerichtsmedizinerin sich noch nicht auf die Todesursache festgelegt hat. Geht diese Dr. Lester denn nicht von einem Tötungsdelikt aus?«

»Sie und die Staatsanwältin können sich nicht ausstehen.« »Sie werden ein Problem mit dem Freund kriegen, wenn es kein Mord war.«

»Da wäre ich nie drauf gekommen«, erwiderte Marino. »Es ist nämlich schwierig, jemanden anzuklagen, wenn man nicht sicher ist, ob man es überhaupt mit einem Mord zu tun hat. Aber Berger hat eine weitere Gerichtsmedizinerin hinzugezogen, um eine zweite Meinung einzuholen. Dr. Scarpetta.«

»Sie wollen mich auf den Arm nehmen.« Bacardi klang, als wäre ihr der Name mehr als nur geläufig.

Marino wünschte, er hätte Scarpetta nicht erwähnt. Dann jedoch sagte er sich, es wäre nicht richtig gewesen, Bacardi die wichtige Information vorzuenthalten, dass Scarpetta an dem Fall arbeiten würde. Wenn sie sich einschaltete, kam es stets zu neuen Ergebnissen. Und falls Bacardi ihm nun die Hölle heißmachen würde, war es wohl das Beste, es gleich hinter sich zu bringen.

»Momentan wird im Internet viel über sie berichtet«, sagte er. »Und zwar nichts Gutes. Das erzähle ich Ihnen nur, weil Sie es ohnehin erfahren werden.«

»Sie sind doch der Bursche, der in Charleston mit ihr zusammengearbeitet hat«, antwortete Bacardi nach einer langen Pause. »Es kam heute Morgen in den Nachrichten. Ich habe es im Radio gehört.«

Marino hatte nie gedacht, dass diese Klatschgeschichte aus dem Internet in die Nachrichten gelangen könnte. Er fühlte sich wie nach einem Schlag in die Magengrube.

»Es wurden keine Namen genannt«, fuhr Bacardi fort und klang auf einmal gar nicht mehr so freundlich. »Es hieß nur, sie sei angeblich von einem Kollegen angegriffen worden, als sie dort Gerichtsmedizinerin war. Von einem Ermittler, mit dem sie viele Jahre lang zusammengearbeitet hatte. Alle Sensationsreporter haben die Sache breitgetreten, den typischen Unsinn geschwafelt, sie lächerlich gemacht und sich in den wüstesten Spekulationen ergangen, was er ihr wohl angetan haben mag. Ich fand es ziemlich abstoßend.«

»Falls Sie noch immer Lust haben, sich mit mir zu treffen, erzähle ich Ihnen die ganze Geschichte«, hörte er sich zu seiner Überraschung sagen.

Er hatte nämlich noch nie mit jemandem darüber gesprochen. Nur mit Nancy. Sie hatte seiner Schilderung dessen, woran er sich noch erinnerte, mit dem aufmerksamen Gesichtsausdruck gelauscht, den er mit der Zeit zu hassen gelernt hatte.

»Sie sind mir keine Erklärung schuldig«, entgegnete Bacardi. »Ich kenne Sie nicht, Pete, und weiß nur, dass die Leute alles Mögliche daherreden. Man findet erst heraus, was wahr ist, wenn man sich das zu seiner Aufgabe macht. Und es ist nicht meine Aufgabe, die Wahrheit über Ihr Leben in Erfahrung zu bringen, okay? Mich interessiert nur, was mit meiner Toten, dem Jungen in Greenwich und Ihrer Ermordeten in New York passiert ist. Ich schicke Ihnen die Unterlagen, die ich habe, per E-Mail. Wenn Sie das alles durchackern wollen, sollten Sie sich mit einer Kiste Kopfschmerztabletten eine Woche lang in ein Zimmer einschließen.«

»Ich habe gehört, dass in Ihrem Fall und bei dem Jungen keine DNA entdeckt wurde«, sagte Marino. »Keine Anzeichen für sexuelle Gewalt.«

»Eine Art Multiple-Choice-Albtraum.«

»Vielleicht erkläre ich es Ihnen bei ein paar Krabbenkuchen in Baltimore«, erwiderte er. »Ziehen Sie keine voreiligen Schlüsse aus Gerüchten. Oder Sie kommen hierher. Mögen Sie Steakhäuser?«

Sie antwortete nicht.

Marino fühlte sich so niedergeschlagen, als hätte ihm jemand einen Mühlstein umgehängt. Er war am Ende. Der Dreckskerl von Gotham Gotcha hatte sein Leben ruiniert. Da hatte er

soeben eine sympathische Frau kennen gelernt, die noch dazu hieß wie sein Lieblingsrum, und nun verhielt sie sich, als ob er die Pocken hätte und beim Sprechen spuckte.

»Sie wissen schon, diese grässlichen Protokollformulare«, sagte Bacardi. »Kreuzen Sie das richtige Kästchen an. Multiple Choice, wie damals in der Schule. Und was, wenn es mehr als eine richtige Antwort gibt? Eigentlich keine Anzeichen für einen sexuellen Übergriff, nur dass in beiden Fällen Spuren eines Gleitmittels gefunden wurden. Eine vaselineähnliche Substanz, aber kein Sperma. Vaginal bei meinem Opfer, anal bei dem Jungen in Greenwich. Dazu ein total kontaminierter DNA-Mix. Keine Treffer in CODIS. Wir dachten, weil die beiden nackt und im Freien entdeckt wurden, sei vermutlich alles Mögliche an der Vaseline, wenn es denn welche war, haften geblieben. In einem Müllcontainer haben Sie es, wie Sie sich sicher vorstellen können, mit der DNA der verschiedensten Leute zu tun. Außerdem noch mit Katzen- und Hundehaaren.«

»Interessant«, sagte Marino. »Denn in unserem Fall ist die DNA ebenfalls völlig durcheinander. Es war die von einer alten Frau im Rollstuhl dabei, die in Palm Beach einen Jungen totgefahren hat.«

»Mit dem Rollstuhl? War sie zu schnell und hat mit ihrem Rollstuhl nicht an der roten Ampel gehalten? Entschuldigung, aber bin ich gerade im falschen Film?«

»Was außerdem interessant ist«, fuhr Marino fort und ging mit dem schnurlosen Telefon in Richtung Bad, »ist die Tatsache, dass die DNA von Ihren Fällen inzwischen in CODIS abgespeichert sind, während die DNA in unserem Fall gerade mit CODIS abgeglichen wurde. Verstehen Sie, was ich meine?«

Beim Pinkeln hielt er die Hand vor die Sprechmuschel. »Das mit dem Rollstuhl kapiere ich immer noch nicht«, sagte Bacardi.

»Es bedeutet«, erwiderte Marino, nachdem er wieder gefahrlos sprechen konnte, »dass es sich um einen unterschiedlichen DNA-Mix handelt. Sie sind nicht auf die alte Dame aus Palm Beach gestoßen, weil sich ihre DNA nicht an Ihren Opfern befand. Ich denke, Sie sollten herkommen und sich mit uns zusammensetzen. Und zwar so bald wie möglich. Morgen Vormittag zum Beispiel«, schlug Marino vor. »Haben Sie ein Auto?«

»Wann immer es Ihnen recht ist. Ich kann in ein paar Stunden da sein.«

»Ich bin Anhänger der These«, antwortete Marino, »dass Dinge etwas gemeinsam haben müssen, wenn sie sich so stark voneinander unterscheiden.«

15

»Niemand wird hier beschuldigt«, sagte Benton am Telefon zu Bryce, Scarpettas Verwaltungsmann. »Ich habe mich nur gefragt, was Sie sich gedacht haben, als Sie es zum ersten Mal sahen ... Wirklich ... Das ist ein guter Einwand ... Sehr interessant. Ich richte es ihr aus.«

Er legte auf.

Scarpetta hatte seinem Gespräch mit Bryce nur mit halbem Ohr zugehört. Viel mehr interessierte sie sich für die Fotos von Terri Bridges' Badezimmer, die sie auf einer freigeräumten Fläche auf Bentons Schreibtisch ausgebreitet hatte. Sie zeigten einen fleckenlos sauberen, mit weißen Keramikfliesen gekachelten Fußboden und eine Ablage aus weißem Marmor. Neben einem Waschbecken mit goldenen Armaturen befand sich ein eingebauter Frisiertisch mit Parfümflaschen, einer Haarbürste und einem Kamm. An der rosafarben gestrichenen Wand hing ein ovaler Spiegel in einem goldenen Rahmen, und zwar leicht - wenn auch kaum wahrnehmbar - schief. Soweit Scarpetta es beurteilen konnte, handelte es sich um

den einzigen Gegenstand im Badezimmer, der nicht makellose Ordnung ausstrahlte.

»Dein Haar«, sagte Benton zu ihr, während sein Drucker sich in Gang setzte.

»Was ist damit?«

»Ich zeige es dir gleich.«

Noch eine Nahaufnahme von der Leiche, diesmal aus einem anderen Winkel, nachdem das Handtuch entfernt worden war. Terri wies stärkere Anzeichen von Achondroplasie auf als Oscar. Ihre Nase war flacher, und ihre Stirn trat mehr hervor. Ihre Arme und Beine waren dick und nur etwa halb so lang wie bei einem durchschnittlich großen Menschen, ihre Finger wirkten plump.

Benton drehte sich um, zog ein Blatt Papier aus dem Drucker und reichte es ihr.

»Muss ich mir das noch einmal anschauen?«, fragte sie.

Es war das Foto, das die heutige Kolumne in Gotham Gotcha begleitet hatte.

»Bryce sagte, du solltest dir deine Haare gründlich anschauen«, erwiderte Benton.

»Ich trage eine Haube«, entgegnete sie. »Es sind nur ein paar Strähnen zu erkennen.«

»Genau das meinte er. Es war früher kürzer. Er hat das Bild Fielding gezeigt, der derselben Ansicht war.«

Als sie sich mit den Händen durchs Haar fuhr, wurde ihr klar, worauf Bryce und Fielding hinauswollten. Sie hatte sich im letzten Jahr das Haar ein wenig wachsen lassen.

»Stimmt«, sagte sie. »Bryce mit seinem Hygienefimmel liegt mir ständig damit in den Ohren. Es hat eine Zwischenlänge, dass ich es nicht vollständig bedecken kann. Und zum Hochstecken ist es zu kurz.«

»Er und Fielding sind derselben Meinung«, fuhr Benton fort. »Dieses Foto ist erst vor kurzem entstanden. Und zwar innerhalb der letzten sechs Monate, denn sie sind beide überzeugt, dass sie zu diesem Zeitpunkt schon für dich gearbeitet haben. Das leiten sie aus deiner Haarlänge, deiner Armbanduhr und der Form deines Gesichtsschutzes ab.«

»Es ist nur ein einfacher Gesichtsschutz. Keiner aus teurem Sicherheitsglas mit buntem Rahmen.«

»Jedenfalls teile ich ihre Meinung«, stellte Benton fest. »Das ist wichtig. Denn wenn das Foto in Watertown aufgenommen wurde, stehen sie beide auf der Liste der Verdächtigen. Und sie erinnern sich nicht, jemanden beim Fotografieren beobachtet zu haben?«

»Genau das ist das Problem«, sagte Benton. »Wie bereits erwähnt, hätte jeder X-Beliebige, der in deinem Autopsiesaal war, das Foto machen können. An deiner Körperhaltung und deinem Gesichtsausdruck erkennt man, dass du keine Ahnung hattest. Ein Schnappschuss, aufgenommen mit einem Mobiltelefon. Das ist meine Vermutung.«

»Dann war es nicht Marino«, antwortete sie. »Der war ganz sicher nicht in meiner Nähe, so dass er mich hätte fotografieren können.«

»Ich nehme an, dass die Kolumne im Internet ihm noch mehr zu schaffen macht als dir, Kay. Ihn zu verdächtigen ergibt überhaupt keinen Sinn.«

Sie betrachtete weitere Fotos von Terri Bridges' Leiche auf dem Badezimmerboden und verstand den Sinn des dünnen Goldkettchens an ihrem Knöchel nicht. Sie reichte Benton eine Nahaufnahme.

»Oscar Bane hat der Polizei gegenüber angegeben, er kenne das Kettchen nicht«, sagte dieser. »Und da du offenbar auch nicht weißt, woher es stammt, schließe ich daraus, dass er dir entweder dasselbe erzählt oder es gar nicht erst erwähnt hat.«

»Ich verrate dir nicht mehr, als dass ich absolut im Dunkeln tappe«, antwortete sie. »Jedenfalls macht es nicht den Eindruck, als ob ihr das Schmuckstück gehört. Erstens passt es nicht. Es ist viel zu eng. Entweder besaß sie das Fußkettchen schon lange und hat seitdem

zugenommen, oder jemand hat es ihr geschenkt, ohne in Betracht zu ziehen oder einen Gedanken daran zu verschwenden, welche Größe sie brauchte. Um es klar zu sagen, ich glaube nicht, dass sie es selbst gekauft hat.«

»Erlaube mir eine sexistische Bemerkung«, erwiderte Benton. »Einem Mann wird dieser Fehler vermutlich eher unterlaufen als einer Frau. Wenn eine Frau Terri das Kettchen geschenkt hat, hätte sie gewusst, wie dick ihre Knöchel waren.«

»Oscar Bane ist natürlich ausgezeichnet über Kleinwüchsigkeit informiert«, sagte Scarpetta. »Außerdem ist er ausgesprochen körperbewusst. Und da er sie gut kennt, hätte er ihr sicher nicht das falsche Kettchen gekauft.«

»Und er streitet ab, es je zuvor gesehen zu haben.«

»Wenn die Person, die du liebst, dich nur einmal in der Woche zu einer festgelegten Uhrzeit an einem Ort ihrer Wahl treffen will, was würdest du dir dann nach einer Weile denken?«, fragte Scarpetta.

»Dass sie eine Affäre hat?«, entgegnete Benton.

»Und was deutet es an, dass ich mich nach dem Kettchen erkundigt habe?«

»Dass Oscar Bane mit dir nicht darüber gesprochen hat.« »Ich denke, er hat im Grunde seines Herzens befürchtet, einen Nebenbuhler zu haben«, fügte Scarpetta hinzu. »Doch wenn er sie zur Rede gestellt hätte, hätte er damit eine Kränkung riskiert, die zu viel für ihn gewesen wäre. Es kümmert mich nicht, wie entsetzt er war, als er ihre Leiche fand, falls es wirklich so gewesen ist. Er hätte das Fußkettchen bemerken müssen. Und dass er nicht darüber redet, verrät in meinen Augen viel mehr, als wenn er es getan hätte.«

»Er hatte Angst, es könnte ein Geschenk von einem Rivalen sein«, ergänzte Benton. »Und für uns ist die Frage, ob sie tatsächlich eine Affäre hatte, deshalb so wichtig, weil dieser Mann der Täter sein könnte.«

»Möglich.«

»Man könnte auch einwenden, dass Oscar Bane sie umgebracht hat, weil er hinter diese Affäre gekommen ist«, fuhr Benton fort.

»Hast du Grund zu der Annahme, dass sie ihm untreu war? «, hakte Scarpetta nach.

»Ich gehe einmal davon aus, dass du die Antwort auch nicht kennst. Aber wenn sie einen anderen Freund hatte und der ihr das Schmuckstück geschenkt hat, wäre es doch dumm von ihr gewesen, es zu tragen, obwohl sie Oscar erwartete.«

»Sie hätte ja behaupten können, es selbst gekauft zu haben.
Allerdings begreife ich ohnehin nicht, warum sie es getragen hat. Es war doch zu eng.«

Sie betrachtete das Foto von den Kleidungsstücken in der Badewanne, die aussahen, als hätte sie jemand hineingeworfen. Rosafarbene Pantoffeln, ein rosafarbener Bademantel, vom Kragen bis zu den Manschetten aufgeschlitzt, und ein roter Spitzen-BH, mit Vorderverschluss und durchgeschnittenen Trägern.

Scarpetta beugte sich über den Schreibtisch und reichte Benton das Foto.

»Wahrscheinlich waren ihre Hände bereits auf dem Rücken gefesselt, als der Täter ihr Bademantel und BH ausgezogen hat«, sagte sie. »Das würde erklären, warum die Träger durchgeschnitten und die Ärmel aufgeschlitzt sind.«

»Also hat der Täter sie rasch überwältigt«, ergänzte er. »Ein Blitzangriff. Völlig unerwartet. Entweder, als sie ihm die Tür aufgemacht hatte, oder, als er bereits in der Wohnung war. Er hat sie gefesselt, damit sie sich nicht wehren konnte. Und dann erst hat er ihr die Kleider ausgezogen.«

»Falls es ihm nur auf einen sexuellen Übergriff ankam, hätte er sie nicht ausziehen müssen. Er hätte nur ihren Bademantel zu öffnen brauchen.«

»Er wollte ihr Angst machen. Sie absolut beherrschen. Das alles passt zu einem Mord mit sadistischen und sexuellen Motiven, ist jedoch kein Hinweis darauf, ob Oscar Bane nun unser Täter ist oder nicht.«

»Und warum trug sie kein Höschen? Außer es wurde im Bericht vergessen. Es ist ziemlich seltsam, unter einem Bademantel zwar einen BH, aber kein Höschen anzuziehen. Vermutlich wird man die Schere auf Fasern untersuchen, um festzustellen, ob ihre Sachen damit zerschnitten wurden. Das Gleiche gilt für mögliche Faserspuren auf Oscars Kleidung. Man müsste doch meinen, dass sich Fasern von ihrem Körper oder dem Handtuch auf ihn übertragen haben, als er dasaß und sie in den Armen hielt.«

Scarpetta entdeckte einige Fotos von der auf dem Boden neben der Toilette liegenden Küchenschere. Ganz in der Nähe befand sich die Plastikfessel, mit der der Täter ihr die Hände zusammengebunden hatte. Die Schlaufe war durchtrennt worden. Etwas daran erschien ihr merkwürdig, und als sie bemerkte, was es war, gab sie Benton das Foto.

»Fällt dir etwas Ungewöhnliches auf?«, fragte sie.

»Als ich noch beim FBI war, haben wir richtige Handschellen benutzt, nicht diese Plastikfesseln. Und dass die Dinger bei unseren Patienten nicht zur Anwendung kommen, versteht sich wohl von selbst.«

Auf diese Weise wollte er ihr mitteilen, dass er kein Fachmann auf diesem Gebiet war.

»Sie ist farblos, beinahe durchsichtig«, stellte Scarpetta fest. »Die Plastikfesseln, die ich kenne, sind hingegen schwarz, gelb oder weiß.«

»Nur weil du so etwas noch nie gesehen hast ... « »Natürlich muss das nichts zu bedeuten haben.« »Vielleicht gibt es verschiedene Versionen davon oder neue Herstellerfirmen, die sie auf den Markt bringen. Vergiss nicht, dass wir Krieg haben. Polizisten und Soldaten tragen sie am Gürtel und haben Dutzende davon im Auto herumliegen. Großartig geeignet, um schnell eine große Anzahl von Gefangenen zu fesseln. Und wie die meisten Dinge heutzutage mühelos im Internet zu beschaffen.«

»Aber ausgesprochen schwierig zu entfernen«, merkte Scarpetta an. »Das war mein Einwand. Mit einer Küchenschere kriegt man sie nicht durch. Dazu braucht man ein Spezialwerkzeug mit entsprechender Hebelwirkung, mindestens ein Scarab-Schnappmesser.«

»Warum hat Morales das nicht erwähnt?«

»Vielleicht hat er ja noch nie versucht, eine Plastikfessel mit einer Schere durchzuschneiden«, erwiderte Scarpetta. »Das ist wahrscheinlich bei den meisten Cops so. Als ich meine erste Leiche mit Plastikfessel auf den Tisch bekam, habe ich eine verdammte Rippensäge nehmen müssen, um das Ding abzumachen. Inzwischen habe ich ein Scarab-Messer im Autopsiesaal. Morde, Todesfälle in Haft, Selbstmörder mit Plastikfesseln um Handgelenke, Knöchel oder Hals. Wenn man das Bändchen erst einmal durch den Verschluss gezogen hat, blockiert es, und nichts geht mehr. Also wurde die Küchenschere entweder absichtlich dort hingelegt, damit es aussieht, als wäre sie zum Durchschneiden der Plastikfessel verwendet worden, obwohl in Wirklichkeit ein anderes Werkzeug im Spiel war - oder es handelt sich bei diesem farblosen Band auf dem Badezimmerboden nicht um eine Plastikfessel. Hat die Polizei noch mehr solcher Bänder in der Wohnung gefunden?«

Bentons haselnussbraune Augen musterten sie forschend. »Du weißt so viel oder so wenig wie ich«, sagte er. »Nämlich nur das, was im Bericht und in der Auflistung der Beweismittel steht. Wenn andere Bänder da gewesen wären, hätte man sie bestimmt sichergestellt und aufgelistet. Es sei denn, Morales ist der unfähigste Polizist der Welt. Also lautet die Antwort vermutlich nein. Und das führt uns zurück zum Vorsatz. Der Täter hat die Plastikfesseln mitgebracht. Ob er ihr so ein Ding auch um den Hals gelegt hat, ist schwer festzustellen.«

»Wir sprechen immer von einem er«, wandte Scarpetta ein. »Terri Bridges war sehr klein. Also kann sie auch von einer Frau überwältigt worden sein. Oder sogar von einem etwas älteren Kind.«

»Für eine Frau wäre es ein ungewöhnliches Verbrechen, könnte allerdings erklären, warum Terri keine Angst hatte, die Tür zu öffnen. Natürlich könnte Oscar Bane den Tatort auch manipuliert haben, damit es wie ein Sexualmord aussah, obwohl in Wirklichkeit etwas anderes dahintersteckt.«

»Die fehlende Würgeschlinge«, sagte Scarpetta. »Das deutet mir nicht auf einen manipulierten Tatort hin, sondern sieht eher danach aus, als hätte der Mörder sie absichtlich mitgenommen.«

»Vielleicht als Souvenir«, schlug Benton vor. »Die Würgeschlinge, ein Wäschestück, zum Beispiel ihr Höschen. Um die Gewaltphantasien nach der Tat noch einmal durchleben zu können. Er spult das Band einfach wieder zurück und lässt den Mord Revue passieren, weil es ihn sexuell erregt. Souvenirs sind für gewöhnlich ein Hinweis darauf, dass der Sexualtäter sein Opfer - entweder eine Fremde oder eine entfernte Bekannte - zum Objekt macht. Er ist kein Freund oder Liebhaber. Außer wir haben es mit einem manipulierten Tatort zu tun«, wiederholte er. »Oscar Bane ist hochintelligent, berechnend und einfallsreich.«

Berechnend und einfallsreich genug, um hinaus zu seinem Auto zu laufen und seinen Mantel hineinzuwerfen, damit seine Geschichte, er sei beim Betreten der Wohnung angegriffen worden, sowie das zerrissene T-Shirt und die Verletzungen für die Polizei glaubhafter klangen. Aber wann wollte Oscar Bane, vorausgesetzt, es stimmte, das alles getan haben? Wie Scarpetta vermutete, war es geschehen, nachdem er sich selbst gekratzt und mit der Taschenlampe geschlagen hatte, weil ihm klar geworden war, dass ein Mantel ihn vor diesen Verletzungen geschützt hätte.

»Souvenirs«, sagte Scarpetta. »Vielleicht handelt es sich ja um einen Mörder, der gern etwas mitnimmt und dafür etwas anderes zurücklässt. Gehen wir einmal davon aus, dass der Täter Terri das Fußkettchen angelegt hat, womöglich sogar erst nach dem Mord. So wie die Silberringe in dem Fall, den du vor vielen Jahren in Kalifornien bearbeitet hast. Vier Studentinnen, und nach jedem Mord hat der Täter dem Opfer einen Ring an den Finger gesteckt, wo man normalerweise den Ehering trägt. Allerdings scheint mir ein Silberring etwas völlig anderes zu symbolisieren als ein Fußkettchen.«

»Das eine steht für besitzen wollen - mit diesem Ring nehme ich dich zur Frau«, erklärte Benton. »Das andere für Macht - ich lege dir eine Kette um den Fuß. Jetzt bist du meine Sklavin.«

Weitere Fotos. Ein für zwei Personen gedeckter Tisch. Kerzen, Weingläser, Leinenservietten in blauen Serviettenringen, Brotteller und Salatschä1chen. Mitten auf dem Tisch ein Blumenstrauß. Alles mit Liebe zum Detail aufgebaut, ordentlich arrangiert und makellos zusammenpassend, allerdings ohne Phantasie und Wärme.

»Sie war zwanghaft«, stellte Scarpetta fest. »Eine Perfektionistin. Aber sie hat sich für ihn Mühe gegeben. Ich glaube, Oscar hat ihr viel bedeutet. Spielte Musik, als die Polizei eintraf?«

»Davon steht nichts im Bericht.«

»Lief der Fernseher? Im Wohnzimmer gibt es einen, der jedoch auf dem Foto nicht zu sehen ist. Irgendwelche Hinweise darauf, womit sie gerade beschäftigt gewesen sein könnte, als es an der Tür läutete? Abgesehen davon, dass sie irgendwann im Laufe des Nachmittags gekocht haben muss.«

»Wir wissen nicht viel mehr, als den Fotos und den Berichten zu entnehmen ist.« Er hielt inne. »Weil du die Einzige bist, mit der Oscar Bane reden wollte.«

Scarpetta las den Bericht laut vor. »Der Backofen war auf fünfundneunzig Grad eingestellt,

darin befand sich ein ganzes Hähnchen, offenbar bereits gebraten. Sie wollte es nur warm halten. Der frische Spinat im Topf war noch roh. Der Herd war nicht eingeschaltet.«

Noch ein Foto. Eine schwarze Taschenlampe aus Plastik auf dem Teppich neben der Wohnungstür.

Ein weiteres Foto. Ordentlich auf dem Bett ausgebreitete Kleidung. Ein tief ausgeschnittener roter Pullover. Sah nach Kaschmir aus. Eine rote Hose. Offenbar Seide. Schuhe? Davon fehlte jede Spur. Ebenso wie von ihrem Höschen.

Das nächste Foto: Terris verschwollenes Gesicht war ungeschminkt.

Scarpetta überlegte. Offenbar wollte Terri sich festlich und aufreizend kleiden, und zwar in leuchtend rote Stoffe, die sich weich anfühlten. Sie trug einen erotischen BH, einen weniger erotischen Bademantel und Pantoffeln. Vielleicht wollte sie sich erst kurz vor Oscars Ankunft schminken und sich in verführerisches Rot hüllen. Wo waren ihre Schuhe? Möglicherweise zog sie in ihrer eigenen Wohnung ja keine an. Und das Höschen? Viele Frauen verzichteten auf Höschen, möglicherweise auch sie. Allerdings fand Scarpetta, dass das im Widerspruch zu dem stand, was Oscar Bane ihr über Terris Sauberkeitswahn und ihre Angst vor Bakterien erzählt hatte.

»Hatte sie die Angewohnheit, ohne Slip herumzulaufen?«, fragte sie Benton.

»Keine Ahnung.«

»Und wo sind die Schuhe? Ihre Kleidung hat sie so sorgfältig ausgewählt, und dann keine Schuhe? Dafür gibt es drei mögliche Erklärungen. Erstens: Sie hatte sie noch nicht ausgesucht. Zweitens: Der Täter hat sie mitgenommen. Drittens: Sie trug zu Hause grundsätzlich keine Schuhe. Aber das erscheint mir seltsam und wenig plausibel. Ein Mensch, der an einem Ordnungswahn und Putzfimmel leidet, geht doch nicht barfuß. Auch zum Bademantel hat sie Pantoffeln an. Außerdem trägt jemand mit einer zwanghaften Furcht vor Schmutz und Bakterien ganz sicher einen Slip.«

»Ich wusste nicht, dass sie zwanghaft war«, erwiderte Benton.

Scarpetta stellte fest, dass sie sich verplappert hatte.

»Wie dir bekannt ist, hat Oscar Bane während der Untersuchung nicht über sie gesprochen.« Benton würde ihr diese Indiskretion nicht durchgehen lassen. »Ich hatte keinerlei Hinweis darauf, dass Terri zwanghaft oder auch nur übertrieben auf Sauberkeit und Ordnung bedacht war. Abgesehen davon, was man auf den Fotos erkennt. Und, ja, man merkt, dass sie sehr ordnungsliebend gewesen sein muss. Das lässt sich aus den Aufnahmen schließen, allerdings nicht, dass sie an einer Zwangsstörung litt. Falls es also unwahrscheinlich ist, dass sie barfuß und ohne Höschen herumlief, müssen wir wieder von einem Täter ausgehen, der Souvenirs mitgenommen hat. Und das lenkt den Verdacht von Oscar Bane ab. Dass er Gegenstände vom Tatort entfernt haben und dann wieder eilig zurückgekehrt sein soll, um die Polizei zu empfangen, finde ich ziemlich an den Haaren herbeigezogen.«

»Da stimme ich dir zu.«

»Du hältst Oscar Bane nicht für den Täter, richtig?«, fragte Benton.

»Ich denke, die Polizei sollte sich nicht darauf festlegen, dass der Mörder ein - ich zitiere - geisteskranker Zwerg ist, der im Gefängnistrakt hinter Schloss und Riegel sitzt. Das ist jedenfalls meine Meinung«, entgegnete sie.

»Oscar Bane ist nicht geisteskrank - ein hässliches Wort, aber ich benutze es trotzdem. Er leidet nicht an einer Persönlichkeitsstörung und ist weder ein Soziopath noch ein Narzisst oder ein Borderliner. Der SCID-Test hat eine Neigung zu Aggressivität und Vermeidungsstrategien ergeben, und offenbar gibt es da ein Ereignis, das seine Paranoia ausgelöst und sein Bedürfnis verstärkt hat, sich vom Rest der Menschheit abzusondern. Kurz gesagt, er fürchtet sich vor

etwas und weiß nicht, wem er trauen kann.«

Scarpetta dachte an die CD, die Oscar angeblich in seiner Bibliothek versteckt hatte.

In Murray Hill schlenderte Marino eine dunkle, von Bäumen gesäumte Straße entlang und versuchte, die Welt mit den Augen eines Gewaltverbrechers zu betrachten.

Das Backsteinhaus, in dem Terri Bridges gewohnt hatte, stand zwischen einem Spielplatz und einer Arztpraxis, die beide letzte Nacht geschlossen gewesen waren. Gegenüber, neben dem zweistöckigen Gebäude, in dem ihre kauzige Nachbarin lebte, befanden sich ein französisches Bistro und eine Bäckerei, letzte Nacht ebenfalls nicht geöffnet. Marino hatte das überprüft und sich gründlich im Viertel umgeschaut und war zu demselben Schluss gelangt wie Morales: Niemand hatte beobachtet, wie Terri ihrem Mörder die Tür geöffnet hatte.

Selbst ein zufällig vorbeikommender Passant hätte beim Anblick eines Menschen, der die Vortreppe hinaufging, läutete oder die Tür aufschloss, keinen Verdacht geschöpft. Marinos Vermutung nach hatte der Täter sich versteckt, bis er sicher sein konnte, dass die Straße menschenleer war, und das brachte ihn wieder zu Oscar Bane.

Falls er Terri letzte Nacht wirklich hätte umbringen wollen, hätte es keine Rolle gespielt, ob jemand ihn sah. Immerhin war er ihr Freund und bei ihr zum Essen eingeladen. Zumindest hätte das vermutlich jeder angenommen. Also war es ein schlauer Schachzug gewesen, seinen Jeep Cherokee direkt vor ihrer Haustür zu parken, eine Alltäglichkeit, wenn man keine bösen Absichten hegte. Nach seinem Gespräch mit Bacardi war Marino ganz sicher, mit welcher Art von Verbrechen er es hier zu tun hatte. Die Tat war genau das, wonach es auf den ersten Blick aussah - ein vorsätzlicher Sexualmord, verübt von einem Täter, der stets Fesselungswerkzeuge, ein Gleitmittel und ein Fußkettchen aus zehnkarätigem Gold dabeihatte.

Entweder war Oscar unschuldig, oder es würde ziemlich schwierig werden, ihn zu überführen. Schließlich hatte er einen plausiblen Grund gehabt, gestern am späten Nachmittag in Terris Wohnung zu erscheinen. Alles deutete darauf hin, dass Terri ihn zum Essen eingeladen hatte und einen romantischen Abend plante. Außerdem lieferte der Tatort keine brauchbaren Beweise, da sich überall, auch auf Terris Leiche, Spuren von Oscar befanden. Der perfekte Mord also? Vielleicht, wenn da nicht eine merkwürdige Sache gewesen wäre, nämlich dass Oscar schon einen Monat vor Terris Tod darauf beharrt hatte, er werde ausspioniert, einer Gehirnwäsche unterzogen und seiner Identität beraubt.

Marino erinnerte sich an Oscars Tobsuchtsanfall am Telefon. Warum erregte jemand, der noch seine sieben Sinne beisammenhatte' auf diese Weise Aufmerksamkeit, wenn er ein Serienmörder war und schon mindestens zwei Menschen umgebracht hatte?

Marino hatte ein schlechtes Gewissen und war besorgt.

Was, wenn er Oscar ernst genommen oder ihn sogar aufgefordert hätte, in die Staatsanwaltschaft zu kommen und mit Berger zu sprechen? Weshalb hatte er nicht wenigstens versucht, ihm zu glauben? Würde er dann trotzdem in dieser kalten und windigen Nacht einen dunklen Bürgersteig entlanggehen?

Seine Ohren wurden allmählich gefühllos, Tränen traten ihm in die Augen, und er spürte das dringende Bedürfnis, seine Blase zu entleeren. Als Terris Wohnhaus in Sicht kam, stellte er fest, dass in der Wohnung Licht brannte. Die Vorhänge waren zugezogen. Vor dem Haus stand ein Streifenwagen. Marino malte sich aus, wie ein Kollege drinnen in der Wohnung saß und den Tatort sicherte, bis Berger beschloss, ihn freizugeben. Er hätte alles dafür gegeben, die Toilette benutzen zu können, doch an einem Tatort war das ausgeschlossen.

Marino ließ den Blick die Straße entlangschweifen, sah sich nach einer geeigneten Stelle um, wo er sein Wasser abschlagen konnte, und näherte sich dabei Terris Haus. Ihm fiel auf, dass die Lampen zu beiden Seiten der Eingangstür eingeschaltet waren. In Morales' Bericht hatte

gestanden, es sei bei der Ankunft der Polizei gestern Abend kurz nach sechs dunkel gewesen. Wieder musste Marino an Oscar Bane denken. Es spielte
keine Rolle, ob ihn jemand gut genug gesehen hatte, um ihn später identifizieren zu können. Er war Terris Freund, hatte einen Schlüssel und wurde erwartet. Aber warum hatte bei seinem Eintreffen die Außenbeleuchtung nicht gebrannt? Angeblich war er um fünf erschienen, und da war es bereits stockfinster gewesen.

Wie Marino annahm, waren die Lampen vermutlich eingeschaltet gewesen. Aus irgendeinem Grund hatte er beim Betreten des Hauses das Licht ausgemacht.

Einen halben Häuserblock entfernt von dem Backsteingebäude blieb Marino stehen und betrachtete den Eingang an der East Twenty-ninth. Er stellte sich vor, er wäre der Mörder, und malte sich aus, wie es wohl gewesen war, als dieser auf das Haus zuging. Was hätte er gesehen? Was empfunden? Am gestrigen Abend war es feuchtkalt und außerdem sehr windig gewesen. Böen mit einer Geschwindigkeit von vierzig Stundenkilometern hatten einen Aufenthalt im Freien ziemlich unangenehm gemacht. Genau wie jetzt.

Nachmittags um halb vier hatte sich die Sonne bereits hinter den Gebäuden und Bäumen befunden, so dass die Tür im Schatten lag. Dass die Außenbeleuchtung so früh schon gebrannt hatte, war recht unwahrscheinlich, ganz gleich, ob sie von einer Zeitschaltuhr gesteuert wurde oder nicht. Am späten Nachmittag wären wohl in den meisten Wohnungen die Lichter angegangen, was dem Täter verraten hätte, wo jemand zu Hause war.

Marino hastete zum Spielplatz. Gerade erleichterte er sich vor dem dunklen Tor, als er auf dem Flachdach des Backsteingebäudes eine schemenhafte, gedrungene Gestalt bemerkte. Sie befand sich neben der undeutlich wahrzunehmenden Silhouette der Satellitenschüssel und bewegte sich. Nachdem Marino seine Hose wieder zugemacht hatte, nahm er die Pistole aus der Tasche und pirschte sich zur westlichen Seite des Hauses. Die Feuerleiter war schmal, steil und viel zu klein für Marinos Hände und Füße.

Er war sicher, dass sie aus der Verankerung und ihn mit sich in die Tiefe reißen würde. Sein Herz klopfte, und unter seiner Harley- Jacke brach ihm der Schweiß aus, als er sich, die Glock Kaliber .40 in der Hand und mit zitternden Knien, eine Sprosse nach der anderen, an den Aufstieg machte.

Früher hatte er nicht an Höhenangst gelitten. Das war erst seit seinem Abschied von Charleston so. Benton hatte ihm erklärt, das sei das Ergebnis einer Depression und der damit einhergehenden Ängste, und eine neue Therapie mit einem Antibiotikum empfohlen, das zumindest in einer neurologischen Studie bei Ratten gewirkt hatte. Nancy, Marinos Therapeutin, bezeichnete sein Problem als „unbewussten Konflikt“, dem er nur auf die Spur kommen würde, wenn er trocken bliebe.

Marino hatte, was die Herkunft dieses Konflikts anging, keine Zweifel. In diesem Moment war die Ursache eine verflucht schmale, an der Fassade eines Backsteingebäudes befestigte Leiter. Er hievte sich aufs Dach, sein Herz setzte einen Schlag aus, und er stöhnte überrascht auf, als er direkt in die Mündung einer Pistole blickte. Die Gestalt, die sie hielt, lag in der Position eines Scharfschützen auf dem Bauch. Im ersten Moment rührte sich keiner der beiden Männer.

Dann steckte Mike Morales die Pistole weg und setzte sich auf. »Du blödes Arschloch!«, zischte er zornig. »Was hast du hier zu suchen?«

»Dasselbe könnte ich dich fragen«, zischte Marino zurück. »Ich dachte, du wärst der verdammte Serienmörder.«

Auf dem Hintern rutschte er so schnell wie möglich weg von der Dachkante.

»Du kannst von Glück reden, dass ich dir nicht die Rübe weggepustet habe«, fügte er hinzu.

Er verstaute die Glock wieder in der Jackentasche.

»Wir haben doch gerade erst darüber gesprochen«, sagte Morales, »dass du nicht einfach in der Gegend rumlaufen sollst, ohne mir zu erzählen, was zum Teufel du vorhast. Ich werde dafür sorgen, dass dein Arsch auf der Straße landet. Berger schmeißt dich wahrscheinlich sowieso raus.«

Sein Gesicht war in der Dunkelheit kaum zu erkennen. Außerdem trug er dunkle, locker sitzende Kleidung, in der er aussah wie ein Obdachloser oder ein Drogendealer.

»Ich habe keine Ahnung, wie ich wieder hier runterkommen soll«, meinte Marino. »Weißt du, wie alt diese Leiter ist? Vermutlich hundert Jahre oder mehr. Damals waren die Leute nur halb so groß wie heute.«

»Was ist nur los mit dir? Wem willst du was beweisen? Denn im Moment finde ich, dass du beim Sicherheitsdienst eines dämlichen Einkaufszentrums besser aufgehoben wärst.«

Auf dem Dach aus Beton befanden sich die Steuerung der Klimaanlage und die Satellitenschüssel. Im Haus gegenüber, wo Marino heute bereits gewesen war, waren nur die Fenster der Nachbarin im ersten Stock beleuchtet. Die Vorhänge waren zugezogen. In der Straße hinter Terris Gebäude schienen mehr Menschen zu Hause zu sein, von denen sich zwei offenbar unbeobachtet fühlten. Ein älterer Mann tippte etwas in seinen Computer ein, offenbar nicht ahnend, dass ihm jemand dabei zuschaute. In der Etage unter ihm saß eine Frau in grünem Pyjama, ein schnurloses Telefon in der Hand, auf dem Wohnzimmersofa und redete wild gestikulierend.

Morales hielt Marino einen Vortrag, er habe die ganze Operation vermasselt.

»Das Einzige, was ich hier vermassle, ist deine Spanner-Tour«, gab Marino zurück.

»Ich habe es nicht nötig zu spannen, wenn ich etwas zu sehen kriegen will«, erwiderte Morales. »Was nicht heißt, dass ich im Falle des Falles nicht hingucken würde.«

Er wies auf die Satellitenschüssel, die in einem Winkel von etwa sechzig Grad in Richtung Texas ausgerichtet war. Offenbar befand sich irgendwo dort oben im Nachthimmel ein Satellit, den Marino sich nicht vorstellen konnte.

»Ich habe gerade eine drahtlose Kamera am Ständer installiert«, verkündete Morales. »Für den Fall, dass Oscar sich hier blicken lässt. Vielleicht versucht er ja, sich Zutritt zur Wohnung zu verschaffen. Du kennst doch den alten Spruch, dass der Täter immer zum Tatort zurückkehrt. Es könnte ja auch sonst jemand vorbeikommen. Ich bin für alles offen. Möglicherweise ist Oscar ja unschuldig. Aber ich wette, dass er es war. Auch, was die beiden anderen Morde angeht.«

Marino hatte keine Lust, ihm sein Telefonat mit Bacardi zu schildern. Selbst wenn er nicht oben auf einem Hausdach und darüber sehr unglücklich gewesen wäre, hätte er es nicht getan. »Weiß der Kollege, der die Wohnung sichert, was du hier oben treibst? «, fragte er.

»Natürlich nicht, verdammt. Und wenn du es ihm erzählst, wirst du rasch rauskriegen, wie weit es bis nach unten ist, weil ich dann nämlich deinen Arsch von diesem Dach schmeiße. Mit Kollegen, einschließlich mit dir, über eine Überwachung zu reden ist die beste Methode, die Sache in den Sand zu setzen.«

»Ist dir schon aufgefallen, dass der Streifenwagen vor dem Haus wie eine Werbeveranstaltung für das NYPD ist? Vielleicht solltest du ihn bitten, die Karre wegzufahren, wenn du hier oben auf den Mörder warten willst.«

»Das wird er schon noch tun. Es war ziemlich dämlich von ihm, ausgerechnet dort zu parken.«

»Eigentlich sind Normalbürger oder neugierige Reporter das größere Problem. Aber ein Streifenwagen? Wie du meinst. Dann verzichte eben auf die Abschreckung. Deine Sache. Weißt du übrigens, warum gestern Abend die Außenbeleuchtung nicht brannte?«, erkundigte

sich Marino.
»Ich weiß nur, dass sie aus war. Es steht in meinem Bericht.«
»Jetzt ist sie an.«
Windböen peitschten sie wie unsichtbare Wellen eines vom Sturm aufgewühlten Meeres, so dass Marino schon befürchtete, vom Dach geweht zu werden. Seine Hände waren steif vor Kälte. Er zog die Ärmel darüber.
»Ich würde vermuten, dass der Mörder sie gestern Abend ausgemacht hat«, sagte Morales.
»Warum sollte er das, wenn er doch schon im Haus war?« »Vielleicht hat er sie ausgemacht, als er ging, um nicht von einem Passanten oder aus einem vorbeifahrenden Auto beobachtet zu werden.«
»Dann kann Oscar es nicht gewesen sein. Der ist nämlich geblieben.«
»Wir haben keine Ahnung, was er getrieben hat. Vielleicht war er ja zwischendurch weg, um irgendwe1chen Mist beiseite zu schaffen. Zum Beispiel das Ding, mit dem sie erwürgt worden ist. Wo hast du geparkt? «, fügte Morales hinzu.
»Ein paar Straßen weiter«, erwiderte Marino.
»Ja, denn du bist schließlich die Diskretion in Person, Bro. Hat sich angehört, als würde eine Hundertfünfzig- Kilo- Katze an der Hauswand hochklettern. Schade, dass du nicht ein bisschen früher hier warst«, meinte Morales. »Siehst du die Frau, die da telefoniert?«
Er deutete auf die Wohnung, wo die Frau im grünen Pyjama immer noch gestikulierend ins Telefon sprach. »Erstaunlich, wie viele Leute ihre Vorhänge nicht zuziehen«, sagte Morales.
»Vermutlich ist das der wahre Grund, warum du hier oben rumhockst«, höhnte Marino.
»Das Fenster links, das jetzt dunkel ist, war vor etwa einer halben Stunde hell erleuchtet wie bei einer Filmpremiere. Und da war sie.«
Marino starrte auf das dunkle Fenster, als würde dort plötzlich wieder das Licht angehen und ihm zeigen, was er verpasst hatte.
»Raus aus der Dusche und runter mit dem Handtuch. Tolle Titten. Das heißt, wirklich tolle«, fuhr Morales fort. »Ich hatte schon Angst, ich würde von diesem Scheißdach fallen. Mein Gott, ich liebe meinen Beruf.«
Marino hätte auf den Anblick von fünfzig nackten Frauen verzichtet, wenn ihm dadurch erspart geblieben wäre, wieder von diesem Dach herunterzuklettern. Morales stand auf. Er schien hier oben in seinem Element zu sein wie eine Taube, während Marino vorsichtig in Richtung Dachkante rutschte. Sein Herz klopfte wie wild, und er fragte sich, was nur in ihn gefahren war. All die Jahre war er in Lucys Hubschraubern und Flugzeugen mitgeflogen. Verglaste Aufzüge und Hängebrücken waren seine Leidenschaft gewesen. Doch inzwischen hatte er Schwierigkeiten, auf eine Leiter zu steigen, um eine Glühbirne zu wechseln.
Er sah zu, wie Morales zur Satellitenschüssel ging. Irgendetwas an dem Kerl war ihm nicht geheuer. Morales hatte Eliteschulen besucht und war Arzt, oder hätte wenigstens einer werden können, falls er gewollt hätte. Außerdem sah er recht gut aus, auch wenn er sich die größte Mühe gab, den Eindruck eines Bandenmitglieds oder Latino-Gangsters zu erwecken. Der Mann strotzte nur so von Widersprüchen. So ergab es zum Beispiel keinen Sinn, dass er auf dieses Dach kletterte, um eine Kamera zu installieren, obwohl zwei Etagen unter ihm ein Polizist saß, der den Tatort sicherte - und dazu noch ohne den Kollegen zu informieren. Was, wenn der ihn hier oben bemerkte?
Marino erinnerte sich daran, was ihm die Nachbarin über einen Zugang zum Dach erzählt hatte. Sie habe Wartungsarbeiter an der Satellitenschüssel beobachtet. Vielleicht war Morales ja gar nicht die Leiter hinaufgestiegen, sondern auf einem anderen Weg aufs Dach gelangt, einem einfacheren nämlich, und ein solches Arschloch, dass er Marino nichts davon verriet.

Kalter Stahl schnitt ihm schmerzhaft in die Hände, während er die Sprossen umfasste und sich langsam nach unten vorarbeitete. Er wusste erst, dass er angekommen war, als er festen Boden unter den Füßen spürte. Einen Moment lang lehnte er sich an die Backsteinmauer, um sich wieder zu beruhigen und Atem zu holen. Dann ging er zur Eingangstür, blieb unten an der Vortreppe stehen und hielt Ausschau nach Morales. Doch der war nicht zu sehen.

An seinem Schlüsselring hing eine kleine Taschenlampe, deren kräftigen Strahl er nun auf die Lampen zu beiden Seiten der von Efeu umrankten Tür des Backsteingebäudes richtete. Er untersuchte die Backsteinstufen und den Treppenabsatz und ließ den Lichtkegel über Gebüsch und Mülltonnen gleiten. Danach rief er die Zentrale an und bat, den Cop in Terri Bridges' Wohnung an die Tür zu schicken, damit er ihn hereinließ. Nach einer Minute öffnete sich die Tür. Es war ein anderer uniformierter Kollege als beim letzten Mal.

»Und, macht es Spaß?«, fragte Marino, ging an dem Mann vorbei ins Treppenhaus und schloss die Tür.

»Allmählich fangt es an zu stinken«, erwiderte der Polizist, der wie sechzehn aussah. »Ich glaube, ich werde nie wieder Hühnchen essen.«

Marino entdeckte zwei Lichtschalter links von der Tür und betätigte sie. Einer war für die Außenbeleuchtung, der andere für das Licht im Treppenhaus.

»Wissen Sie, ob sie mit einer Zeitschaltuhr verbunden sind?« »Sind sie nicht.«

»Wer hat heute die Außenbeleuchtung eingeschaltet?« »Ich, als ich vor etwa zwei Stunden ankam. Warum? Möchten Sie, dass ich sie wieder ausschalte?«

Marino betrachtete die dunkle Holztreppe, die in den ersten Stock führte.

»Nein, lassen Sie sie an«, antwortete er. »Waren Sie schon da oben? Sieht aus, als wären die anderen Bewohner noch nicht zu Hause.«

»Ich war nirgendwo. Habe mich nicht aus der Wohnung gerührt.« Er wies auf die Wohnungstür, die einen Spaltbreit offen stand. »Es war niemand im Haus. Wenn ich hier wohnen würde, würde ich mir mit dem Nachhausekommen auch noch Zeit lassen, vor allem als allein stehende Frau.«

»Hier wohnen keine anderen allein stehenden Frauen«, entgegnete Marino. »Nur die, deren Wohnung Sie gerade bewachen. Da drüben« - er zeigte auf die andere Tür im Erdgeschoss - »leben zwei Männer, beide Barkeeper und wahrscheinlich abends nie da. Oben, genau über Terri Bridges, wohnt ein Bursche, der am Hunter College studiert und sein Geld damit verdient, dass er anderer Leute Hunde Gassi führt. Die Wohnung gegenüber gehört einem italienischen Unternehmensberater. Er ist bei einer britischen Finanzierungsgesellschaft beschäftigt, auf deren Namen die Wohnung angemietet ist. Also eine Firmenwohnung. Der Kerl ist vermutlich ständig auf Reisen.«

»Sind die Leute schon befragt worden?«

»Nicht von mir. Aber ich habe sie überprüft. Nichts Auffälliges. Nach meinem Gespräch mit Terris Eltern hatte ich den Eindruck, dass sie nicht sehr kontaktfreudig war. Sie hat nie von ihren Nachbarn erzählt, schien sie nicht zu kennen und auch kein Interesse an ihnen zu haben. Doch wir sind hier schließlich nicht in den Südstaaten, wo die Leute Kuchen für ihre Nachbarn backen, um einen Vorwand zu haben, die Nase in ihr Privatleben zu stecken. Kümmern Sie sich nicht um mich. Ich werde mich kurz mal da oben umschauen.«

»Seien Sie vorsichtig. Detective Morales treibt sich oben
auf dem Dach herum.«

Marino blieb auf der untersten Stufe stehen. »Was?« »Er ist vor etwa einer Stunde rauf gegangen.«

»Hat er Ihnen einen Grund genannt?«

»Ich habe ihn nicht danach gefragt.«
»Hat er Sie gebeten, Ihr Auto wegzufahren?« »Warum denn?«
»Darüber müssen Sie selbst mit ihm reden«, entgegnete Marino. »Schließlich ist er der geniale Supercop.«
Er stieg die Treppe hinauf in den ersten Stock. In die Decke zwischen den beiden Wohnungen war eine Edelstahlluke mit einem Griff eingelassen. Darunter befand sich eine Leiter aus Aluminium mit rutschfesten Sprossen, einer ausklappbaren Sicherheitsstütze und einem Werkzeughalter, in dem einige Schraubenzieher lagen. Der Werkzeugschrank daneben stand weit offen.
»Schweinehund«, murmelte Marino.
Er stellte sich vor, wie Morales sich auf dem Dach halb totgelacht hatte, während Marino mühsam die Feuerleiter hinuntergeklettert war. Und dabei hätte er ihm nur den Zugang zum Dach zu zeigen brauchen. Dann hätte Marino fünf stabile Stufen in einem beleuchteten Treppenhaus benutzen können, anstatt dreißig schmale Sprossen in Dunkelheit und Kälte zu überwinden.
Marino klappte die Leiter zusammen und verstaute sie wieder im Schrank.
Er war schon fast wieder bei seinem Auto, als sein Mobiltelefon läutete. Unbekannter Anrufer, verkündete das Display. Sicher war es ein stinksaurer Morales.
»Hallo«, meldete er sich vergnügt beim Weitergehen. »Marino?« Es war Jaime Berger. »Ich versuche schon die ganze Zeit, Morales zu erreichen.«
Im Hintergrund war lauter Verkehrslärm zu hören. Sie klang ziemlich verärgert.
»Ich habe ihn gerade gesehen«, antwortete Marino. »Im Augenblick ist er schwer erreichbar.«
»Falls Sie noch mal mit ihm sprechen sollten, könnten Sie ihm vielleicht ausrichten, dass ich ihm drei Nachrichten hinterlassen habe. Eine vierte bekommt er nicht. Möglicherweise können Sie mir ja weiterhelfen. Bis jetzt haben wir achtzehn Passwörter.«
»Nur ihre?« Er meinte Terri Bridges.
»Alle beim selben Provider, aber verschiedene Benutzernamen. Keine Ahnung, warum. Ihr Freund hat auch eines. Ich steige jetzt aus dem Taxi.«
Marino hörte, wie der Fahrer und Berger einige Worte wechselten. Dann fiel die Taxitür ins Schloss, und er konnte sie besser verstehen.
»Einen Moment«, sagte er. »Ich gehe rasch zu meinem Auto.«
Das Zivilfahrzeug, ein dunkelblauer Impala, stand nur wenige Meter entfernt.
»Wo sind Sie, und was tun Sie gerade?«, fragte sie.
»Das ist eine lange Geschichte. Hat Morales Ihnen gegenüber einen Fall in Baltimore und einen in Greenwich, Connecticut, angesprochen?«
»Ich dachte, ich hätte eben klargestellt, dass ich ihn nicht erreichen kann.«
Marino öffnete die Fahrertür und stieg ein. Nachdem er den Motor angelassen hatte, suchte er im Handschuhfach nach einem Stift und einem Zettel.
»Ich schicke Ihnen eine E-Mail. Mit dem BlackBerry müsste es, glaube ich, klappen«, sagte er. »Benton sollte sie auch kriegen.«
Schweigen.
»Falls Sie nichts dagegen haben, maile ich meine Ergebnisse auch an ihn.«
»Selbstverständlich«, erwiderte sie.
»Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, habe ich den Eindruck, dass die rechte Hand nicht weiß, was die linke tut. Wollen Sie ein Beispiel hören? Sind Sie im Bilde darüber, ob die Polizei gestern Abend auch den ersten Stock von Terris Haus unter die Lupe genommen hat? Wurden die Luke zum Dach und die Leiter im Werkzeugschrank erwähnt?«

»Keine Ahnung.«

»Genau das meine ich. Nichts steht im Bericht, und es gibt auch keine Fotos«, entgegnete Marino.

» Interessant.«

»Das Dach ist eine ausgezeichnete Möglichkeit, das Haus unbemerkt zu betreten und wieder zu verlassen. An der Westseite des Gebäudes befindet sich eine Feuerleiter, wo einen auch niemand sieht.«

»Morales sollte eine Erklärung dafür haben.«

»Keine Sorge, das kommt schon noch aufs Tapet. Wir müssen Oscars DNA sofort mit CODIS abgleichen. Und zwar wegen Baltimore und Greenwich. Haben Sie meine Mails erhalten?«

»Sollte bereits in Arbeit sein. Ich habe gebeten, mir die Ergebnisse noch heute Abend mitzuteilen. Ja, Ihre E-Mails habe ich auch«, sagte Berger. »Nett von Morales, dass er sich die Mühe erspart hat, mich von den anderen beiden Fällen in Kenntnis zu setzen, die möglicherweise mit unserem in Zusammenhang stehen.«

»Das heißt, dass Oscar in CODIS eingespeichert ist oder es bald sein wird«, erwiderte Marino. »Bestimmt wollte Morales das umgehend erledigen.«

»Bestimmt«, gab Berger zurück.

»Ich werde der Ermittlerin in Baltimore, mit der ich telefoniert habe, von der DNA erzählen«, fügte Marino hinzu. »Das heißt allerdings nicht notwendigerweise, dass Oscar mit den anderen Fällen etwas zu tun haben muss. Keine Ahnung. Irgendwas stimmt da jedenfalls nicht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er erst zwei wildfremde Leute umbringt und dann seine Freundin.«

Marino merkte Berger stets an, wenn sie jemanden ernst nahm, da sie denjenigen dann nicht unterbrach und auch nicht das Thema wechselte. Also redete er weiter, während sie lauschte, auch wenn er sich am Mobiltelefon vorsichtig ausdrücken musste.

»Was die anderen beiden Fälle, über die ich Sie informiert habe, betrifft, habe ich vorhin etwas weggelassen, das ich gerade am Telefon erfahren habe«, erklärte Marino. »Auch in Baltimore war gepantschte DNA im Spiel. Ein Mix aus der DNA verschiedener Personen.«

»Also genau wie bei uns?«, fragte Berger.

»Ich möchte aus Sicherheitsgründen nicht zu ausführlich werden«, antwortete Marino. »Aber es wäre nett, wenn Sie es Benton ausrichten könnten. Ich weiß, dass er in der Stadt ist. Morales hat es mir erzählt. Außerdem, dass er und Scarpetta später noch in die Gerichtsmedizin wollen. Wir können nur hoffen, dass wir uns nicht zufällig über den Weg laufen. Ich möchte kein Blatt vor den Mund nehmen. Es bringt nichts, um den heißen Brei herumzureden.«

»Sie sind noch nicht in der Gerichtsmedizin. Dr. Lester wurde aufgehalten.«

»Bestimmt nicht von einem Rendezvous«, sagte Marino. Berger lachte.

»Ich denke, dass in einer Stunde alle da sind«, erwiderte sie in einem völlig veränderten Tonfall.

So, als fände sie ihn interessant und komisch und womöglich doch nicht unsympathisch.

»Benton und Kay«, fügte sie hinzu.

Indem sie Marino das mitteilte, vermittelte sie ihm, dass sie nicht seine Feindin war. Nein, noch viel besser, es sollte heißen, dass sie ihm womöglich sogar vertraute und ihn respektierte.

»Es wäre hilfreich, wenn wir uns alle zusammensetzen würden«, schlug er vor, »um den Fall zu besprechen. Ich habe auch die Ermittlerin aus Baltimore hinzugebeten. Sie sollte am Vormittag eintreffen. Sie kann kommen, wann es uns recht ist.«

»Ausgezeichnet«, erwiderte Berger. »Ich möchte, dass Sie mir sofort die Passwörter und Verläufe der E-Mail-Konten besorgen, die zu den folgenden Benutzernamen gehören. Ich habe

dem Provider bereits einen Brief gefaxt, in dem ich ihn anweise, sämtliche Konten einzufrieren, damit sie aktiv bleiben. Und noch etwas. Falls Sie sonst jemand danach fragen sollte, bekommt er die Informationen nicht. Das müssen Sie Ihrem Gesprächspartner unmissverständlich klarmachen, und wenn es das Weiße Haus ist. Kein Mensch darf von diesen Passwörtern erfahren. Ich bin übers Mobiltelefon zu erreichen.«

Offenbar meinte sie Oscar Bane. Marino konnte sich nicht vorstellen, wer sonst Terris und Oscars Benutzernamen oder Provider kennen sollte. Und ohne dieses Wissen war an die Passwörter nicht heranzukommen. Die Innenbeleuchtung des Wagens brannte nicht, und er schaltete sie auch nicht ein. Eine alte Gewohnheit. Im Schein einer Taschenlampe notierte er sich die Benutzernamen und die anderen Daten, die Berger ihm diktierte.

»Ist Oscar noch im Krankenhaus?«, erkundigte er sich dann.

»Das ist aus offensichtlichen Gründen ein Problem.« Sie klang nicht so sachlich und geschäftsmäßig wie sonst.

Ihr Tonfall war fast freundlich, womöglich neugierig, als dächte sie zum ersten Mal wirklich über Marino nach.

»Aber vermutlich nicht mehr sehr lange«, fügte sie hinzu. »Außerdem hat es neue Entwicklungen gegeben. Ich bin auf dem Weg zu einer forensischen Computerfirma namens Connextions, die Ihnen vermutlich ein Begriff ist. Hier ist die Nummer.«

Sie gab sie ihm.

»Ich versuche, ans Telefon zu gehen, bevor Lucy es tut«, ergänzte sie.

16

Jet Ranger war fast taub, lahmte und hatte ein gestörtes Verhältnis zum Gassi gehen. Außerdem war Lucys altersschwache Bulldogge kein gebürtiger New Yorker.

Seine Abneigung gegen Beton und Asphalt stellte in einer Stadt, wo herzlose Menschen die kläglichen Flecken Erde oder Gras rings um die wenigen Bäume mit Cayennepfeffer bestreuten, ein ernstes Problem dar. Beim ersten Mal hatte Jet Ranger schon beim Schnüffeln nach einer geeigneten Stelle eine ordentliche Nase voll abbekommen. Lucy war rasch zu dem richtigen Schluss gekommen, dass der Besitzer des Ladens neben dem jämmerlichen Ahorn dafür verantwortlich war, und hatte sich der Sache rasch angenommen, ohne den Mann zuvor zur Rede zu stellen oder ihm eine Erklärung zu geben.

Am nächsten Morgen war sie einfach in den Laden marschiert und hatte drei Kilo geschroteten Cayennepfeffer überall im Raum verteilt. Und für den Fall, dass der überraschte Besitzer den Sinn der Aktion nicht verstand, hatte sie auf dem Weg zur Hintertür eine großzügige Dosis in der nach Urin stinkenden Toilette hinterlassen. Anschließend hatte sie den Schuster beim Tierschutzverein angezeigt.

Da sie ihre gehfaule, arthritische Bulldogge über eine Stunde lang hatte spazieren führen müssen, bis sich der gewünschte Erfolg zeigte, war sie zu spät dran. Als sie, ein Tütchen mit Hundekot in der Hand, ihr Gebäude erreichte, stand Berger bereits im flackernden Licht der Gaslaternen vor der alten Backsteinmauer, lehnte sich an das Eisengeländer der drei Stufen, die zu Lucys schwerer Eingangstür aus Eiche führten, und wartete.

»Es gibt auch bunte, die in kleinen Spendern verkauft werden«, meinte Berger und verzog beim Anblick des Tütchens das Gesicht. »Vor allem sind sie nicht durchsichtig.«

Lucy ließ Jet Rangers Geschäft in eine Mülltonne fallen. »Hoffentlich wartest du noch nicht sehr lange«, erwiderte sie. »Er ist einfach kein Städter. In einem früheren Leben muss er einen Garten mit echtem Gras und einem weißen Lattenzaun gehabt haben. Er heißt Jet Ranger, nach dem ersten Helikopter, den ich je hatte. Jet Ranger, darf ich dir Jaime vorstellen? Er kann

keine Kunststücke wie Pfötchengeben oder Männchenmachen, sondern ist eher einfach gestrickt, richtig, mein Kleiner?«

Berger ging in die Hocke, um Jet Ranger am Hals zu kraulen, ohne sich darum zu kümmern, dass ihr langer Nerzmantel dabei den schmutzigen Bürgersteig streifte und sie anderen Passanten den Weg versperrte. Die Leute umrundeten sie, während sie den Hund auf den Scheitel küsste und er ihr Kinn leckte.

»Ich bin beeindruckt«, sagte Lucy. »Die meisten Menschen mag er nämlich nicht. Muss daher kommen, dass er bei einem Arschloch gelebt hat. Damit meine ich nicht mich, sondern seinen Vorbesitzer. Tut mir leid«, wandte sie sich an den Hund, tätschelte ihn und berührte dabei Bergers Schulter. »Ich sollte dein unschönes Privatleben nicht öffentlich erörtern und das Wort Besitzer nicht verwenden. Das war unhöflich von mir. Ich besitze ihn nämlich nicht«, sagte sie zu Berger. »In Wahrheit muss ich ihm eine Stange Geld dafür bezahlen, dass ich ihn füttern, streicheln, Gassi führen und mit ihm in einem Bett schlafen darf.«

»Wie alt?«, erkundigte sich Berger.

»Ich weiß nicht genau.« Lucy streichelte Jet Rangers getupfte Ohren. »Kurz nachdem ich hierher gezogen war, kam ich gerade aus Boston und fuhr vom Hubschrauberlandeplatz an der West Thirtieth nach Hause. Da sah ich ihn am West Side Highway entlang trotten. Du kennst doch sicher den ängstlichen Blick eines Hundes, der sich verlaufen hat. Außerdem hat er gehinkt.«

Lucy hielt Jet Ranger die Ohren zu, damit er das Gespräch nicht belauschen konnte.

»Kein Halsband«, fügte sie hinzu. »Offenbar war er aus einem Auto geworfen worden, vermutlich weil er alt ist, einen Hüftschaden hat und fast nichts mehr sieht. Also kein knuddeliges Spielzeug. Normalerweise werden sie höchstens zehn Jahre alt. Wahrscheinlich ist er nah dran.«

»Die Menschen können so gemein sein«, erwiderte Berger und stand auf.

»Komm«, wandte Lucy sich an ihren Hund. »Lass dich von Jaimes Mantel nicht erschrecken. Ich bin sicher, dass jeder dieser armen kleinen Nerze eines natürlichen Todes gestorben ist.«

»Wir sollten die Passwörter bald haben«, verkündete Berger. »Dann haben wir vielleicht auch eine Erklärung für den Rest.«

»Ich weiß nicht, was der Rest sein soll, da ich ja den Anfang kaum kenne. Wir haben eben erst begonnen«, entgegnete Lucy. »Allerdings reicht mein bisheriger Wissensstand, dass ich mir große Sorgen um meine Tante mache. Ich bin wirklich sehr beunruhigt.«

»Das habe ich dir schon am Telefon angehört.«

Lucy steckte einen interaktiven Schlüssel in den Zylinder des computergesteuerten Mul-T-Türschlosses. Die Alarmanlage piepste, als sie die Tür öffnete. Nachdem sie einen Code in ein Tastenfeld eingegeben hatte, verstummte das Geräusch. Lucy schloss die Tür hinter ihnen.

»Wenn du siehst, wovon ich rede, wirst du mich zuerst rausschmeißen wollen«, fuhr Lucy fort. »Aber dann wirst du es dir anders überlegen.«

Shrew hielt sich zwar für eine erstklassige Website-Administratorin, aber sie war weder Programmiererin noch Expertin für Computertechnik.

Also saß sie an ihrem Computer und sah hilflos zu, wie die Website von Gotham Gotcha immer wieder dieselbe wahnwitzige Endlosschleife abspielte, während ein Techniker von der Provider- Hotline am Telefon erklärte, das Problem liege in einer Datenüberfrachtung. Seiner Ansicht nach habe die Anzahl der Nutzer, die eine bestimmte Information auf der Website abrufen wollten, die enorme Speicherkapazität des Servers überfordert. Im Moment sei die Sache völlig aus dem Ruder gelaufen, denn Millionen von Menschen pro Minute klickten dasselbe Foto im Darkroom an. Und dies könne nach Auffassung des Technikers nur eines

bedeuten. »Ein Wurm«, verkündete er. »Also ein Virus. Allerdings habe ich so etwas noch nie gesehen. Ein regelrechter Mutant.«

»Wie ist der Mutant oder das Virus denn in das Programm der Website hineingekommen? «, fragte Shrew.

»Vermutlich hat ein Nutzer ohne Zugangsprivileg auf irgendeine Weise einen Zufallscode eingeschleust und die Tatsache ausgenutzt, dass der Web-Server durch Überlastung verwundbar ist. Jedenfalls muss sich derjenige in der Materie auskennen.«

Er fuhr fort, die übliche Methode sei, E-Mails mit einem Anhang zu verschicken, der das Virus enthalte. Dieses werde von handelsüblichen Anti-Viren-Programmen nicht erkannt und gebe sich als eine Vielzahl von Nutzern aus, die alle eine Datei öffneten, welche viel Speicherplatz benötige. »Ein Foto zum Beispiel«, meinte er und fügte hinzu, dieses sich selbst vermehrende Virus simuliere eine Situation, als wollten Millionen von Menschen gleichzeitig dieselbe Datei öffnen. Daraufhin gehe dem Server der Speicherplatz aus, und es mache außerdem den Eindruck, als ob dieser spezielle Wurm auch noch böswillig Daten vernichtete. Sie habe es folglich mit einer ungewöhnlichen Mutation eines Wurms, einem sogenannten Makro- Virus, zu tun. Vermutlich auch noch mit einem Trojaner, der das Virus auf andere Programme übertragen könne, was der Techniker befürchtete.

Er betonte mehrmals, der Saboteur verstehe etwas von seinem Geschäft. Es klang fast, als beneidete der Techniker insgeheim diesen Menschen, der klug genug gewesen war, um einen solchen Schaden anzurichten.

Shrew spielte die Ahnungslose und fragte, welches Foto denn der Übeltäter sei. Der Techniker erwiderte, das Virus sei eindeutig mit der Aufnahme von Marilyn Monroe eingeschleust worden. Während er ihr die von dem mutierten Wurm angerichtete Zerstörung weiter erläuterte, kam Shrew zu dem Schluss, dass es sich um eine Verschwörung handeln musste. Die Leute, die vor fast einem halben Jahrhundert Marilyn Monroe umgebracht hatten, hatten immer noch ein Interesse daran, der Öffentlichkeit die Wahrheit vorzuenthalten.

Gewiss steckte die Regierung dahinter, was ein Hinweis auf politische Zusammenhänge und Verbindungen zum organisierten Verbrechen war. Ob es damals auch schon Terroristen gegeben hatte?, überlegte sie. Vielleicht hatten diese Leute gewisse Verbindungen und beobachteten Shrew nun. Und das alles nur, weil sie so leichtsinnig gewesen war, eine Stelle anzunehmen, ohne sich richtig darüber zu informieren, und nun für unbekannte Personen arbeitete, die womöglich kriminelle Absichten verfolgten.

Vielleicht war ja sogar der Techniker am Telefon ein Verbrecher, ein Terrorist oder ein Agent der Regierung. Womöglich wollte er ihr mit seiner Erklärung, das Foto von Marilyn Monroe habe das Virus eingeschleust, nur Sand in die Augen streuen, damit sie nicht dahinter kam, was wirklich gespielt wurde: Die Website hatte sich selbst zerstört, wie die Kassettenrecorder in Mission Impossible, weil Shrew, ohne es zu wissen, in eine gewaltige Verschwörung gegen eine Weltmacht oder das Reich des Bösen hineingeraten war.

Sie war völlig durcheinander und wurde von Angst ergriffen.

»Hoffentlich ist Ihnen klar«, meinte sie zu dem angeblichen Techniker, »dass ich keine Ahnung habe, was los ist. Ich möchte nichts damit zu tun haben und wollte es auch nie. Weil ich nämlich nichts weiß. Wirklich nicht.«

»Die Sache ist kompliziert«, erwiderte er. »Sogar für uns. Wie ich Ihnen schon erklärt habe, hat der Übeltäter einen sehr schwierigen Code geschrieben. Anders kann es nicht sein. Mit Code meine ich ein Computerprogramm, das in etwas vermeintlich Harmloses wie eine Datei oder einen Anhang eingebettet ist.«

Es war Shrew herzlich gleichgültig, was er damit meinte. Es war ihr auch egal, dass sich der

mutierte Wurm nicht aufhalten ließ und alle Versuche, das Programm zu schließen und wieder hochzufahren, gescheitert waren. Ihre Gedanken schweiften ab, als der Techniker vorschlug, eine archivierte frühere Version von Gotham Gotcha herunterzuladen. Allerdings habe der einzige andere verfügbare Server nur wenig Speicherplatz und sei viel langsamer, was zu einem erneuten Absturz führen könne. Vielleicht würden sie einen neuen Server kaufen müssen, doch das brauche Zeit. Er müsse das mit der Zentrale abklären, und da es in England fünf Stunden später sei als hier, würde er jetzt dort niemanden mehr erreichen.

Außerdem wies er Shrew darauf hin, dass sie bei Verwendung einer früheren Version der Website sämtliche aktuellen Informationen wieder ins Netz würde stellen müssen. Die Fans müssten aufgefordert werden, ihre E-Mails und Fotos noch einmal abzuschicken. Das würde für Shrew tagelange oder sogar wochenlange Arbeit bedeuten. Die Öffentlichkeit würde verärgert sein. Und da die neuen Mitglieder in der älteren Version der Datenbank nicht verzeichnet waren, würden sie sicherlich verschnupft reagieren. Es war durchaus möglich, dass die Website für einige Tage oder sogar Wochen geschlossen bleiben müsse.

Wenn der Chef herausfand, dass der Wurm durch das Foto von Marilyn Monroe auf dem Autopsietisch eingeschleust worden war, würde Shrew bestimmt ihren Job verlieren. Sie hatte keinerlei Absicherung und würde wieder vor derselben Situation stehen wie vor anderthalb Jahren, nur dass ihr diesmal kein namenloser Fremder eine Stelle anbieten und sie damit retten würde. Dann würde sie die Wohnung tatsächlich aufgeben müssen und damit auch das wenige, was von ihrem früheren Leben noch übrig war. Eine Katastrophe stand ihr bevor. Schließlich herrschten wirtschaftlich schlechte Zeiten. Sie war ratlos.

Shrew bedankte sich bei dem Techniker und legte auf. Nachdem sie sich vergewissert hatte, dass alle Vorhänge zugezogen waren, schenkte sie sich noch einen Bourbon ein, kippte ihn hinunter, lief, halb verrückt vor Angst und den Tränen nah, in der Wohnung hin und her und grübelte darüber nach, was nun wohl geschehen würde.

Der Chef würde sie vermutlich nicht selbst feuern, sondern diese Aufgabe seinem Agenten in Großbritannien überlassen, der kaum Englisch sprach. Falls der Chef wirklich einer Terrorgruppe oder einer Sekte angehörte, war sogar Shrews Leben in Gefahr. Ein Attentäter würde in ihre Wohnung eindringen, während sie schlief und ihn nicht hören konnte.

Sie musste sich einen Hund anschaffen.

Je mehr Bourbon Shrew trank, desto niedergeschlagener, verängstigter und einsamer wurde sie. Sie erinnerte sich an eine Kolumne, die sie einige Wochen vor Weihnachten ins Netz gestellt hatte. Darin war es um die Kette von Zoohandlungen gegangen, die Terri nach Ivys Tod erwähnt und sich anerboten hatte, ihr dort einen neuen Hund zu kaufen.

Shrew recherchierte im Internet.

Die Hauptfiliale von Tell-Tail Hearts befand sich zufällig ganz in der Nähe und hatte bis neun geöffnet.

Das Loft war ein riesiger, offener Raum mit frei liegenden Balken, Backsteinmauern und einem Boden aus poliertem tabakfarbenem Holz. Alles war makellos restauriert und modernisiert worden. Außer den Arbeitstischen, schwarzen Drehstühlen und einem Konferenztisch aus Glas gab es keine Möbel. Nirgendwo war auch nur ein einziges Blatt Papier zu sehen.

Lucy hatte Berger aufgefordert, sich wie zu Hause zu fühlen. Außerdem hatte sie betont, dass niemand Berger belauschen oder bedrohen könne. Alle Telefone seien schnurlos und mit Verzerrern ausgestattet. Die Alarmanlage sei vermutlich besser als die im Pentagon. Bestimmt bewahrte Lucy irgendwo in diesem Büro Pistolen oder andere Waffen auf, die so streng verboten waren, dass man sie vermutlich wie eine Piratin an der Tappan-Zee-Bridge über dem Hudson aufgehängt hätte, wenn man sie damit erwischte. Berger fragte lieber nicht nach.

Allerdings fühlte sich weder sicher noch geborgen und versuchte auch gar nicht erst, ihr Unbehagen zu verscheuchen. Stattdessen grübelte sie und überlegte.

Im Hintergrund lief eine CD von Annie Lennox. Lucy saß in ihrem gläsernen Cockpit, umgeben von drei Monitoren, die so groß waren wie Flachbildschirmfernseher in einem Wohnzimmer. Im gedämpften Licht war ihr Profil gut zu erkennen. Ihre Stirn war glatt, ihre Nase gerade, und ein konzentrierter Ausdruck malte sich auf ihrem Gesicht, als gäbe es nichts Schöneres für sie, als sich in eine Sache zu vertiefen, die Berger Kopfschmerzen bereitete. Echte Kopfschmerzen. Solche, die stets damit endeten, dass sie sich, heiße Kompressen auf den Augen, in ein dunkles Zimmer legen musste.

Sie stand neben Lucys Stuhl und wühlte in ihrem Aktenkoffer, in der Hoffnung, dass sich irgendwo eine Zomig-Tablette versteckte, das einzige Medikament, das in solchen Fällen half. Doch das Folienpäckchen, das sie zwischen den Seiten eines Notizblocks fand, war leer.

Lucy erklärte mehr, als Berger eigentlich über die Daten wissen wollte, die das neurale Netzwerkprogramm - dessen Funktionsweise sie auch nicht interessierte - aus einem der in Terri Brigdes' Wohnung sichergestellten Computer herausgezogen hatte. Sie ärgerte sich, weil Lucy sich weigerte, mit dem zweiten Laptop anzufangen - dem, der offenbar ausschließlich für den Internetzugang verwendet worden war. Außerdem wartete sie ungeduldig auf Marinos Anruf wegen der E-Mail-Passwörter. Die Frage war, ob sie noch hier sein würde, wenn er sich meldete. Und die noch wichtigere Frage lautete, was sie überhaupt hier wollte. Sie wusste, dass es zwecklos war, sich mit Sorgen zu zermürben, und war dennoch ratlos. Sie und Lucy hatten ein großes Problem. Und zwar mehr als eins.

»Wenn man eine Datei in einem aktiven System löscht, sind die Chancen normalerweise gut, dass man die Daten zurückbekommt, sofern die Wiederherstellung rasch erfolgt«, verkündete Lucy.

Berger setzte sich wieder neben sie. Leuchtend weiße Textfragmente, Satzbruchteile und Wörter gingen auf dem schwarzen Bildschirm erneut eine Verbindung ein. Berger überlegte, ob sie ihre Sonnenbrille aufsetzen sollte, glaubte aber, dass das nicht viel nützen würde. Der Stein war nun einmal ins Rollen geraten. Sie würde ihn nicht mehr aufhalten.

Wenn das wirklich ihre Absicht gewesen wäre, hätte sie heute Abend kein Taxi nach Greenwich Village genommen, ganz gleich, wie groß die Krise auch war. Ganz gleich, wie drängend und logisch Lucy am Telefon geklungen hatte, als sie vorschlug, Berger solle sich die neuen Ergebnisse selbst ansehen. Sie war zwar schon früher mit Lucy allein gewesen, allerdings vor vielen Jahren, als Scarpettas so ausgesprochen komplizierte und risikofreudige Nichte noch zu jung und Berger noch zu verheiratet gewesen war. Dass sie gegen Vertragsbedingungen verstieß oder wegen eines Formfehlers einen Prozess verlor, kam nicht in Frage.

Nun war sie nicht mehr an einen Vertrag gebunden, Lucy war älter, und einen Formfehler würde es nur geben, wenn Berger beschloss, einen herbeizuführen.

»Allerdings sah Terri offenbar keinen Grund, einmal gelöschte Dateien wiederherzustellen«, sagte Lucy. »Und deshalb haben wir es mit ziemlich langen Passagen vollständiger Texte, vermischt mit Bruchstücken von verschiedener Länge, zu tun, von denen manche nur noch Splitter sind. Je länger man damit wartet, gelöschte oder defekte Dateien zu retten, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass neue Daten die durch das Löschen auf der Festplatte frei gewordenen Stellen überschreiben. Und deshalb hat die Software mehr Mühe, das wiederzufinden, was ursprünglich dort gestanden hat.«

Bei dem Text handelte es sich um Bruchstücke einer Abschlussarbeit, die sich mit den historischen Aspekten der Forensik, Medizin und Psychiatrie befasste. Das war nicht weiter

überraschend, denn die Recherchen und die Befragung von Terri Bridges' Eltern hatten ergeben, dass sie am Gotham College studierte, dessen Rektor ihr Vater war, und dass sie gerade ihren Magister in forensischer Psychologie machte. Berger sah zu, wie forensische Fachbegriffe und Sätze an ihr vorbeiliefen, während sich an ihren Schläfen der altbekannte Schmerz meldete und sich in Richtung Augenhintergrund vorarbeitete.

Die Body Farm, das Bellevue und die psychiatrische Klinik Kirby wurden ebenso erwähnt wie eine große Anzahl anerkannter Experten auf diesem Gebiet, einschließlich Dr. Kay Scarpetta. Ihr Name fiel sogar sehr häufig. Deshalb auch Lucys Bemerkung von vorhin, Berger könnte sich versucht fühlen, sie zu feuern. Inzwischen fühlte sie sich mehr als versucht, und es wäre aus einer ganzen Reihe von Gründen auch das Klügste gewesen.

Erstens machte es den Eindruck, als hätte Terri - oder der Benutzer dieses Laptops - Hunderte von Artikeln, Videoclips, Fotos und anderen Veröffentlichungen zum Thema Scarpetta gesammelt. Die Folge davon war ein Interessenkonflikt, und zwar ein ziemlich schwerer, zusätzlich kompliziert durch ein anderes Problem, das vermutlich von Anfang an bestanden hatte.

Berger erinnerte sich, wie sehr Lucy sie bei ihrer ersten Begegnung in Richmond vor acht Jahren fasziniert hatte, und zwar auf eine Weise, die sie zwar als erregend, aber angesichts der Umstände als bedauerlich empfunden hatte. Damals, mit Ende dreißig, war sie noch so naiv gewesen, sich vorzumachen, sie sei gegen gewisse Versuchungen gefeit. Schließlich bewies das Leben, für das sie sich entschieden hatte, dass sie auch nein sagen konnte. Heute, mit sechsundvierzig, war ihr eines klar geworden: Was sie sagte oder nicht, spielte nicht die geringste Rolle, da es nichts an den Tatsachen änderte.

»Die Laptops sind ab Werk mit einer handelsüblichen Sicherheitssoftware ausgestattet.« Lucy war nicht von ihrem Thema abzubringen. »Nichts, was ich verwenden würde, da derartige Programme nur bekannte Viren, Spionagesoftware und so weiter identifizieren, also nicht die, vor denen man sich fürchten muss. Außerdem hatte Terri Schutzprogramme gegen Viren, Spionagesoftware, Spam und Phishing, eine Firewall und ein Schutzprogramm für WLAN installiert.«

»Ist das ungewöhnlich?« Berger rieb sich die Schläfen. »Für einen Durchschnittsbenutzer schon. Ihr - oder jemand anderem - war offenbar sehr an Sicherheit gelegen. Allerdings aus anderen Gründen, als es bei Menschen wie dir und mir der Fall ist. Solche Schutzmaßnahmen finden sich normalerweise nur bei Leuten, die Angst vor Hackern und Identitätsdiebstahl haben. Aber da sie keine Programmierer sind, sind sie auf handelsübliche Software angewiesen, die häufig teuer ist und nicht hält, was sie verspricht.«

»Vielleicht war sie ja genauso paranoid wie Oscar Bane«, sagte Berger. »Sie befürchteten beide, jemand könnte ihnen ans Leder wollen. Jedenfalls wissen wir, dass er solche Ängste hat. Als er letzten Monat anrief und das fatale Gespräch mit Marino führte, klang es zumindest eindeutig danach. Doch es war nicht Marinos Schuld. Wenn es noch mal passieren würde, würde ich Oscar Banes Anruf trotzdem nicht annehmen.«

»Ob alles wohl anders gekommen wäre, wenn du es getan hättest?«, fragte Lucy.

»Auf den ersten Blick unterschied er sich nicht von den anderen Spinnern, die uns tagtäglich anrufen«, erwiderte Berger.

»Es ist trotzdem schade. Vielleicht hättest du etwas erreichen können.«

Lucys kräftige Hände huschten anmutig über die Tastatur. Sie schloss ein Programmierfenster, das sie auf dem Bildschirm geöffnet hatte, und wieder stiegen Textfragmente aus den Tiefen des Programms auf, um ihre Ergänzung zu suchen. Berger wandte den Blick ab.

»Wenn ich dir den Mitschnitt vorspielen würde, würdest du verstehen, was ich meine«, erklärte sie. »Er klang wie ein Geisteskranker und wiederholte nur hysterisch, eine Gruppe von Leuten wolle durch Elektronik sein Gehirn übernehmen. Bis jetzt sei es ihm zwar gelungen, sich gegen ihre Einflussnahme zu wehren, doch sie beobachteten ihn bei jedem Atemzug. Im Moment fühle ich mich, als ginge es mir genauso. Ich muss mich bei dir entschuldigen. Ab und zu bekomme ich Kopfschmerzen, und ich versuche gerade, diese hier zu unterdrücken.«
»Warst du schon mal cyberkrank?«, erkundigte sich Lucy. »Ich weiß gar nicht, was das ist«, erwiderte Berger.
»Was ist mit Reisekrankheit?«
»Ja, das kenne ich nur zu gut. In einem fahrenden Auto kann ich nicht lesen, und als Kind musste ich mich auf dem Rummelplatz immer übergeben. Aber daran will ich mich jetzt lieber nicht erinnern.«
»Dann wirst du wohl nie bei mir mitfliegen.« »Polizeihubschrauber sind für mich kein Problem, solange sie Türen haben.«
»Orientierungslosigkeit, Übelkeit, Schwindel, manchmal sogar Krämpfe und Migräne«, stellte Lucy fest. »Diese Symptome werden häufig von der virtuellen Realität verursacht, können jedoch durch jede Darstellung von Bewegung auf dem Computerbildschirm ausgelöst werden. Zum Beispiel, wenn man sich diesen Mist hier anschaut. Zufällig habe ich Glück gehabt und gehöre nicht zu den Betroffenen. Mich kann man den ganzen Tag in einen Crash-Simulator stecken, ohne dass ich etwas spüre. Man hätte mich in Langley als Test - Dummy einsetzen können. Wäre vielleicht eine Lebensaufgabe gewesen.«
Sie lehnte sich zurück und hakte die Fingerspitzen in die Taschen ihrer Jeans. Ihre offene Körperhaltung wirkte als Einladung, die Bergers Blick anzog wie ein auffälliges Gemälde oder eine Skulptur.
»Also versuchen wir Folgendes«, schlug Lucy vor. »Du schaust nur dann auf den Monitor, wenn ich finde, dass da etwas ist, was du sehen solltest. Wenn dir weiter übel ist, lasse ich die Daten ablaufen, die ich dir zeigen möchte, und führe sie dir später mit einem statischen Textverarbeitungsprogramm vor. Möglicherweise verstoße ich ja sogar gegen meine eigene Regel und drucke etwas aus. Jedenfalls solltest du nicht mehr auf den Bildschirm schauen. Lass uns noch mal zu dem zurückkehren, was ich dir über die Schutzprogramme auf den Laptops erklärt habe. Ich bin der Ansicht, dass wir überprüfen sollten, ob sich auf Oscars Computer zu Hause dieselben Programme befinden. Vielleicht gibt es ja Hinweise darauf, dass er derjenige ist, der sie gekauft hat. Haben wir Zutritt zu seiner Wohnung?«
Lucy benutzte ständig das Wort wir, was Berger ziemlich beunruhigte.
Ein wir kam überhaupt nicht in Frage, sagte sich Berger und versuchte, den Gedanken beiseite zuschieben, der einfach nicht weichen wollte.
Sie schloss die Augen und massierte ihre Schläfen. »Aller Wahrscheinlichkeit nach war es Terri, die Recherchen über Kay angestellt hat. Aber woher wissen wir, dass es nicht Oscar selbst war? Möglicherweise gehören die Laptops ja ihm, und er hat sie aus irgendwelchen Gründen in Terris Wohnung aufbewahrt. Außerdem lautet die Antwort auf deine Frage nein. Wir dürfen uns momentan noch keinen Zugriff auf seine Computer verschaffen, ganz gleich, wie viele davon er auch in seiner Wohnung stehen hat. Erstens fehlt uns sein Einverständnis, und zweitens haben wir keine hinreichenden Verdachtsmomente. «
»Befinden sich seine Fingerabdrücke auf diesen Laptops?« Die Geräte standen neben ihnen auf einem Schreibtisch und waren an einen Server angeschlossen.
»Keine Ahnung«, erwiderte Berger. »Doch das würde auch nichts beweisen, denn er ging ja bei ihr aus und ein. Theoretisch wissen wir nicht, wer der Verfasser dieser Texte ist. Doch

eines steht fest: Alles dreht sich um Kay. Das hast du ja schon selbst bemerkt.«

»Sie ist mehr als nur der Mittelpunkt dieser Arbeit. Schau nicht hin, aber im Moment tut sich Folgendes: Das Programm sortiert die Fußnoten. Ebenda und so weiter und so fort sowie diverse Daten. Diese Fußnoten scheinen zu Zitaten von meiner Tante zu gehören.«

»Soll das heißen, dass Terri sie interviewt hat?«

»Irgendjemand muss es getan haben. Lass die Augen geschlossen. Der Computer funktioniert auch ohne deine Hilfe oder Bewunderung. Er sortiert anhand von Nennungen, es sind Tausende, einige in eckigen Klammern, die aus verschiedenen Entwürfen ein und derselben Arbeit stammmen. Hunderte dieser Nennungen beziehen sich auf Interviews, die an verschiedenen Tagen geführt wurden. Angeblich Interviews mit meiner Tante.«

Als Berger die Augen aufschlug, sah sie, wie Wortfragmente und Sätze vorbeiströmten und sich miteinander verknüpften.

»Vielleicht handelt es sich ja um Mitschriften von Interviews, die sie CNN oder irgendwelchen Zeitungen gegeben hat«, schlug sie vor. »Du hast übrigens recht. Beim nächsten Mal frage ich lieber nur nach. Von diesem Zeug wird mir schwindelig. Ich weiß nicht, was mit mir los ist. Am besten gehe ich jetzt.«

»Es können keine Mitschriften sein«, widersprach Lucy. »Zumindest die meisten nicht. Der zeitliche Ablauf ist nämlich falsch. Scarpetta, 10. November, und Scarpetta, 11. November, dann der 12. und der 13. Das kann nicht sein. Sie hat niemals mit ihr gesprochen. Und auch kein anderer. Das alles hier ist frei erfunden.«

Es war ein ausgesprochen merkwürdiger Anblick, wie Lucy auf ihre Monitore starrte und mit dem Computerprogramm schimpfte, als wäre es ihr bester Freund.

Berger stellte fest, dass Jet Ranger schnarchend unter dem Tisch lag.

»Bezüge auf vier verschiedene Interviews an vier aufeinanderfolgenden Tagen«, meinte Lucy. »Und hier haben wir es noch einmal. Drei aufeinanderfolgende Tage. Das ist in meinen Augen der springende Punkt. Schließlich kommt sie nicht jeden Tag in die Stadt und tritt im Fernsehen auf. Außerdem gibt sie nur selten Zeitungsinterviews. Und das da? Nein, das hat sich niemals so abgespielt.«

Berger überlegte, ob sie aufstehen und sich verabschieden sollte. Doch der bloße Gedanke an eine Taxifahrt war ihr unerträglich. Sicher würde ihr hinten im Wagen übel werden.

»An Thanksgiving? Unmöglich!« Es war, als stritte Lucy sich mit den Daten. »An Thanksgiving waren wir nämlich zusammen in Massachusetts. Sie ist nicht bei CNN aufgetreten und hat ganz sicher weder einer Zeitung noch irgendeiner Studentin ein Interview gegeben.«

17

Ein beißend kalter Wind wehte, und eine schmale Mondsichel stand hoch am Himmel, als Scarpetta und Benton zum Gerichtsmedizinischen Institut gingen.

Der Bürgersteig war nahezu menschenleer, und die wenigen Passanten, denen sie begegneten, schienen kein bestimmtes Ziel und auch kaum einen Lebensinhalt zu haben. Ein junger Mann drehte einen Joint. Ein anderer junger Mann lehnte an einer Mauer und versuchte sich zu wärmen. Scarpetta spürte Blicke im Rücken und fühlte sich leicht beklommen, schutzlos und unwohl in ihrer Haut, und zwar aus Gründen, die zu vielschichtig waren, um sie zu fassen zu kriegen. Gelbe Taxis rasten vorbei. Die beleuchteten Reklameaufsteller auf ihren Dächern warben hauptsächlich für Banken, Finanzierungsfirmen und Kreditunternehmen, typisch für die Nachweihnachtszeit, wenn sich die Menschen den Folgen ihres Kaufrauschs stellen mussten. Als Scarpetta an einem Bus Werbung für Gotham Gotcha sah, traf sie die Wut wie ein Nadelstich.

Im nächsten Moment bekam sie es mit der Angst zu tun. Benton schien das zu spüren und griff beim Weitergehen nach ihrer Hand.

»Das geschieht mir ganz recht«, sagte sie, als sie an die Klatschkolumne dachte. »Über zwanzig Jahre lang habe ich es geschafft, mich bedeckt zu halten. Dann kam CNN, und jetzt habe ich den Salat.«

»Das hat nichts mit dir zu tun«, widersprach er. »Die Dinge sind eben so, und die Welt ist ungerecht. Deshalb gibt es auch den Ort, zu dem wir jetzt unterwegs sind. Wir sind nämlich Fachleute für Ungerechtigkeit.«

»Ich werde aufhören zu jammern«, erwiderte sie. »Du hast absolut recht. Ob man eine Leichenhalle betritt oder hineingetragen wird, sind zwei Paar Stiefel.«

»Du kannst jammern, so viel du willst.«

»Nein, danke«, sagte sie und zog seinen Arm an sich. »Ich bin jetzt fertig damit.«

Die Scheinwerfer der vorbeifahrenden Autos streiften die leeren Fenster der alten psychiatrischen Klinik Bellevue. Gleich gegenüber dem Eisentor erhob sich das aus blauen Backsteinen erbaute Gerichtsmedizinische Institut. Zwei weiße Transporter mit verdunkelten Scheiben parkten davor am Straßenrand, bereit für den nächsten traurigen Einsatz. Benton läutete. Dann warteten sie frierend auf der obersten Stufe vor dem Eingang. Ungeduldig läutete er ein zweites Mal.

»Offenbar ist sie schon fort«, meinte er. »Oder sie hat beschlossen, nicht zu kommen.«

»Daran hätte sie keinen Spaß«, wandte Scarpetta ein. »Sie lässt andere Leute nämlich gern schmoren.«

Überall hingen Überwachungskameras. Scarpetta stellte sich vor, wie Dr. Lenora Lester sie auf einem Bildschirm beobachtete und sich amüsierte. Einige Minuten später - Benton wollte gerade gehen - erschien Dr. Lester hinter der Glastür, schloss auf und ließ sie herein. Sie trug einen langen grünen OP-Kittel und eine runde Brille mit Metallrahmen. Das graue Haar hatte sie hochgesteckt. Ihr Gesicht war unscheinbar und faltenlos. Nur eine tiefe Furche verlief von der Nasenwurzel senkrecht über die Stirn. Ihre kleinen, dunklen Augen huschten hin und her wie Eichhörnchen, die herannahenden Autos ausweichen.

In der schäbigen Vorhalle nahm ein Foto des Ground Zero beinahe die ganze Wand ein. Dr. Lester wies Scarpetta und Benton an, ihr zu folgen, als wären sie noch nie hier gewesen.
Wie immer sprach sie nur mit Benton.

»Letzte Woche ist Ihr Name gefallen«, meinte sie, während sie ein Stück vor ihnen herging. »Das FBI war wegen eines Falls hier. Einige Agenten und ein Profiler aus Quantico. Irgendwie sind wir auf Das Schweigen der Lämmer zu sprechen gekommen, was mich daran erinnert hat, dass Sie damals die Abteilung für Verhaltensforschung geleitet haben. Waren Sie nicht einer der wichtigsten Berater bei den Dreharbeiten? Wie viele Tage hat das Filmteam an der Akademie verbracht? Wie waren Anthony Hopkins und Jodie Foster denn so?«

»Ich war irgendwo mit einem Fall beschäftigt«, erwiderte er.

»Jammerschade«, entgegnete sie. »Damals war es wirklich erfrischend, dass Hollywood endlich Interesse an unserem Beruf zeigte. Es war in vielerlei Hinsicht von Vorteil, da die Öffentlichkeit so eine schrecklich falsche Vorstellung von uns und unserer Arbeit hatte.«

Scarpetta verkniff sich die Bemerkung, der Film habe nicht unbedingt zum Abbau dieser gruseligen Vorurteile beigetragen, denn schließlich spielte die berühmte Szene mit der Motte in einem Bestattungsinstitut, nicht in einem modernen Autopsiesaal. Sie hätte auch hinzufügen können, dass Dr. Lester genau das verzerrte Bild bestätigte, was die meisten Leute von Gerichtsmedizinern hatten.

»Inzwischen erhalte ich fast jeden Tag Angebote, bei einer Fernsehsendung oder einem Film

als Beraterin tätig zu werden. Autoren, Drehbuchschreiber, Produzenten, Regisseure. Alle wollen einmal eine Autopsie oder einen richtigen Tatort sehen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mir das inzwischen zum Hals heraushängt.«

Der lange Kittel um flatterte ihre Knie, als sie rasch ausschritt.

»Allein wegen dieses Falls hatte ich mindestens ein Dutzend Anrufe«, fuhr sie fort. »Vermutlich, weil es sich um eine Zwergin handelt. Offen gestanden, meine erste. Sehr interessant. Leichte Wirbelsäulenverkrümmung, 0- Beine, gewölbte Stirn und Megalenzephalie, also eine Vergrößerung des Gehirns«, fügte sie hinzu, als ob Scarpetta die Bedeutung dieses Wortes nicht gekannt hätte. »Kommt bei Menschen mit Achondroplasie häufig vor, hat allerdings keinen Einfluss auf die Intelligenz. Was den IQ betrifft, unterscheiden sie sich nicht von uns anderen. Also ist es nicht so, dass es die Frau aus lauter Dummheit erwischt hätte.«

»Ich bin nicht sicher, worauf Sie hinauswollen«, sagte Benton.

»Hinter diesem Fall könnte mehr stecken, als man auf den ersten Blick vermutet. Vielleicht liegen Sie mit Ihrer Theorie ja falsch. Wie ich hoffe, haben Sie sich die Fotos vom Tatort bereits angesehen. Ich werde Ihnen noch die geben, die während der Autopsie entstanden sind. Typischer Tod durch Ersticken, herbeigeführt durch Erdrosselung mit einer Schnur oder einem ähnlichen Gegenstand. Vorausgesetzt, es handelt sich um ein Tötungsdelikt.«

»Vorausgesetzt?«, wiederholte Benton.

»In einem ungewöhnlichen Fall wie diesem muss man sich alle Möglichkeiten offen halten. Eine kleinwüchsige Frau wie sie hatte ein viel höheres Unfallrisiko als wir andere. Eins zwanzig groß. Zweiundvierzig Kilo. Falls es ein Unglück gegeben hat - zum Beispiel bei heftigen Sexspielen -, war die Gefahr, zu weit zu gehen, bei ihr um einiges größer.«

»Auf einigen Fotos habe ich Blut und Abschürfungen an ihren Beinen bemerkt«, stellte Scarpetta fest. »Wie könnte das zu Ihrer Theorie von heftigen Sexspielen passen?«

»Möglicherweise Schläge, bis die Sache aus dem Ruder gelaufen ist. So etwas ist mir schon öfter untergekommen. Auspeitschungen, Tritte und andere sadistische Praktiken, bei denen es viele übertreiben.«

Inzwischen hatten sie die Verwaltung erreicht. Alte graue Linoleumfliesen auf dem Boden und hellrote Türen.

»Ich konnte keine Abwehrverletzungen entdecken«, erzählte Dr. Lester weiter. »Falls sie ermordet wurde, muss der Täter sie sofort überwältigt haben. Vielleicht hat er sie mit einer Pistole oder einem Messer bedroht, so dass sie seinen Befehlen gehorcht hat. Allerdings kann ich die Alternative nicht außer Acht lassen, dass sie und ihr Freund - oder der Mann, mit dem sie den gestrigen Abend verbracht hat - irgendwe1che sexuellen Praktiken ausgeübt haben, die außer Kontrolle geraten sind.«

»Was genau weist für Sie darauf hin, dass wir es hier mit sogenannten Sexspielen zu tun haben?«, erkundigte sich Benton.

»Erstens die am Tatort sichergestellten Gegenstände. Soweit ich informiert bin, stand sie auf Rollenspiele. Außerdem befiehlt der Täter bei einer versuchten Vergewaltigung dem Opfer normalerweise, sich auszuziehen«, entgegnete Dr. Lester, ohne ihren Schritt zu verlangsamen. »Sie zu zwingen, sich zu entkleiden, und sich dabei vorzustellen, was er gleich mit ihr machen wird, steigert die Erregung. Die Fesselung kommt vermutlich erst danach. Sie jedoch zuerst zu fesseln und sich dann die Mühe zu machen, ihr Bademantel und BH vom Leibe zu schneiden, sieht für mich eher nach einem Sexspiel aus. Insbesondere wenn das Opfer gern seine sexuellen Phantasien auslebte. Und soweit ich im Bilde bin, stand sie auf Sex.«

»Offen gesagt«, widersprach Benton, »finde ich es viel furchteinflößender, sie zuerst zu fesseln und ihr dann die Kleider aufzuschneiden, als sie zum Ausziehen zu zwingen.«

»Das ist das Problem, das ich mit forensischer Psychologie, dem Erstellen von Täterprofilen und so weiter habe. Die persönliche Meinung spielt dabei eine viel zu große Rolle. Was Sie für beängstigend halten, könnte für jemand anderen erregend sein. Es hängt immer von der jeweiligen Person ab.«

»Falls ich etwas sagen sollte, das nur meine persönliche Meinung ist, gebe ich Ihnen vorher Bescheid«, entgegnete Benton.

Berger spürte, dass Lucys Arm sie zart streifte, während sie sich Notizen auf einem Block machte. Grellweiße Datenbruchstücke schwebten vorbei. Immer wenn sie hinsah, taten ihr die Augen weh, gefolgt von einem stechenden Schmerz.

»Meinst du, du kannst den Großteil wiederherstellen?«, fragte sie.

»Ja«, antwortete Lucy.

»Und können wir sicher sein, dass die ersten Entwürfe vor etwa einem Jahr entstanden sind?«

»Mindestens. Wenn wir fertig sind, erzähle ich dir Genaueres. Dazu müssen wir den allerersten Text finden, den sie gespeichert hat. Ich sage immer noch sie, obwohl ich weiß, dass wir den wahren Verfasser der Texte nicht kennen.«

Lucys Augen waren sehr grün. Als Berger und sie einander ansahen, hielten sie lange Blickkontakt.

»Offenbar hat sie die Dateien nicht auf dieselbe Methode gesichert wie ich«, stellte Berger fest. »Sie war für jemanden, der so viele Schutzprogramme, und wenn es nur handelsübliche sind, auf seinem Computer hat, ziemlich nachlässig. Wenn ich zum Beispiel an einem juristischen Text arbeite, kopiere ich ihn einfach und benenne ihn um.«

»Das ist der richtige Weg«, erwiderte Lucy. »Doch sie hat sich diese Mühe erspart und einfach dieselbe Datei überarbeitet und die überschriebene Datei dann gespeichert. Wirklich ganz schön leichtsinnig. Allerdings geht die halbe Welt so vor. Zum Glück hat die Datei bei jeder Überarbeitung und Speicherung einen neuen Datumsstempel bekommen. Obwohl man ihn auf der Liste der Dokumente nicht sehen kann, ist er da, wenn auch überall verstreut. Der Computer findet die Daten, sortiert die Dokumente entsprechend und führt eine Musteranalyse durch. Zum Beispiel, wie oft sie - oder ein anderer - an einem bestimmten Tag dieselbe Datei überarbeitet und gespeichert hat. Nehmen wir zum Beispiel die Datei mit der Magisterarbeit. An welchen Wochentagen hat die Person daran geschrieben? Tagsüber, nachts und um welche Uhrzeit?«

Berger machte sich Notizen. »Das könnte uns Hinweise darauf liefern, wo sie wann war. Ihre Lebensgewohnheiten. Und das führt uns vielleicht zu ihrem Bekanntenkreis. Saß sie meistens in ihrer Wohnung und hat gearbeitet, mit Ausnahme des Samstagabends, wenn sie sich mit Oscar Bane traf? Oder ging sie zum Schreiben anderswohin? Vielleicht sogar in die Wohnung einer dritten Person? Gab es in ihrem Leben Menschen, von deren Existenz wir nichts wissen?«

»Ich kann dir eine Liste der zeitlichen Abfolge jedes Tastendrucks herstellen«, antwortete Lucy. »Aber ich weiß nicht, wo sie gearbeitet hat. E-Mails kann man auf eine IP-Adresse zurückverfolgen, zum Beispiel wenn sie ihre Mails nicht von zu Hause aus, sondern aus einem Internetcafe verschickt hat. Doch was das Textverarbeitungsprogramm betrifft, gibt es keine Anhaltspunkte. Wir können nicht mit Sicherheit sagen, ob sie immer nur zu Hause an ihrer Magisterarbeit geschrieben hat. Möglicherweise ist sie dazu ja in irgendeine Bibliothek gegangen. Oscar könnte wissen, ob sie stets zu Hause gearbeitet hat. Vorausgesetzt, er tischt uns keine Märchen auf. Schließlich könnte auch er der Verfasser dieser Arbeit sein. Das darfst du nicht aus den Augen verlieren.«

»Die Polizei hat in Terris Wohnung keine Fachbücher gefunden«, merkte Berger an.

»Heutzutage speichern viele Leute ihre Unterlagen elektronisch und verwenden kein Papier

mehr. Manche drucken nur im äußersten Notfall etwas aus. Ich gehöre auch dazu. Ich halte nämlich nichts davon, papierne Spuren zu hinterlassen.«

»Kay wird uns sicher die Frage beantworten können, ob das, was Terri oder ein anderer gesammelt und geschrieben hat, der Wahrheit entspricht«, sagte Berger. »Schaffen wir es, jeden Entwurf komplett wiederherzustellen ?«

»So würde ich es nicht ausdrücken. Sagen wir lieber, ich kann retten, was noch da ist. Jetzt sortiert der Computer die Bibliographie. Jedes Mal, wenn Terri einen neuen Eintrag gemacht oder etwas überarbeitet oder verändert hat, ist eine neue Version der Datei entstanden. Deshalb sehen wir hier auch so viele Kopien eines Dokuments, das immer dasselbe zu sein scheint. Okay, du siehst es natürlich nicht. Wie fühlst du dich?«

Lucy musterte sie prüfend.

»Ich bin nicht ganz sicher«, erwiderte Berger. »Wahrscheinlich ist es besser, wenn ich gehe. Wir müssen noch entscheiden, was wir mit diesen Informationen anfangen.«

»Anstatt dir den Kopf über Dinge zu zerbrechen, die wir noch nicht wissen, solltest du abwarten, bis feststeht, womit wir es zu tun haben. Für alles andere ist es noch zu früh. Aber geh nicht. Bitte nicht.«

Sie saßen nebeneinander, während Lucys Finger über die Tastatur flogen und Berger sich Notizen machte. Als Jet Rangers großer Kopf zwischen ihren Stühlen erschien, fing Berger an, ihn zu streicheln.

»Jetzt sortiert er wieder«, meldete Lucy. »Allerdings diesmal nach den unterschiedlichen Zweigen der Forensik. Fingerabdrücke, DNA, Faserspuren. Alles wurde kopiert und in einem Ordner mit dem Namen Forensik abgespeichert.«

»Dateien wurden ersetzt«, stellte Berger fest. »Eine Datei wurde mit einer anderen überschrieben. Ich dachte immer, wenn man das tut, ist die alte Kopie für immer verschwunden.«

Das Telefon läutete.

»Es ist für mich«, sagte Berger.

Sie hielt Lucys Handgelenk fest, damit diese nicht abheben konnte.

18

Dr. Lesters Büro strotzte nur so von eingerahmten Diplomen, Zeugnissen, Empfehlungsschreiben und Fotos, die sie mit Schutzhelm und weißem Overall bei den Ausgrabungsarbeiten am Ground Zero zeigten.

Offenbar war sie stolz darauf, an den Ermittlungen nach dem 11. September beteiligt gewesen zu sein. Allerdings schien die Tragödie selbst sie völlig kalt zu lassen. Scarpetta, die fast sechs Monate an der Unglücksstelle in der Water Street verbracht hatte, war dadurch nicht zu Ruhm und Ehre gelangt. Wie eine Archäologin hatte sie Tausende von Eimern voller Erde nach persönlicher Habe, Körperteilen, Zähnen und Knochen durchsucht. Jedoch konnte sie weder gerahmte Fotos noch Power-Point-Präsentationen vorweisen. Außerdem sprach sie nicht gern darüber, denn sie fühlte sich von den Ereignissen wie körperlich verseucht, und zwar auf eine bislang unbekannte Weise. Es war, als ob die Todesangst der Opfer einen giftigen Nebel gebildet hätte, der sich nun auf die gesamte Umgebung und auf ihre geborgenen, eingetüteten und nummerierten Überreste gesenkt hatte. Auch wenn Scarpetta es nicht genau erklären konnte, fand sie es geschmacklos, sich damit zu brüsten.

Dr. Lester nahm einen dicken Umschlag vom Schreibtisch und reichte ihn Benton.

»Autopsiefotos, mein vorläufiger Bericht, die DNA-Analyse«, verkündete sie. »Ich weiß nicht, was Sie schon alles von Mike erhalten haben. Manchmal ist er ein wenig schlampig.« Sie

sprach von Mike Morales, als wäre er ein guter Freund. »Die Polizei geht von einem Mord aus«, erwiderte Benton. Er öffnete den Umschlag nicht, sondern gab ihn Scarpetta, eine symbolische Geste.

»Die Entscheidung liegt nicht bei der Polizei«, wandte Dr. Lester ein. »Ich bin sicher, dass Mike diese Auffassung nicht teilt. Und wenn doch, kennt er meine Haltung.«

»Und was sagt Berger?«, erkundigte sich Benton.

»Es ist auch nicht ihre Entscheidung. Warum fällt es den Leuten so schwer zu warten, bis sie an der Reihe sind? Die bedauernswerten Menschen, die bei uns landen, haben es ja auch nicht eilig, wozu also die Hetze? Ich habe, was die Todesursache angeht, noch kein abschließendes Urteil gefällt, insbesondere unter Berücksichtigung der DNA. Ich fand diesen Fall von Anfang an merkwürdig, und jetzt weiß ich gar nicht mehr, wie ich ihn einschätzen soll.«

»Also beabsichtigen Sie nicht, in näherer Zukunft eine Todesursache zu bestimmen«, entgegnete Benton.

»Meine Möglichkeiten sind erschöpft. Jetzt muss ich auf die Ergebnisse der anderen warten«, antwortete sie.

Das hatte Scarpetta gerade noch gefehlt. Es gab nicht nur keine Beweise, aufgrund deren man Oscar Bane hätte festnehmen können, sondern nicht einmal ein Verbrechen im Sinne des Gesetzes. Das hieß, dass sie vielleicht noch sehr lange Zeit an ihre ärztliche Schweigepflicht gebunden sein würde.

Sie verließen das Büro. »Sie hatte zum Beispiel eine Art Gleitmittel in der Vagina«, verkündete Dr. Lester. »Das ist ungewöhnlich bei einem Mord.«

»Das mit dem Gleitmittel höre ich zum ersten Mal«, erwiderte Scarpetta. »Es steht in keinem der vorläufigen Berichte, die ich kenne.«

»Sicher ist Ihnen klar, dass es sich bei den DNA-Profilen aus CODIS nur um Zahlen handelt«, meinte Dr. Lester. »Und meiner Ansicht nach kann bei Zahlen schon der kleinste Irrtum zu einem völlig veränderten Chromosomensatz führen. Ein Fehler in einem oder mehreren Markern, und schon hat man ein ernstes Problem. Ich halte es für möglich, dass wir es hier mit einem sehr seltenen, auf einen Computerfehler zurückzuführenden positiven Ergebnis zu tun haben.«

»Es gibt keine falschen positiven Ergebnisse, nicht einmal in seltenen Fällen«, widersprach Scarpetta. »Auch nicht bei einem DNA-Mix, wie er entsteht, wenn das Opfer von mehreren Tätern vergewaltigt wurde oder eine Verschmutzung entstanden ist, weil verschiedene Leute Zugriff auf einen Gegenstand oder eine Substanz wie ein Gleitmittel hatten. Ein DNA-Mix von verschiedenen Personen ist zum Beispiel nicht wie durch Zauberhand identisch mit dem genetischen Profil einer Frau in Palm Beach.«

»Ja, das Gleitmittel. Es lässt eine weitere mögliche Erklärung zu«, sagte Dr. Lester. »Eine Verschmutzung, wie Sie es eben selbst festgestellt haben. Eine Prostituierte oder ein Strichjunge, die kein Sperma zurückgelassen haben. Was wissen wir über das Privatleben der Menschen, bevor sie bei uns landen? Deshalb bin ich nicht bereit, mich voreilig auf Mord, Selbstmord oder Unfall festzulegen. Nicht, ehe ich nicht alle Fakten kenne. Ich mag nämlich keine Überraschungen, nachdem ich mich entschieden habe. Wie Sie dem Laborbericht bestimmt entnommen haben, wurde kein Sperma sichergestellt.«

»So etwas kommt öfter vor«, wandte Scarpetta ein. »Es ist gar nicht so selten, wie Sie glauben. Außerdem werden Gleitmittel häufig auch bei Sexualverbrechen verwendet. K-Y, Vaseline, Sonnencreme, ja, sogar Butter. Ich könnte die Liste noch lange fortsetzen.«

Sie folgten Dr. Lester einen weiteren Flur entlang, der noch aus einer Zeit stammte, in der Forensiker als Leichenmetzger bezeichnet wurden. Es war noch gar nicht so lange her, dass

man bei der Untersuchung einer Leiche nur die Blutgruppe bestimmt, ihr die Fingerabdrücke abgenommen und sie geröntgt hatte.

»Kein Hinweis auf Samenflüssigkeit in oder auf ihrem Körper oder auf der in der Badewanne gefundenen Kleidung«, fuhr Dr. Lester fort. »Auch nicht am Tatort. Selbstverständlich wurden UV-Lampen benutzt. Ich habe die Überprüfung wiederholt. Nichts leuchtete fluoreszierend, wie es bei Sperma normalerweise der Fall ist.«

»Manche Vergewaltiger verwenden Kondome«, entgegnete Scarpetta. »Insbesondere heutzutage, weil jeder über DNA Bescheid weiß.«

Datenbruchstücke rasten in atemberaubender Geschwindigkeit über dunkle Bildschirme und verbanden sich miteinander, als befanden sie sich auf der Flucht und würden wieder eingefangen.

Vielleicht gewöhnte Berger sich ja allmählich an den Cyberspace, denn die Kopfschmerzen waren auf wundersame Weise wie weggeblasen. Vielleicht war Adrenalin das Heilmittel Berger war wütend, denn sie duldete keinen Widerspruch. Nicht von Morales. Und schon gar nicht von Lucy.

»Wir sollten endlich mit den E-Mails anfangen«, sagte sie, und zwar nicht zum ersten Mal seit Marinos Anruf.

Lucy schien sich nicht im Mindesten für Marino und seine Ermitllungsergebnisse zu interessieren und achtete nicht auf Berger, die immer wieder darauf beharrte, sich die E- Mails ansehen zu wollen. Obwohl die Passwörter direkt vor ihrer Nase lagen, war Lucy nicht bereit, sich mit dem nächsten Thema zu befassen, ehe sie nicht wusste, warum der Name ihrer Tante mit beängstigender Häufigkeit in den bruchstückhaften Versionen der Magisterarbeit auftauchte, deren Verfasser Terri Bridges oder vielleicht auch Oscar Bane war.

»Ich fürchte, du steigerst dich da in etwas Persönliches hinein«, protestierte Berger. »Und das gefällt mir gar nicht. Wir müssen uns die E-Mails anschauen. Aber du liest ja lieber, was über deine Tante geschrieben wurde. Damit will ich natürlich nicht behaupten, dass es nicht wichtig wäre.«

»Du musst darauf vertrauen, dass ich weiß, was ich tue«, entgegnete Lucy, die sich weigerte nachzugeben.

Also blieb der Notizblock mit den Passwörtern liegen, wo er war, und zwar auf dem Schreibtisch neben Lucys Tastatur. »Geduld. Immer eins nach dem anderen«, fügte Lucy hinzu. »Ich schreibe dir ja auch nicht vor, wie du in deinen Fällen ermitteln sollst.«

»Im Moment habe ich aber ganz diesen Eindruck. Ich will einen Blick auf die E-Mails werfen, während du darauf bestehst, weiter diese verdammte Magisterarbeit zu lesen. Du bist mir keine Hilfe.«

»Ich helfe dir doch, und zwar, indem ich mich nicht von dir herumkommandieren und mir vorschreiben lasse, wie ich meine Arbeit zu machen habe. Ich lasse es nicht zu, dass du mir Anweisungen gibst oder Einfluss auf mich nimmst, und damit basta. Ich kenne mich in diesen Dingen aus, während du vieles davon noch nicht verstehst. Du musst genau nachvollziehen können, was wir hier machen - auch warum und wie -, denn wenn es ein wichtiger Fall wird, und das wird es sicher, wirst du ins Kreuzfeuer der Kritik geraten. Und nicht ich werde dem Richter und den Geschworenen erklären müssen, dass ein Teil dieser Ermittlungen mit einem forensischen Computerprogramm durchgeführt wurde. Du wirst mich wahrscheinlich nicht als Gutachterin benennen dürfen, und zwar aus einem ziemlich offensichtlichen Grund.«

»Darüber müssen wir auch noch reden«, entgegnete Berger.

»Persönliche Befangenheit«, erwiderte Lucy.

»Du würdest dich unglaubhaft machen.« Berger nutzte die Gelegenheit, ihre Zweifel

auszusprechen und vielleicht einen Schlussstrich unter die Sache zu ziehen.

Möglicherweise hatte Lucy ja gerade andeuten wollen, dass sie vorhatte, auszusteigen und die Angelegenheit zu beenden.

»Offen gestanden bin ich ratlos«, fügte Berger hinzu. »Wenn du objektiv bleiben könntest, würde ich dich um einen Vorschlag bitten. Du hast dich auf etwas eingelassen, ohne zu wissen, dass du persönlich betroffen sein würdest. Und nun? Wahrscheinlich ist dir inzwischen klar, dass es das Beste wäre, wenn du die Finger von der Sache lässt. Also sollten wir uns jetzt die Hand schütteln und uns voneinander verabschieden. Ich suche mir eine andere Firma.«

»Jetzt, da wir wissen, dass es um meine Tante geht? Soll das ein Scherz sein? In dieser Situation das Handtuch zu werfen wäre eine Riesendummheit«, widersprach Lucy. »Ich gebe nicht auf. Ich habe dich ja gleich gewarnt, dass du mich am liebsten rausschmeißen würdest. Außerdem habe ich dir gesagt, dass es keine andere Firma gibt. Das haben wir doch bereits durchgekaut.«

»Du könntest eine dritte Person damit beauftragen, dein Programm durchlaufen zu lassen.«

»Meine urheberrechtlich geschützte Software? Hast du eine Vorstellung davon, was die wert ist? Das ist, als würde ich jemanden meinen Hubschrauber fliegen lassen, während ich auf der Rückbank sitze. Oder einer anderen Frau erlauben, mit meiner Freundin zu schlafen.«

»Wohnst du mit deiner Freundin zusammen? Lebst du in diesem Loft?« Berger hatte eine Treppe bemerkt, die in die obere Etage führte. »Es ist gefährlich, am Arbeitsplatz zu wohnen. Wie ich annehme, hat diese Person keinen Zugriff auf streng geheime … «

»Jet Ranger kennt die Passwörter nicht, keine Sorge«, antwortete Lucy. »Ich wollte damit nur ausdrücken, dass kein Mensch meine Software anfasst. Sie gehört mir. Ich habe den Code geschrieben. Und niemand wird ihn je entschlüsseln, was genau der Sinn des Ganzen ist.«

»Wir stehen vor einem schweren Konflikt, mit dem wir beide nicht gerechnet haben«, sagte Berger.

»Nur, wenn du einen daraus machen musst. Ich möchte nicht aussteigen; ich bleibe an der Sache dran.«

Berger beobachtete die Daten, die in schwindelerregendem Tempo vorbeisausten. Dann sah sie Lucy an. Sie brauchte sie. »Wenn du mich rausschmeißt«, sprach Lucy weiter, »schadest du dir nur selbst, und das kannst du dir ersparen.«

»Ich habe nicht die Absicht, mir selbst zu schaden. Oder dir. Aber ich will den Fall nicht vermasseln. Erzähl mir, was du vorhast«, erwiderte Berger.

»Zuerst möchte ich dir erklären, wie man überschriebene Dateien wiederherstellt. Denn wie du selbst gesagt hast, kennen die meisten Leute diese Möglichkeit nicht. Du musst damit rechnen, dass die Verteidigung deshalb versuchen wird, dich als unglaubwürdig hinzustellen. Wie du sicher schon bemerkt hast, finde ich Analogien sehr hilfreich. Also hör zu. Nehmen wir einmal an, du fährst an deinen liebsten Urlaubsort, zum Beispiel nach Sedona. Dort übernachtest du mit einer bestimmten Person in einem Hotel. Der Einfachheit halber gehen wir davon aus, dass es Greg ist. Eindrücke, Geräusche, Gerüche, Gefühle und Empfindungen strömen auf dich ein und werden, zum Großteil unbewusst, in deinem Gedächtnis gespeichert.«

»Was soll das?«, wunderte sich Berger.

»Ein Jahr später«, fuhr Lucy fort, »fliegst du mit Greg wieder nach Sedona, und zwar am selben Wochenende. Ihr mietet dasselbe Auto und übernachtet im selben Hotel im selben Zimmer. Allerdings wird die Erfahrung nicht identisch sein, und zwar wegen der Dinge, die seitdem in deinem Leben passiert sind. Deine Gefühle, deine Beziehung, deine Gesundheit, seine Gesundheit, deine Sorgen, seine Sorgen, das Wetter, die Wirtschaftslage, Umleitungen im Straßenverkehr, Renovierungen, ja, jedes Detail bis hin zu den Blumengestecken und der

Schokolade auf den Kopfkissen. Ohne es zu bemerken, wirst du die alten Dateien mit neuen, anderen überschreiben, auch wenn dir bewusst kein Unterschied auffällt.«

»Um es ganz klar zu sagen, Lucy«, unterbrach Berger sie. »Ich mag es nicht, wenn andere Menschen in meinem Privatleben herumschnüffeln und meine Grenzen überschreiten.«

»Dann lies doch, was über dich geschrieben wird. Manches ist freundlich, anderes nicht. Wirf einen Blick in Wikipedia.« Lucy hielt ihrem Blick stand. »Alles, was ich gerade geschildert habe, ist allgemein bekannt. Du hast deine Flitterwochen mit Greg in Sedona verbracht, einem deiner Lieblingsplätze. Wie geht es ihm übrigens? «

»Du hast kein Recht, Nachforschungen über mich anzustellen.«

»Selbstverständlich habe ich das. Ich wollte genau wissen, womit ich es zu tun habe. Und ich denke, das weiß ich jetzt. Auch wenn du nicht sehr offen mit mir warst.«

»Was habe ich Unehrliches gesagt?«

»Es geht eher darum, was du nicht gesagt hast. Dein Schweigen«, entgegnete Lucy.

»Du hast keinen Grund, mir zu misstrauen, und solltest es deshalb auch nicht tun«, gab Berger zurück.

»Ich werde nicht einfach alles hinschmeißen, nur wegen irgendwelcher Grenzen oder eines möglichen Interessenkonflikts. Auch nicht, wenn ich von dir die Anweisung bekomme«, entgegnete Lucy. »Ich habe alles auf meinen Server überspielt. Wenn du also die Laptops nehmen und gehen willst, nur zu. Aufhalten kannst du mich damit nicht.« »Ich möchte keinen Streit mit dir.« »Das wäre auch ziemlich unklug.« »Bitte droh mir nicht.«

»Das war keine Drohung. Ich habe Verständnis dafür, dass du dich unter Druck gesetzt fühlst und es für das Vernünftigste hältst, mich von dem Fall abzuziehen. Tatsache ist aber, dass du nicht die Möglichkeit hast, mich am Weitermachen zu hindern. Daran gibt es nichts zu rütteln. In der Wohnung einer Ermordeten wurden Informationen über meine Tante gefunden. Eine Magisterarbeit, an der diese Terri oder sonst jemand ständig herumkorrigiert hat. Ich würde in diesem Zusammenhang das Wort zwanghaft benutzen. Darüber sollten wir beide uns Sorgen machen, anstatt uns den Kopf über die Gedanken und möglichen Vorwürfe anderer Leute zu zerbrechen.«

»Was könnte man uns denn vorwerfen?«

»Dass wir einen Interessenkonflikt haben. Wegen meiner Tante. Wegen irgendetwas eben.«

»Die Meinung anderer Leute kümmert mich viel weniger, als du glaubst«, erwiderte Berger. »Ich habe nämlich gelernt, dass es besser ist, sie auf mein Denken einzuschwören, als darüber nachzugrübeln. Darin bin ich ziemlich gut. Mir blieb ja auch nichts anderes übrig. Hoffentlich ahnt Kay nichts von alldem. Ich muss mit ihr reden.«

»Sicher hätte sie es Benton erzählt«, antwortete Lucy. »Und dir ebenfalls. Niemals wäre sie einverstanden gewesen, Oscar Bane zu untersuchen, wenn sie ihn oder Terri Bridges auch nur entfernt gekannt hätte.«

»Als ich sie bat, ihn sich einmal anzusehen, hatte sie überhaupt keine Informationen über den Fall. Nicht einmal den Namen des Opfers. Also könnte sie Terri Bridges gekannt, es aber erst im Gespräch mit Oscar erfahren haben.«

»Dann hätte sie inzwischen längst etwas gesagt.«

»Ich weiß nicht, wie du das beurteilst«, meinte Berger, »aber ich finde es höchst seltsam, wenn eine Studentin, die eine Magister- oder Doktorarbeit schreibt, nicht die geringsten Anstalten unternimmt, sich mit der Person, um die es darin geht, in Verbindung zu setzen. Terri Bridges hat über Kay geschrieben und soll nie versucht haben, sie zu kontaktieren? Vielleicht hat sie es ja getan, und Kay hat es vergessen, weil sie nicht interessiert war.«

»Sie hätte sich daran erinnert und ihr zumindest eine höfliche Absage geschickt. Tante Kay

kannte diese Frau nicht.« »Glaubst du wirklich, dass du objektiv sein kannst? Dass du damit klarkommst? Dass du das überhaupt willst?«

»Ich kann, und ich will«, erwiderte Lucy. Plötzlich wandte sich ihre Aufmerksamkeit dem Monitor zu.

»SCARPETTA von Terri Bridges« war auf dem Bildschirm zu lesen, immer dieselben Wörter, allerdings in verschiedenen Schriftarten und -größen.

»Jetzt hat er angefangen, nach Titelseiten zu sortieren«, stellte Lucy fest. »War die Frau denn total durchgeknallt?«

19

Der Autopsiesaal befand sich in der untersten Etage, wo er für Transporter und Rettungswagen, die die Toten anlieferten und wieder abholten, am leichtesten zu erreichen war.

In dem stillen Flur, in dem unbenutzte Rollwagen standen, roch es stark nach einem Lufterfrischer. Hinter den verschlossenen Türen, an denen sie vorbeikamen, wurden Skelettteile und Gehirnproben aufbewahrt. Ein düster wirkender, abgeschabter Aufzug aus Stahl brachte die Leichen nach oben, wo die Verwandten sie hinter Glas betrachten konnten. Scarpetta hatte großes Mitgefühl mit den Menschen, die einen geliebten Angehörigen auf diese Weise zum letzten Mal zu Gesicht bekamen. In jedem Gerichtsmedizinischen Institut, das sie je geleitet hatte, waren die Glasscheiben unzerbrechlich und die Räume einigermaßen vorzeigbar hergerichtet und mit Landschaftsbildern und echten Pflanzen ausgestattet gewesen. Außerdem wurden die Trauernden nie allein gelassen.

Dr. Lester führte sie zu dem Raum, der normalerweise stark verwesten, radioaktiv verseuchten oder mit ansteckenden Krankheiten behafteten Leichen vorbehalten war. Ein leichter Gestank schlug Scarpetta entgegen, als forderte eine ganz besondere Form des Leids sie zum Eintreten auf. Die meisten Ärzte rissen sich nicht darum, in diesem Raum zu arbeiten.

»Gibt es einen Grund, warum Sie die Leiche isoliert haben? «, fragte sie. »Wenn ja, wäre es nett, ihn uns jetzt zu nennen.«

Dr. Lester betätigte einen Lichtschalter. Neonröhren sprangen flackernd an und beleuchteten einen Autopsietisch aus Edelstahl, einige Instrumentenwagen und einen Rollwagen, auf dem eine mit einem blauen Einweglaken bedeckte Leiche lag. Der große Monitor auf einem Untergestell war in sechs Quadranten aufgeteilt, die abwechselnd verschiedene Perspektiven des Gebäudes und der Zufahrt zeigten.

Scarpetta bat Benton, auf dem Flur zu warten, während sie aus der angrenzenden Garderobe Gesichtsmasken, Überschuhe, Hauben und Kittel holte. Als sie gerade lilafarbene Gummihandschuhe aus einem Karton nahm, erklärte Dr. Lester, sie bewahre die Leiche deshalb hier auf, weil die begehbare Kühlkammer derzeit unbenutzt sei. Scarpetta hörte nur mit halbem Ohr hin. Es war nicht zu entschuldigen, dass sie sich nicht die Mühe gemacht hatte, den Rollwagen die wenigen Meter bis zum Autopsiesaal zu schieben, wo weniger Ansteckungsgefahr bestand und es nicht so schlecht roch.

Das Laken raschelte, als Scarpetta es entfernte, und gab einen bleichen Körper mit vergleichsweise langem Torso, großem Kopf und verkürzten Gliedmaßen frei, wie sie für Achondroplasie typisch sind. Sofort fiel ihr auf, dass sämtliche Körperbehaarung, ja, sogar die Schambehaarung fehlte. Scarpetta tippte auf eine Laserbehandlung, die sicher eine Reihe schmerzhafter Sitzungen nötig gemacht hatte. Das stimmte mit Oscar Banes Aussage über Terris Phobien überein. Sie dachte an die Hautärztin, die er erwähnt hatte.

»Ich nehme an, sie hat bei ihrer Einlieferung schon so ausgesehen«, meinte Scarpetta und hob eines der Beine an, um es besser betrachten zu können. »Sie haben sie nicht rasiert,

oder?«

Es war anstrengend, dass sie nichts preisgeben durfte, was sie von Oscar Bane erfahren hatte.

»Selbstverständlich nicht«, entgegnete Dr. Lester. »Welchen Grund hätte ich haben sollen, sie zu rasieren?«

»Hat die Polizei etwas dazu gesagt? Hat man etwas am Tatort gefunden? Hat Oscar Bane oder ein anderer Zeuge von ihrer Haarentfernung gesprochen oder erzählt, sie habe sich einer Behandlung unterzogen?«

»Nur, dass es ihnen aufgefallen ist«, antwortete Dr. Lester. »Also war nicht davon die Rede, wo sie es hat machen lassen? In einer Hautarztpraxis vielleicht?«

»Mike hat da etwas angedeutet. Ich habe mir den Namen notiert. Eine Hautärztin hier in der Stadt. Er meinte, er werde sie anrufen.«

»Wie hat er von dieser Ärztin erfahren?«, fragte Benton. »Durch Rechnungen in ihrer Wohnung. Wenn ich ihn richtig verstanden habe, hat er jede Menge Rechnungen und Briefe mitgenommen und sie durchgearbeitet. Das Übliche eben. Und das wiederum führt zu der Vermutung, dass ihr Freund pädophil ist. Die meisten Männer, die von ihren Frauen verlangen, sich sämtliche Schamhaare entfernen zu lassen, sind Pädophile, ob nun praktizierende oder nicht.«

»Woher wollen wir wissen, dass die Haarentfernung die Idee ihres Freundes war?«, wandte Benton ein. »Vielleicht hat sie es ja aus eigenem Antrieb getan.«

»Sie sieht dadurch jedenfalls kindlicher aus«, beharrte Dr. Lester.

»Sonst macht sie keinen sehr kindlichen Eindruck«, widersprach Benton. »Eine Entfernung des Schamhaars könnte auch etwas mit Oralverkehr zu tun haben.«

Scarpetta zog einen Scheinwerfer näher an den Rollwagen.

Der Y-Schnitt verlief von den Schlüsselbeinen über das Brustbein bis zum Becken und war mit dickem Zwirn zusammengenäht. Das Muster erinnerte sie stets an einen Baseball. Sie drehte den Kopf hin und her, um sich das Gesicht besser anzusehen, und spürte, wie sich die aufgesägte Schädeldecke unter der Kopfhaut bewegte. Terri Bridges' Gesicht war dunkelrot angelaufen, die Petechien leuchteten, und als Scarpetta die Augenlider anhob, war die Netzhaut dunkelrot unterblutet.

Sie war nicht schmerzlos oder schnell gestorben.

Wenn man jemanden mit einer Schnur erdrosselt, werden dabei die Arterien und Venen unterbrochen, die mit Sauerstoff angereichertes Blut zum Gehirn bringen und sauerstofffreies Blut abfließen lassen. Als der Täter die Schnur immer fester zugezogen hatte, hatte er die Venen blockiert, die das Blut vom Kopf wegführten, während weiteres Blut nachfloss und keinen Platz mehr fand. Durch den zunehmenden Druck waren Blutgefäße geplatzt, was in Verstopfungen und einer Reihe winziger Blutungen resultierte. Dem Gehirn ging der Sauerstoff aus, bis das Opfer schließlich an zerebraler Hypoxie gestorben war.

Allerdings nicht sofort.

Scarpetta nahm eine Lupe und ein Lineal von einem Wagen und untersuchte die Abschürfungen am Hals der Leiche. Sie waren U-förmig, befanden sich dicht unterhalb des Kiefers und verliefen am Hinterkopf auf beiden Seiten in steilem Winkel aufwärts. Scarpetta bemerkte ein zartes Muster aus linearen Spuren, die einander überlagerten. Der zum Erdrosseln benutzte Gegenstand war offenbar glatt und ohne erkennbare Kanten gewesen. Scarpetta schätzte die Breite auf zwischen einen und anderthalb Zentimeter. Sie hatte so etwas schon öfter gesehen, wenn es sich bei der Waffe um ein Kleidungsstück oder einen anderen elastischen Gegenstand handelte, der beim Zusammenziehen schmaler und beim Lockerlassen wieder breiter wurde. Sie winkte Benton zu sich.

»Das wirkt auf mich eher wie eine Garotte«, stellte sie fest. Sie fuhr die teilweise aufgeschürften waagerechten Spuren am Hals nach, die kurz hinter den Kieferknochen endeten.

»Der Winkel deutet darauf hin, dass der Angreifer hinter ihr und über ihr stand und keinen beweglichen Knoten oder irgendeine Art von Knebel benutzt hat, um die Mordwaffe fester zusammenzuziehen«, meinte sie. »Er hat einfach die Enden festgehalten und mit Wucht zurück und nach oben gezerrt, und zwar mehrere Male. So wie man mit einem Auto hin und her fährt, wenn es im Schnee stecken geblieben ist. Auf diese Weise bleibt es in seinen eigenen Spuren, trifft sie aber nicht absolut genau, so dass man oft nicht sagen kann, wie häufig die Prozedur wiederholt wurde. Schau dir die stark leuchtenden Petechien und Einblutungen an. Auch das weist auf eine Garotte hin.«

Benton spähte durch die Lupe, betastete die Spuren am Hals mit behandschuhten Händen und bewegte den Kopf hin und her, um ihn sich besser ansehen zu können. Scarpetta spürte seine Nähe, als sie gemeinsam die Leiche betrachteten, und wurde von widersprüchlichen Gerüchen und Gefühlen abgelenkt. Die kühle, unangenehm stickige Luft bildete einen starken Kontrast zu Bentons Wärme. Während sie ihm erklärte, warum Terri Bridges mehrfach mit einer Garotte erwürgt worden war, nahm sie seine Lebendigkeit überdeutlich wahr.

»Nach den Spuren zu urteilen, die ich hier sehe, mindestens dreimal«, fügte sie hinzu.

Dr. Lester stand mit verschränkten Armen auf der anderen Seite des Rollwagens. Beklommenheit ließ sich auf ihrem Gesicht erkennen.

»Wie lange war sie vor jeder Wiederholung bewusstlos?«, fragte Benton.

»Könnten nur zehn Sekunden gewesen sein«, erwiderte Scarpetta. »Der Tod wäre nach wenigen Minuten eingetreten, sofern die Würgefessel nicht wieder gelockert wurde, und genau das ist meiner Ansicht nach passiert. Der Täter hat sie wieder zur Besinnung kommen lassen, sie dann erneut gewürgt, bis sie bewusstlos war, und diese Prozedur so lange wiederholt, bis sie starb. Oder bis es ihm zu langweilig wurde.«

»Oder bis ihn jemand gestört hat«, schlug Benton vor. »Mag sein. Jedenfalls sind diese Wiederholungen die Erklärung für den starken Blutstau in ihrem Gesicht und die im Überfluss vorhandenen stecknadelkopfgroßen Blutungen.« »Sadismus«, stellte er fest.

»Oder ein Sado-Maso-Spiel, das aus dem Ruder gelaufen ist.« Dr. Lester machte einen Schritt vorwärts.

»Haben Sie ihren Hals auf Faserspuren untersucht?«, erkundigte sich Scarpetta. »Gibt es Hinweise darauf, mit was für einer Mordwaffe wir es zu tun haben?«

»Ich habe Fasern in ihrem Haar und an anderen Körperpartien sichergestellt und sie zur Untersuchung ins Labor geschickt. Keine Fasern in den Abschürfungen am Hals.«

»Ich an Ihrer Stelle würde die Sache möglichst beschleunigen«, sagte Scarpetta. »Das hier war kein Sado-Maso-Spiel. Die rötlichen, trockenen, tiefen Striemen an ihren Handgelenken weisen darauf hin, dass sie sehr eng mit einer einzigen Schlaufe zusammengeschnürt waren, und zwar mit etwas Scharfkantigem. «

»Die Plastikfessel wird auf DNA untersucht.«

»Diese Spuren stammen nicht von einer Plastikfessel«, widersprach Scarpetta. »Die haben nämlich abgerundete Kanten, um Verletzungen zu vermeiden. Wie ich annehme, haben Sie bereits … «

»Alles wurde ins Labor gebracht«, fiel Dr. Lester ihr ins Wort. »Selbstverständlich landete die Fessel erst einmal hier. Mike hat sie mir gezeigt, damit ich sie mit den Striemen an ihren Handgelenken und den Spuren an ihrem Hals vergleichen konnte. Dann hat er sie wieder mitgenommen. Allerdings existieren einige Fotos davon, einschließlich der, die ich Ihnen gegeben habe.«

Scarpetta war enttäuscht, denn sie hatte sich die Fessel in natura ansehen wollen, um festzustellen, ob ihr so etwas schon einmal untergekommen war. Sie fand die Fotos davon ebenso wenig aufschlussreich wie die Aufnahmen vom Tatort. Die Fessel, die Oscar Bane Terri von den Handgelenken geschnitten haben wollte, war ein farbloses Nylonband, genau einen halben Zentimeter breit und vom spitz zulaufenden Ende bis zum eingerasteten Verschluss fünfunddreißig Zentimeter lang. Die eine Seite war eingerissen, die andere glatt. Das Band selbst war scharfkantig. Es fehlten eine Seriennummer oder ein Logo, die Hinweise auf den Hersteller gegeben hätten.

»Für mich ist das eine Art Kabelbinder«, sagte Benton.

»Es handelt sich eindeutig nicht um eine Plastikfessel, etwa von der Firma PlastiCuff, oder sonst etwas, das man als Handschelle verwenden würde«, sagte Scarpetta.

»Allerdings sind die meisten Kabelbinder schwarz«, überlegte Benton laut, während er die anderen Fotos betrachtete. »Alles, was im Freien verwendet wird und durch UV-Strahlen beschädigt werden könnte, ist schwarz, nicht durchsichtig oder von einer hellen Farbe.«

»Ob wir es mit einem Einwegverschluss für Müllbeutel zu tun haben?«, mutmaßte Scarpetta. »Für die Benutzung in Innenräumen, weil es farblos ist. Es muss aber ein großer, reißfester Müllsack sein, kein gewöhnlicher für den Hausgebrauch.«

Ihr Blick wanderte durch den Raum zu einem Müllsack für infektiöse Abfälle, der, hellrot und mit dem überall verwendeten Symbol versehen, in einem Ständer aus Edelstahl hing. »Schau«, verkündete sie. »Jetzt weiß ich, wo ich solche Bänder schon einmal gesehen habe. Sie sind für solche Säcke gedacht.«

Sie deutete auf den Müllsack.

»Wir verwenden hier Drahtverschlüsse«, zischte Dr. Lester, als hätte Scarpetta angedeutet, die Fessel an Terri Bridges' Handgelenken könnte aus diesem Institut stammen.

»Noch wichtiger ist«, fuhr Scarpetta fort, »dass Leute, die auf SM stehen, einander normalerweise nicht so fest fesseln, dass es ihnen das Blut abschnürt. Außerdem benutzen sie keine scharfkantigen Bänder oder andere Fesseln, die man nicht leicht lockern oder mit einem Schlüssel öffnen kann. Dieses Band hingegen« - sie wies auf das Foto - »lässt sich nicht mehr aufmachen, wenn es erst einmal eingerastet ist. Man kann es nur noch fester zuziehen. Sicher hat sie große Schmerzen gehabt, und die einzige Möglichkeit, sie zu befreien, war, ein Messer oder einen anderen scharfen Gegenstand unter die Fessel zu schieben. Haben Sie den kleinen Schnitt an ihrem linken Handgelenk bemerkt? Der könnte dabei entstanden sein. Befand sich bei der Einlieferung Blut an der Leiche? Abgesehen von den Verletzungen an ihren Beinen.«

»Nein.« Dr. Lester starrte sie aus dunklen Augen an.

»Nun, wenn sie bei der Entfernung der Fessel bereits tot war und der Schnitt dadurch entstanden ist, hat sie nicht geblutet, jedenfalls nicht stark«, stellte Scarpetta fest. »Das hier war kein Spiel. Dazu waren die Schmerzen zu groß.«

»Ich dachte, bei Sado-Maso geht es um Schmerzen.«

»Schmerzen von dieser Stärke erzeugen keine Lustgefühle«, entgegnete Scarpetta. »Außer bei dem Menschen, der sie seinem Opfer zufügt.«

Die Titelseite gehörte zu einer etwa drei Wochen alten Version und war mit 10. Dezember datiert.

»Eine riesige Datei, die wir noch längst nicht vollständig wiederhergestellt haben«, meinte Lucy. »Aber dieser Teil eines Kapitels vermittelt dir schon einmal einen ersten Eindruck.«

Sie wandelte die Daten in eine Textdatei um. Während Berger las, scrollte Lucy hinunter .

... Wenn ich die Hände in einer Leiche habe, stelle ich mir vor, wie ich die Person geschickter hätte töten können. Mit meinem Wissen? Natürlich könnte ich den perfekten Mord begehen.

Manchmal genehmige ich mir mit meinen Kollegen ein paar Whiskys, und wir denken uns Szenarien aus, die wir natürlich niemals bei Fachtagungen ausführen, unseren Familien und Freunden erzählen und ganz sicher nicht unseren Feinden verraten würden!
Ich erkundigte mich nach ihrem Lieblingswhisky.
Vielleicht eine Mischung aus Knappogue Castle Single Malt Jahrgang einundfünfzig aus Irland und einem Brora Single Malt Scotch.
Von denen habe ich noch nie gehört.
Warum sollten Sie auch? Knappogue ist vermutlich der beste irische Whisky der Welt, und dieser Jahrgang kostet fast siebenhundert Dollar. Und Brora ist so selten und teuer, dass es ihn nur in limitierter Auflage gibt. Wahrscheinlich muss man für eine Flasche mehr hinblättern als Sie in einem Jahr für Lehrbücher.
Wie können Sie so teuren Whisky trinken, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben, weil so viele Leute derzeit ihre Häuser verlieren und kein Geld für Benzin haben? Wenn ich auf meinen Whisky verzichte, haben Sie deshalb auch kein Geld, um Ihr Auto zu betanken, vorausgesetzt, Sie besitzen überhaupt eines. Es ist nun einmal eine Tatsache, dass die besseren Getränke, sei es ein Château Petrus, ein Single Malt oder ein naturreiner Agaven-Tequila, Leber und Gehirn weniger schädigen.
Also haben die Reichen, die sich das teure Zeug leisten können, weniger mit den Folgen von Alkoholmissbrauch zu kämpfen? Das wäre mir aber neu.
Wie viele menschliche Lebern und Gehirne haben Sie schon obduziert?
Was ist mit Ihren anderen dunklen Geheimnissen? Worüber reden Sie mit Ihren Kollegen so hinter den Kulissen?
Wir geben damit an, wie viele Prominente wir schon auf dem Tisch hatten (schließlich wünschen wir uns alle insgeheim, wir hätten Elvis, Anna Nicole Smith oder Prinzessin Diana obduziert). Wissen Sie, ich bin da nicht anders als die anderen. Ich hätte gern die Fälle, die sonst niemand bekommt. Ich will die Serienmorde in Gainsville. Ich will diejenige
sein, die am Tatort eintrifft und einen abgeschlagenen Kopf findet, der mir aus dem Bücherregal entgegenstarrt. Wie gern hätte ich mich von Ted Bundy ins Kreuzverhör nehmen lassen, als er sich bei seiner Gerichtsverhandlung wegen Mordes selbst vertrat. Und die Autopsie nach seiner Hinrichtung, das wäre ein Spaß gewesen.
Erzählen Sie mir von einigen sensationellen Fällen, an denen Sie gearbeitet haben, Kay.
Zum Glück gibt es da einige. Zum Beispiel Todesfälle durch Blitzschlag, bei denen niemand hinter die Todesursache kommt. Man findet eine tote Frau mit zerrissenen Kleidern auf einem Feld. Erster Gedanke? Sexualverbrechen. Doch bei der Autopsie entdeckt man keinerlei Verletzungen. Nur einen verräterischen Hinweis: das zweigförmige Muster, auch als Lichtenberg-Muster oder elektrisches Baummuster bekannt. Falls die Person etwas aus Metall, zum Beispiel eine stählerne Gürtelschließe, trug, ist diese magnetisch geworden. Die Armbanduhr könnte zum Todeszeitpunkt stehen geblieben sein. Ich achte stets auf diese Dinge. Anders als die meisten Gerichtsmediziner, die zu wenig Erfahrung haben, naiv sind oder nichts von ihrem Geschäft verstehen.
Sie wirken weniger anteilnehmend, als ich dachte.
Sehen wir den Tatsachen ins Gesicht. Tot ist tot. Ich kann alle Anteilnahme der Welt zeigen und die Geschworenen zu Tränen rühren. Aber habe ich wirklich das Gefühl, das Herz würde mir brechen, wenn das Opfer der jüngsten Tragödie hereingeschoben wird? Kümmert es mich, wenn Polizisten Bemerkungen fallenlassen, die die Öffentlichkeit nie zu hören bekommt?
Zum Beispiel?
Meistens sind es sexuelle Anspielungen. Wie groß der Penis des Toten ist - insbesondere,

wenn er nicht der Norm entspricht. Die Oberweite der Verstorbenen - vor allem, wenn sie sich auch im Playboy hätte ablichten lassen können. Ich kenne auch viele Gerichtsmediziner, die Souvenirs mitnehmen. Trophäen. Die künstliche Hüfte eines Prominenten. Ein Zahn. Ein Brustimplantat, darauf sind meistens die Männer aus. (Fragen Sie mich nicht, was sie damit machen, aber sie haben es normalerweise in Griffweite.) Oder ein Penisimplantat, die sind wirklich amüsant.
Haben Sie jemals ein Souvenir eingesteckt?
Nur einmal. Allerdings vor zwanzig Jahren, ganz am Anfang meiner Karriere. In Richmond, wo ich gerade erst Chief Medical Examiner geworden war, ging ein Serienmörder um. Allerdings stammte das Souvenir nicht von einer Leiche, sondern von Benton Wesley. Unsere erste Begegnung fand in meinem Konferenzsaal statt. Als er ging, behielt ich seinen Kaffeebecher. Sie kennen doch diese großen StyroporKaffeebecher von 7-Eleven. Bei mir war es Lust auf den ersten Blick.
Was haben Sie mit dem Kaffeebecher gemacht?
Ich habe ihn mit nach Hause genommen, daran geleckt und mir vorgestellt, dass ich ihn schmecke.
Aber geschlafen haben Sie erst fünf Jahre später mit ihm?
Das glauben zumindest die anderen. Doch in Wirklichkeit war es nicht so. Ich habe ihn nach diesem ersten Treffen angerufen und ihn auf einen Drink zu mir eingeladen - unter dem Vorwand, wir könnten unter vier Augen über den Fall sprechen. Aber sobald sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, sind wir übereinander hergefallen.
Wer hat den ersten Schritt gemacht?
Ich habe ihn verführt. Auf diese Weise war es für ihn moralisch leichter zu rechtfertigen. Immerhin war er verheiratet, während ich geschieden und ungebunden war. Seine Frau war wirklich zu bedauern. Benton und ich waren schon seit fast fünf Jahren ein Paar, als er es ihr endlich gestand. Er hat so getan, als wäre es der erste Seitensprung gewesen, weil ihre Ehe öde und langweilig geworden sei.
Und niemand wusste davon? Pete Marino? Lucy? Rose, Ihre Sekretärin?
Ich habe mich immer gefragt, ob Rose einen Verdacht hatte. Es lag daran, wie sie sich verhielt, wenn Benton kam, um einen Fall mit mir zu besprechen, oder wenn ich in meiner Funktion als Beraterin nach Quantico fuhr. Sie ist im letzten Sommer an Krebs gestorben. Also können Sie sie nicht mehr fragen.
Klingt nicht danach, als ob der täg1iche Umgang mit dem Tod bei Ihnen zu sexuellen Hemmungen geführt hätte.
Ganz im Gegenteil. Wenn man den menschlichen Körper so oft Zentimeter um Zentimeter untersucht hat, macht einen nichts mehr daran verlegen oder löst Ekel aus. Beim Sex ist alles erlaubt, und es gibt jede Menge auszuprobieren ...
»Kannst du das an Kay schicken?«, fragte Berger, als die Textpassage abrupt endete. »Damit sie sich die Sache mal ansieht, wenn sie Gelegenheit dazu hat. Vielleicht hat sie ja eine Idee oder einen Vorschlag oder Informationen, die uns fehlen.«

»Vermutlich stammt das aus einem der sogenannten Interviews vom letzten Thanksgiving«, stellte Lucy fest. »Denen, die sie meines Wissens nach nie gegeben hat. Außerdem würde sie nie solche Dinge sagen.«

»Mir ist der kreative Umgang mit den Schriftarten aufgefallen. Was hältst du davon?«

»Terri - oder unser unbekannter Autor - spielt offenbar gern mit Schriften herum«, stimmte Lucy zu.

Obwohl sie ihr Bestes tat, um sich zu beherrschen, kochte sie vor Wut. Berger spürte das

genau und wartete ab. Früher hatte man sich vor Lucy in dieser Stimmung in Acht nehmen müssen.

»Meiner Ansicht nach steckt etwas Symbolisches dahinter«, fuhr Lucy fort. »Nehmen wir zum Beispiel dieses frei erfundene Interview. Terris Fragen - gehen wir mal davon aus, dass es Terri ist - sind in Franklin Gothic gesetzt und fett. Für die erlogenen Antworten meiner Tante hat sie Arial und eine kleinere Schriftgröße verwendet.«

»Das heißt symbolisch, dass Terri sich Kay überlegen fühlt«, merkte Berger an.

»Noch schlimmer als das. Unter den wahren Puristen in der Welt der Textverarbeitung genießt Arial einen sehr schlechten Ruf.« Lucy betrachtete beim Reden den Text. »Die Schriftart gilt als unscheinbar, gewöhnlich, charakterlos und als schamlose Fälschung. Es gibt jede Menge Abhandlungen darüber.«

Sie wich Bergers Blick aus.

»Fälschung?«, hakte Berger nach. »Ein Plagiat also? Eine Urheberrechtsverletzung? «

»Sie wird als Nachahmung der Helvetica betrachtet, die in den fünfziger Jahren entwickelt und bald zur weltweit beliebtesten Schriftart wurde«, erklärte Lucy. »Das ungeübte Auge kann keinen Unterschied zwischen Helvetica und Arial feststellen. Doch für einen Fachmann, etwa einen gelernten Setzer oder einen Grafik-Designer, ist Arial ein Parasit. Und willst du wissen, was das Komische daran ist? Einige junge Designer denken inzwischen, dass die Helvetica von der Arial abgeleitet wurde anstatt umgekehrt. Verstehst du jetzt die Symbolik? Mir zumindest macht sie Angst.«

»Natürlich verstehe ich sie«, erwiderte Berger. »Sie könnte ein Hinweis darauf sein, dass Terri mit Kay die Rollen getauscht hatte und sich für eine weltweit angesehene Forensikexpertin hielt. Das erinnert mich an Mark David Chapman, bevor er John Lennon umgebracht hat. Er trug einen Button, auf dem Lennons Name stand. Oder an Sirhan Sirhans angebliche Aussage, er werde berühmter werden, wenn er Bobby Kennedy tötete.«

»Der Wechsel der Schriftarten verläuft progressiv«, fuhr Lucy fort. »Mit jedem neuen Entwurf wird Terris Name größer, und die Herabwürdigung meiner Tante nimmt zu.«

»Diese Veränderung deutet darauf hin, dass Terris Gefühle für Kay sich in Feindseligkeit und Verachtung verwandelt haben. Ich sollte besser von den Gefühlen des Verfassers sprechen. Doch der Einfachheit halber nenne ich ihn weiter Terri. Es ist so ähnlich wie die Sache zwischen Kay und Marino«, überlegte Berger laut. »Erst hat er sie vergöttert. Dann wollte er sie vernichten.«

»So einfach ist das nicht. Und es lässt sich auch nicht miteinander vergleichen«, widersprach Lucy. »Marino hatte einen Grund, sich in meine Tante zu verlieben. Er kannte sie. Terri hingegen hatte nicht den geringsten Anlass, Gefühle für sie zu entwickeln. Es waren reine Wahnvorstellungen.«

»Lass uns noch einmal darüber reden, dass Terri eine Schwäche für Schriften hatte«, setzte Berger ihre Analyse fort.

Lucy hatte sich tatsächlich verändert. Sie war zugegebenermaßen immer noch temperamentvoll, aber nicht mehr so aufbrausend wie früher. Denn nach Bergers Auffassung hatte Lucy damals eine starke Neigung zu Gewalt gehabt, eine Charaktereigenschaft, die sie mit Besorgnis erfüllt hatte.

»Ich bin überzeugt, dass sie sich ausgezeichnet mit Schriften auskannte«, sagte Lucy. »Für ihre Fußnoten, die Bibliographie, die Kapitelüberschriften und das Inhaltsverzeichnis hat sie jeweils eine andere Schrift verwendet. Das tut fast niemand, wenn er eine Magisterarbeit schreibt. Vielleicht ändert die Person die Schriftgröße oder setzt Wörter kursiv, aber sie verkünstelt sich nicht mit den Schriftarten. Die am häufigsten verwendete Schrift ist die, die

bereits im Textverarbeitungsprogramm installiert ist, wie Terri es benutzt hat. Der Großteil des Textes ist in Times New Roman gesetzt.«

»Beispiele«, meinte Berger und machte sich Notizen. »Welche Schriftarten hat sie wann und wo benutzt? Aus welchem Grund? Theorien?«

»Für die Fußnoten hat sie die Linotype Palatino genommen, die sowohl auf dem Computerbildschirm als auch auf dem Ausdruck sehr gut zu lesen ist. Die Bibliographie ist in Bookman Old Style gehalten. Auch gut lesbar. Bei den Kapitelüberschriften hat sie sich für MS Reference Sans Serif entschieden, die häufig für Überschriften verwendet wird. Ich wiederhole, dass es ungewöhnlich ist, insbesondere in einer akademischen Arbeit so viele verschiedene Schriften zu verwenden. Und das sagt mir, dass dieser Text für sie etwas sehr Persönliches war. Es ging ihr nicht nur um die Magisterarbeit.«

Berger musterte sie nachdenklich.

»Wie zum Teufel zauberst du nur dieses Wissen aus dem Ärmel?«, wunderte sie sich. »Schriftarten? Darauf habe ich noch nie geachtet. Ich könnte dir nicht einmal sagen, in welcher Schrift ich meine Einlassungen fürs Gericht schreibe.«

»Du nimmst dieselbe installierte Schrift wie Terri. Times New Roman, die ursprünglich für die Londoner Times entwickelt wurde. Es ist eine schmale Schrift, also platzsparend und dennoch gut lesbar. Ich habe Ausdrucke auf deinem Schreibtisch gesehen, als ich heute bei dir im Büro war. In der forensischen Computeranalyse kann sich die kleinste Kleinigkeit als wichtig entpuppen.«

»Wie hier zum Beispiel.«

»Eines kann ich dir mit Gewissheit sagen«, sprach Lucy weiter. »Für diese verschiedenen Schriftarten hat sie sich absichtlich entschieden, weil sie sie eigens auswählen musste. Ob sie sie als Symbole für ihre Gefühle sich selbst oder einer anderen Person gegenüber, zum Beispiel meiner Tante, gesehen hat? Keine Ahnung. Jedenfalls finde ich die ganze Angelegenheit krank, und sie war auf dem Weg, noch perverser zu werden. Falls Terri wirklich die Verfasserin ist und wenn sie noch am Leben wäre, würde ich sie als Gefahr für meine Tante betrachten. Vielleicht hätte sie sie irgendwann sogar körperlich angegriffen. Zumindest hat sie einen Menschen mit Dreck beworfen, den sie gar nicht kannte.« »Kay hätte beweisen müssen, dass das alles nicht wahr ist. Und wie hätte sie das zum Beispiel bei der Anekdote mit dem Kaffeebecher tun sollen? Was macht dich eigentlich so sicher, dass das nicht stimmt?«

»Weil es überhaupt nicht zu ihr passt.«

»Ich glaube, du bist nicht in der Lage, Kays Privatleben zu beurteilen«, wandte Berger ein.

»Selbstverständlich bin ich das.« Lucy blickte sie an. »Und du auch. Hör dich doch um, ob sie je Leichen verspottet oder ein solches Verhalten bei anderen geduldet hat. Frag jeden, der jemals mit ihr im Autopsiesaal oder an einem Tatort war, ob sie auf grausige Fälle steht und gern jemanden wie Ted Bundy obduziert hätte. Hoffentlich wird dieses Zeug nicht vor Gericht breitgetreten.«

»Ich habe von dem Kaffeebecher gesprochen. Warum fällt es dir so schwer, dir Kay als eine Frau mit einem Sexualleben vorzustellen? Lässt du sie jemals Mensch sein? Oder ist sie für dich die Übermutter? Oder noch schlimmer, eine Mutter, die deinen Perfektionsansprüchen nicht genügt?«

»Ich gebe zu, ich hatte früher ein Problem damit. Ständig habe ich um ihre Aufmerksamkeit gekämpft und ihr keine Fehler und wahren Gefühle zugestanden«, räumte Lucy ein. »Ich war eine Tyrannin.«

»Und heute bist du es nicht mehr?«

»Vielleicht war Marino für mich wie die letzte Bestrahlung, die letzte Dosis Chemotherapie.

Ohne es zu wollen, hat er ein Krebsgeschwür in mir beseitigt. Seitdem verstehen meine Tante und ich uns besser. Mir ist klar geworden, dass sie ein Recht auf ein eigenes Leben hat, und das ist gut so. Nein, mehr als nur gut, wunderbar. Außerdem ist sie jetzt verheiratet. Ohne Marinos Ausrutscher hätte Benton das wohl nie hingekriegt. «
»Du tust, als ob es allein seine Entscheidung gewesen wäre.
Hatte sie denn nichts mitzureden?«
»Sie hat ihm immer alles durchgehen lassen, und das wäre auch weiter so geblieben. Sie liebt ihn. Wahrscheinlich könnte sie nie mit einem anderen zusammen sein, denn es gibt drei Dinge, die sie unerträglich findet und niemals dulden würde, wenn man sie herumkommandiert, verrät oder langweilt. In diesen Fällen würde sie das Alleinsein vorziehen.«
»Das erinnert mich an andere Verdächtige, die ich kenne«, meinte Berger.
»Wahrscheinlich hast du recht«, erwiderte Lucy.
»Nun«, sagte Berger und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Bildschirm zu. »Leider sind die Texte in diesen Laptops Beweise, was heißt, dass die Leute, die mit dem Mord befasst sind, sie lesen werden. Und, ja, es könnte auch an die Öffentlichkeit kommen.«
»Das wäre das Ende für sie.«
»Wäre es nicht«, widersprach Berger. »Aber wir müssen herausfinden, woher diese Informationen stammen. Ich glaube nicht, dass es sich um reine Erfindungen handelt. Terri, oder wer immer das geschrieben hat, weiß zu viel. Zum Beispiel über Bentons und Kays erste Begegnung in Richmond vor zwanzig Jahren.«
»Damals hatten sie noch keine Affäre.« »Woher weißt du das?«
»Weil ich in diesem Sommer bei ihr gewohnt habe«, antwortete Lucy. »Benton hat sie kein einziges Mal besucht. Und wenn sie nicht im Büro oder an einem Tatort war, war sie mit mir zusammen. Ich war eine anstrengende, pummelige kleine Göre, voller Wut und ständig um Aufmerksamkeit bettelnd. Ich suchte regelrecht nach Gelegenheiten, mich in Schwierigkeiten zu bringen. Ich verstand die Probleme nicht, mit denen sie sich herumschlagen musste, weil Menschen vergewaltigt und ermordet worden waren. Niemals ist sie ausgegangen und hat mich allein gelassen. Keine einzige Minute, nicht solange ein Serienmörder die Stadt in Atem hielt. Einen Becher von 7-Eleven habe ich nie gesehen. Nur, damit du es weißt.«
»Dass du keinen gesehen hast, hat nichts zu bedeuten«, wandte Berger ein. »Warum hätte sie ihn dir zeigen oder dir gar erklären sollen, warum sie ihn aus dem Konferenzsaal ihres Büros mitgebracht hatte?«
»Das hätte sie nicht«, antwortete Lucy. »Es tut mir beinahe leid, dass ich keinen gesehen habe. Sie war damals nämlich sehr einsam.«

20

Scarpetta drehte Terri Bridges' Leiche zur Seite, um sie von vorn und von hinten zu betrachten.
Abgesehen von den Spuren am Hals und dem kleinen Schnitt am Handgelenk, konnte Scarpetta nur Verletzungen erkennen, die an der Vorderseite der Oberschenkel begannen. Es handelte sich um lange, schmale Blutergüsse, durchzogen von zahlreichen linearen Abschürfungen, die meisten davon waagerecht, die sicher geblutet hatten. Sie sahen aus, als wäre das Opfer mit einem brettähnlichen, flachen und scharfkantigen Gegenstand geschlagen worden. Das leuchtende Rot der Wunden und das Fehlen von Schwellungen deuteten darauf hin, dass ihr die Verletzungen kurz vor ihrem Tod zugefügt worden waren. Das hieß wenige Minuten oder auch eine Stunde.
Dr. Lester erklärte sich die Splitter in Knien und Füßen damit, dass die Leiche möglicherweise über einen Holzboden geschleift wurde und dass nur diese Körperteile damit in Berührung

gekommen waren. Scarpetta widersprach, nur wenige Holzböden seien so rau, dass man sich daran Splitter zuziehen könne, außer das Holz sei unbehandelt.

»Sie werden mich nicht dazu bringen, einen Unfall auszuschließen«, beharrte Dr. Lester eigensinnig. »Fesselspiele, Schläge, Auspeitschungen, noch heftigere Schläge. Und manchmal geraten die Dinge eben außer Kontrolle.«

»Was ist mit einem Kampf?« , wandte Benton ein. »Wie passt das zu Ihrer Unfalltheorie?«

»Die Leute winden sich und schreien vor Schmerzen. Das habe ich auf den Videos gesehen, die Profiler wie Sie gern bei Sitzungen vorführen«, entgegnete Dr. Lester. Die Furche zwischen ihren Augenbrauen vertiefte sich und schien ihre Stirn zu teilen. »Paare schalten die Kamera ein, ohne zu ahnen, dass ihre perversen Rituale zum Tod führen werden.«

»Wärst du so nett, dir die Fotos anzuschauen?«, wandte sich Scarpetta an Benton. »Die vom Tatort. Lass uns ein paar Dinge näher betrachten.«

Nachdem er den Umschlag von einer Theke genommen hatte, breiteten sie die Fotos aus, die das Badezimmer zeigten. Sie wies ihn auf eine Aufnahme hin, auf der der Frisiertisch abgebildet war. Der ovale Spiegel darüber hing leicht schief.

»Die Verletzungen an ihren Beinen wurden durch mäßige bis heftige stumpfe Gewalt mit einem flachen, scharfkantigen Gegenstand verursacht«, begann sie. »Vielleicht der Rand des Frisiertischs und die Schublade darunter? Möglicherweise hat der Täter sie vor den Frisiertisch gesetzt. Das könnte erklären, warum alle Verletzungen vorn sind und mitten am Oberschenkel beginnen. Hinten oder am Oberkörper wurde nichts gefunden. Auch nicht am Gesäß, das normalerweise die meisten Schläge abkriegt.«

»Wissen Sie, ob die Polizei am Tatort eine Waffe sichergestellt hat, mit der man ihr diese Blutergüsse und Abschürfungen hätte zufügen können?«, erkundigte sich Benton bei Dr. Lester.

»Mir hat man nichts gesagt«, erwiderte sie. »Allerdings wundert es mich nicht. Wenn der Täter die Würgefessel vom Tatort entfernt hat, hat er die Schlagwaffe vielleicht ebenfalls mitgenommen. Offen gestanden, würde ich eher auf einen Mord tippen, wenn sie vergewaltigt worden wäre. Aber nichts deutet darauf hin. Keine wunden Stellen, keine Risse, kein Sperma ... «

Scarpetta kehrte zur Rollbahre zurück und richtete den Scheinwerfer auf das Becken der Toten.

Dr. Lester beobachtete sie. »Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich Abstriche genommen habe.«

Allmählich klang sie gereizt, so als müsste sie sich rechtfertigen.

»Ich habe mir auch erlaubt, einige Objektträger anzufertigen und sie unter dem Mikroskop auf Sperma zu untersuchen«, fuhr sie fort. »Nichts. Alle Proben wurden ins DNA-Labor geschickt, und Sie kennen die Resultate. Meiner Ansicht nach hat kein Geschlechtsverkehr stattgefunden, was nicht heißt, dass es nicht beabsichtigt war. Ich finde, wir sollten uns zuerst vergewissern, dass wir es nicht mit einvernehmlichem Sex zu tun haben, einem Vorspiel, zu dem eine Fesselung gehörte.«

»Wurde am Tatort ein Gleitmittel sichergestellt? Vielleicht im Bad oder neben dem Bett, was ein Hinweis wäre, dass es dem Opfer gehört hat? Im Polizeibericht habe ich, wie gesagt, nichts davon gelesen«, meinte Scarpetta.

»Angeblich nein.«

»Nun, das ist aber ausgesprochen wichtig«, entgegnete Scarpetta. »Wenn es in ihrer Wohnung kein Gleitmittel gab, heißt das, dass der Täter es mitgebracht haben muss. Außerdem kann es aus einer Vielzahl von Gründen trotzdem zum Geschlechtsverkehr oder zumindest zu einem Versuch gekommen sein, obwohl kein Sperma vorhanden war. Zuerst fällt

mir da Impotenz ein, was bei Vergewaltigungen nicht ungewöhnlich ist. Oder der Täter hat sich sterilisieren lassen oder kann keine Samenzellen produzieren. Oder sein Samenleiter ist verstopft. Oder es hat eine retrograde Ejakulation stattgefunden, bei der die Samenflüssigkeit zurück in die Blase und nicht aus dem Penis in die Vagina fließt. Auch manche Medikamente können die Spermabildung hemmen.«

»Ich möchte Sie noch einmal an meine Worte von vorhin erinnern. Es fehlt nicht nur das Sperma. Unter der UV-Lampe war auch keine Samenflüssigkeit zu sehen. Offenbar hat der Täter nicht ejakuliert.«

»Das Sperma könnte auch tief in der Vagina oder im Rektum gewesen sein«, widersprach Scarpetta. »Ohne eine Sektion oder ein forensisches Glasfasergerät, das UV-Strahlung verwendet, werden Sie das nicht sehen. Haben Sie auch ihre Mundhöhle ausgeleuchtet? Und Abstriche von ihrem Rektum und ihrem Mund genommen?« »Selbstverständlich. « »Schön. Ich würde es mir gern selbst einmal anschauen.« »Nur zu.«

Je entschlossener Scarpetta klang, desto mehr ließ Dr. Lesters feindselige Abwehrhaltung nach.

Aus einem Schrank nahm Scarpetta ein originalverpacktes Spekulum. Nachdem sie frische Handschuhe angezogen hatte, führte sie die gleiche Untersuchung des Unterleibs durch, wie sie sonst beim Frauenarzt stattfindet. Sie überprüfte die äußeren Genitalien, stellte keine Verletzungen oder Abweichungen von der Norm fest, und spreizte dann mit dem Spekulum die Vagina, wo sie genügend Gleitmittel für mehrere Abstriche entdeckte. Dieses verteilte sie auf Objektträger und wiederholte die Prozedur dann im Rektum. Anschließend nahm sie Abstriche aus Mund und Kehle, da das Opfer einer oralen Vergewaltigung nicht selten Samenflüssigkeit schluckt oder einatmet.

»Mageninhalt?«, fragte sie dann.

»Etwa zwanzig Zentiliter einer bräunlichen Flüssigkeit. Sie hatte seit mindestens fünf Stunden nichts gegessen«, erwiderte Dr. Lester.

»Haben Sie sie aufbewahrt?«

»Nicht nötig. Ich habe die üblichen Körperflüssigkeiten auf Drogen untersuchen lassen.«

»Ich dachte weniger an Drogen als an mögliches Sperma«, entgegnete Scarpetta. »Wenn sie oral vergewaltigt wurde, hätte Sperma im Magen sein können. Oder sogar in der Lunge. Leider können wir nichts ausschließen.«

Sie nahm ein Skalpell von einem Wagen, legte eine neue Klinge ein und schnitt in die Blutergüsse an Terris Knien. Unter der verletzten Haut konnte sie die zerschmetterten Kniescheiben ertasten. Jede Kniescheibe wies mehrere Brüche auf, eine typische Verletzung bei Autounfällen, wenn die Knie gegen das Armaturenbrett stoßen.

»Könnten Sie dafür sorgen, dass ich elektronische Kopien sämtlicher Röntgenbilder erhalte?«, sagte sie.

Als sie in die Blutergüsse an den Oberschenkeln schnitt, entdeckte sie mehr als drei Zentimeter tiefe Risse in den Blutgefäßen, die bis zum Muskel reichten. Mit einem fünfzehn Zentimeter langen Lineal als Maßstab und mit Bentons Hilfe fertigte sie Fotos an und trug die Ergebnisse in Körperdiagramme ein, die sie aus einem der Fächer über der Theke holte.

Mit einer Pinzette entfernte sie Splitter aus Knien und Fußrücken und legte sie auf einige trockene Objektträger. Anschließend setzte sie sich ans Verbundmikroskop, stellte Beleuchtung und Kontrast ein und schob den Objektträger darunter. Bei einer hundertfachen Vergrößerung konnte sie die Tracheiden - die wasserführenden Zellen des Holzes - erkennen und bemerkte, dass sie an manchen Stellen zerdrückt waren, und zwar dort, wo man Paneele mit einem starken Kleber aneinandergeheftet hatte.

Die Splitter stammten offenbar von einer Pressspanplatte mit rauer Oberfläche. Wieder betrachteten sie und Benton das Foto von Terris nacktem Körper auf dem Badezimmerboden. Im Hintergrund waren die weiße Marmorplatte mit dem eingelassenen Frisiertisch und ein kleiner Stuhl aus goldfarbigem Metall zu sehen. Die Rückenlehne war herzförmig, die Sitzfläche mit schwarzem Satin überzogen. Auf der Marmorplatte befand sich ein verspiegeltes Tablett mit Parfümflaschen, einer Haarbürste und einem Kamm. Alles bis auf den ovalen Spiegel war ordentlich und kerzengerade ausgerichtet. Als Scarpetta das Foto gründlich mit der Lupe betrachtete, stellte sie fest, dass die Arbeitsfläche dort, wo der Frisiertisch eingebaut war, eine Kante aufwies. Und zwar eine scharfe.

Sie musterte die anderen, aus verschiedenen Winkeln aufgenommenen Fotos vom Badezimmer.

»Bei der Ablage rings um das Waschbecken, dem Unterschränkchen und dem Frisiertisch mit der Schublade handelt es sich um ein Einbaumöbel. Wenn du dir das Foto anschaust, das auf Bodenhöhe entstanden ist, siehst du, dass die Unterseite aus weißlackiertem Pressspan besteht und an die geflieste Wand angrenzt. So ähnlich wie bei einem in eine Küchenarbeitsfläche eingelassenen Schreibtisch. Allerdings sind die nicht einsehbaren Unterseiten eingebauter Pressspanmöbel häufig nicht lackiert. Das könnte auch für die Unterseite des Frisiertischs gelten. Das Mikroskop sagt uns, dass die Splitter, die wir ihren Knien und Fußrücken entnommen haben, von einer unlackierten Pressspanplatte stammen. Wir müssen also zum Tatort.«

Dr. Lester stand hinter ihnen und beobachtete sie schweigend.

»Ich halte es für möglich, dass er sie gezwungen hat, sich auf den Stuhl zu setzen und sich im Spiegel anzusehen, während er sie erdrosselte«, erklärte Scarpetta. »Und als sie sich wehrte und heftig austrat, ist sie dabei mit den Beinen an die Kante des Tisches gestoßen. Dadurch entstanden die linearen Abschürfungen und die tiefen Blutergüsse an ihren Oberschenkeln. Ihre Knie prallten so fest gegen die Unterseite des Frisiertischs, dass ihre Kniescheiben dabei zerschmettert wurden. Wenn die Unterseite des Frisiertischs nicht lackiert ist, wissen wir, woher die Splitter in ihren Knien und den Fußrücken stammen. Da ihre Beine sehr kurz sind, reichten ihre Füße vermutlich nicht bis zur Wand, sondern nur bis zur Unterseite der Schublade.«

»Wenn Sie recht haben«, meinte Dr. Lester, »ändert das natürlich alles. Falls sie um sich getreten und sich so heftig gewehrt hat und gezwungen worden ist, sich auf den Stuhl zu setzen und in den Spiegel zu schauen, haben wir es mit einer völlig anderen Situation zu tun.«

»Eine wichtige Frage wäre, wie es im Bad aussah, als Oscar Bane die Leiche fand«, fügte Benton hinzu. »Vorausgesetzt, er sagt die Wahrheit.«

»Ich denke, das können wir rauskriegen, indem wir einfach nachmessen«, erwiderte Scarpetta. »Es hängt vom Stuhl ab. Wenn Terri darauf saß und Oscar hinter ihr stand, hätte er die Würgefessel nicht so hoch ziehen können, um solche Spuren an ihrem Hals zu hinterlassen. Und deshalb müssen wir so schnell wie möglich zum Tatort.«

»Ich glaube, ich werde ihn zuerst fragen«, schlug Benton vor. »Vielleicht redet er ja mit mir, wenn ich ihn überzeugen kann, dass neue Beweise aufgetaucht sind und dass es in seinem besten Interesse ist, mit uns zusammenzuarbeiten. Ich rufe im Krankenhaus an und stelle fest, ob er vernünftig ist.«

Lucy sah die E-Mails durch, während Scarpetta ihr am Telefon über Raumlautsprecher erklärte, die Abstriche aus Terri Bridges' Körperöffnungen sowie ein Stuhl müssten sofort zur Nationalen Sicherheitsbehörde in Oak Ridge, Tennessee, geflogen werden.

»Ich habe Freunde beim Y-12«, meinte sie zu Berger, deren Genehmigung sie brauchte.

»Deshalb dürfte es nicht lange dauern, bis wir Ergebnisse haben. Sobald die Beweisstücke den Wissenschaftlern vorliegen, ist es nur eine Frage von Stunden. Am längsten wird das Staubsaugen der Kammer dauern, denn das wird mehr Zeit in Anspruch nehmen als gewöhnlich. Das Gleitmittel auf Petroleumbasis enthält nämlich viel Feuchtigkeit.«

»Ich dachte, die stellen dort Atomwaffen her«, antwortete Berger. »Haben sie nicht auch das Uran für die erste Atombombe bearbeitet? Du willst doch nicht etwa andeuten, dass Terri Bridges Verbindung zu Terrororganisationen hatte.«

Scarpetta erklärte, es sei zwar richtig, dass Y-12 Bestandteile für jede Atomwaffe in den USA produziere und außerdem den größten Vorrat an angereichertem Uran besitze. Allerdings komme es ihr nur auf die Dienste der dort beschäftigten Ingenieure, Chemiker, Physiker und insbesondere der Materialwissenschaftler an.

»Ist dir das Großkammer-Rasterelektronenmikroskop ein Begriff?«, erkundigte sie sich.

»Vermutlich willst du darauf hinaus, dass wir so etwas hier nicht haben«, erwiderte Berger.

»Ich fürchte, dass kein kriminaltechnisches Labor auf der ganzen Welt über ein zehn Tonnen schweres Mikroskop mit einer zweihunderttausendfachen Vergrößerung und Detektoren für energiedispersive Röntgenspektroskopie und Fourier- Transformations- Infrarot-Spektroskopie verfügt«, entgegnete Scarpetta. »Dort kriegen wir alle Ergebnisse aus einer Hand und erfahren etwas über die Morphologie und die elementare und chemische Zusammensetzung einer Probe, die so klein wie ein Makromolekül oder so groß wie ein Motorblock sein kann. Vielleicht stelle ich ja den ganzen Stuhl in die Kammer. Das wird sich zeigen. Ich würde Lucy nicht bitten, uns ihren Jet zu leihen, um polizeiliche Beweismittel nach Tennessee zu fliegen und sie mitten in der Nacht einem befreundeten Wissenschaftler auszuhändigen, wenn ich dafür keinen triftigen Grund hätte.«

»Erzähl mir mehr über den Stuhl«, forderte Berger sie auf. »Warum hältst du den für so wichtig?«

»Er stammt aus dem Badezimmer der Toten«, antwortete Scarpetta. »Ich gehe davon aus, dass sie darauf saß, als sie ermordet wurde, eine Theorie, die ich ohne Überprüfung nicht beweisen kann. Außerdem habe ich Grund zu der Annahme, dass sie dabei nackt war. Da wir wissen, dass das Gleitmittel mit einem DNA-Mix verunreinigt ist, könnte es auch Spuren anderer organischer oder unorganischer Substanzen enthalten. Wir wissen nicht, wofür das Gleitmittel ursprünglich verwendet wurde, woher es stammt und woraus es besteht. Doch das Großkammer- Rasterelektronenmikroskop könnte uns die Antwort rasch liefern. Deshalb möchte ich so schnell wie möglich in Terris Wohnung.«

»Sie wird rund um die Uhr von einem Polizisten bewacht«, sagte Berger. »Also kannst du jederzeit rein. Allerdings möchte ich, dass ein Detective dich begleitet. Ich muss dich noch einmal fragen, ob du schon früher Kontakt zu Terri oder zu Oscar hattest.«

»Niemals.«

»Wir haben in einem Computer aus Terris Wohnung Texte gefunden, die den Anschein erwecken, dass du sie zumindest gekannt haben musst.«

»Das habe ich aber nicht. Wir sind in fünfzehn bis zwanzig Minuten hier fertig«, gab Scarpetta zurück. »Anschließend müssen wir noch ein paar Sachen aus Bentons Büro holen. Könnte uns jemand vor dem Krankenhaus erwarten?«

»Was würdest du davon halten, wenn dieser Jemand Pete Marino wäre? «, erkundigte Berger sich unverblümt.

»Falls meine Theorien zum Mord an Terri Bridges stimmen«, entgegnete Scarpetta ebenso schonungslos, als hätte sie mit Bergers Vorschlag gerechnet, »haben wir es mit einem sadistischen Sexualmörder zu tun, der vielleicht schon öfter zugeschlagen hat. Es gibt zwei

weitere mutmaßliche Opfer aus dem Jahr 2003. Benton hat E-Mails von Marino bekommen. Die gleichen, die du auch kennst.«

»Ich habe in den letzten Stunden meine Mails nicht abgefragt«, erwiderte Berger. »Mit Terri Bridges' E-Mails haben wir gerade angefangen. Auch mit denen von Oscar Bane.«

»Falls ich mit meinem Verdacht richtig liege, sehe ich keinen Weg, wie er den Mord begangen haben kann. Zugegeben, seine DNA wurde noch nicht mit CODIS abgeglichen. Aber wenn er hinter Terri gestanden hat, während sie saß, wären sie beinahe gleich groß gewesen. Also hätte er bei der Tat auf einem Hocker stehen müssen. Sie in dieser Position zu erdrosseln, ohne dabei das Gleichgewicht zu verlieren, ist schwierig oder sogar unmöglich.«

»Was hast du gerade gesagt?«

»Aufgrund ihrer Achondroplasie haben ihre Torsos zwar eine fast normale Länge, ihre Arme und Beine hingegen nicht«, erläuterte Scarpetta. »Ich könnte es dir anhand der Maße zeigen. Aber wenn ein Mensch, der an Achondroplasie leidet, eins zwanzig groß ist und vor einer etwa gleich großen Person sitzt, befinden sich ihre Köpfe und Schultern fast auf einer Höhe.«

»Ich verstehe kein Wort. Es klingt fast wie ein Rätsel.« »Weiß jemand, wo Oscar sich derzeit aufhält? Jemand sollte nach ihm sehen und sich vergewissern, dass ihm nichts zugestoßen ist. Wenn er nicht der Täter ist, was ich offen gestanden ernsthaft bezweifle, hat er womöglich guten Grund, paranoid zu sein.«

»Mein Gott!«, rief Berger. »Was soll das heißen, „wo er sich aufhält“? Sag jetzt bloß nicht, er sitzt nicht mehr im Bellevue.«

»Benton hat gerade im Gefängnistrakt angerufen«, erwiderte Scarpetta. »Ich dachte, du wärst im Bilde.«

21

Die Hauptfiliale der Zoohandlung Tell-Tail Hearts befand sich in der Lexington Avenue, nur wenige Häuserblocks entfernt von Grace's Marketplace. Auf dem Weg durch Dunkelheit und Wind musste Shrew ständig an die Kolumne denken, die sie vor einigen Wochen ins Netz gestellt hatte.

Sie erinnerte sich an die Schilderungen von Sauberkeit, Personal in weißen Kitteln, Pflege auf höchstem Niveau, gesunder Ernährung, medizinischer Versorgung und Zuwendung. Alle Filialen der Zoohandlungskette hatten sieben Tage die Woche von zehn Uhr morgens bis neun Uhr abends geöffnet, was sicherstellte, dass insbesondere die empfindlichen Welpen nicht zu lange allein gelassen wurden. Nach Ladenschluss wurden Heizung und Klimaanlage nicht aus Energiespargründen abgeschaltet, und es spielte Musik, um die süßen Kleinen zu beruhigen. Nach Ivys Tod hatte Shrew gründlich recherchiert und wusste, wie wichtig es war, dass Welpen genug Wasser bekamen, nicht frieren mussten und Gesellschaft hatten.

Als der Laden auf der linken Straßenseite in Sicht kam, entsprach er allerdings ganz und gar nicht Shrews Erwartungen, geschweige denn der Beschreibung in der Kolumne des Chefs. Im Schaufenster lag zerknülltes Zeitungspapier. Ein roter Feuerhydrant aus Plastik neigte sich gefährlich zur Seite.

Nirgendwo im Fenster waren Welpen oder Kätzchen zu sehen. Außerdem war die Scheibe schmutzig.

Tell- Tail Hearts befand sich zwischen einem Laden namens In Your Attic, der offenbar mit Trödel handelte, und einem Geschäft, das den Namen Love Notes trug und anscheinend einen Räumungsverkauf veranstaltete. Geschlossen, verkündete das Schild an der schäbigen weißen Tür der Zoohandlung. Allerdings brannte helles Licht, und auf der Theke lag ein großer

Folienbeutel mit Essen zum Mitnehmen von Adam's Ribs drei Türen weiter. Vor dem Haus parkte ein schwarzer Cadillac. Der Fahrer saß darin, der Motor lief.

Der Fahrer schien Shrew zu beobachten, als sie die Tür öffnete und in einen unsichtbaren Nebel aus Lufterfrischer trat. Die dazugehörige Spraydose stand auf der Kasse.

»Hallo?«, rief sie, weil nirgendwo ein Mitarbeiter in Sicht war.

Welpen fingen an zu bellen, zappelten und starrten sie an.

Kätzchen schliefen auf Haufen von Hobelspänen, und Fische schwammen träge in ihren Aquarien herum. Drei Wände wurden von einer Theke eingenommen, hinter der sich Drahtkäfige fast bis zu den Wasserflecken an der Decke stapelten. Sie enthielten winzige Vertreter jeder vorstellbaren Haustierart. Shrew vermied Blickkontakt. Das war besser so.

Blickkontakt ging nämlich direkt ans Herz, und ehe sie sich's versah, würde sie ein Tier nach Hause tragen, das sie gar nicht gewollt hatte. Außerdem konnte sie sie schließlich nicht alle mitnehmen, sosehr sie es sich auch wünschte. Die armen, bemitleidenswerten Wesen. Sie musste Vernunft walten lassen, Fragen stellen und überzeugt sein, die richtige Entscheidung getroffen zu haben, bevor jemand einen Welpen aus seinem Käfig nahm und ihn ihr in den Arm legte. Und dazu musste sie mit dem Filialleiter sprechen.

»Hallo?«, rief sie wieder.

Zögernd näherte sie sich der Tür hinten im Raum, die einen Spaltbreit offen stand.

»Ist hier jemand?«

Sie öffnete die Tür. Eine Holztreppe führte in den Keller, wo sie erst einen Hund, dann mehrere bellen hörte. Langsam und einen Schritt nach dem anderen tastete sie sich die Treppe hinunter, und zwar sehr vorsichtig, denn die Beleuchtung war schlecht, und sie hatte zu viel Bourbon intus. Der Fußmarsch hatte sie zwar ein wenig ausgenüchtert, aber sie fühlte sich dennoch beschwipst und ein wenig benommen. Außerdem war ihre Nase taub wie immer, wenn sie einen über den Durst getrunken hatte.

Schließlich stand sie in einem düsteren Lagerraum, in dem es nach Krankheit, Fäkalien und Urin stank. Zwischen Kartons mit Haustierbedarf und Säcken voller Trockenfutter standen mit schmutzigen Papierfetzen ausgelegte Käfige. Daneben auf einem Holztisch befanden sich Glasampullen und Spritzen. »Infektiöse Klinikabfälle« lautete die Aufschrift in schwarzen Buchstaben auf den roten Müllsäcken. Auch ein Paar dicke schwarze Gummihandschuhe war dabei.

Direkt hinter dem Tisch lag eine begehbare Kühlkammer. Die Stahltür stand weit offen, so dass Shrew freie Sicht hatte. Der Mann im dunklen Anzug und mit schwarzem Stetson und die Frau im langen grauen Kittel hatten ihr den Rücken zugekehrt. Das laute Rauschen des Ventilators übertönte ihre Stimmen. Als Shrew sah, was sie da taten, wollte sie sich so schnell wie möglich aus dem Staub machen. Doch ihre Füße schienen am Betonboden festzukleben. Entsetzt starrte sie hin. Im nächsten Moment hatte die Frau sie bemerkt. Shrew machte kehrt und rannte los.

»Stehen bleiben!«, rief ihr eine tiefe Stimme nach. »Halt!«

Schwere Schritte folgten ihr. Shrew übersah eine Stufe und stieß sich schmerzhaft das Schienbein an. Eine Hand packte sie am Ellbogen. Dann führte der Mann mit dem Stetson sie hinauf in den hell erleuchteten Laden. Im nächsten Moment erschien auch die Frau im grauen Kittel. Sie musterte Shrew zwar missbilligend, wirkte aber zu erschöpft, um sie wegen ihres unbefugten Eindringens zur Rede zu stellen.

»Was zum Teufel denken Sie sich dabei, hier herumzuschleichen?«, wollte der Mann mit dem Stetson wissen. Seine Augen waren dunkel und blutunterlaufen. Er hatte dichte weiße Koteletten und trug jede Menge protzigen Goldschmuck.

»Ich bin nicht herumgeschlichen«, protestierte Shrew. »Ich habe den Filialleiter gesucht.«
Ihr Herz klopfte wie wild.
»Wir haben geschlossen«, entgegnete der Mann. »Eigentlich wollte ich einen Hund kaufen«, sagte sie. Tränen stiegen ihr in die Augen.
»An der Tür hängt ein Schild«, gab der Mann zurück Die Frau stand schweigend neben ihm.
»Die Tür war offen. Ich bin nach unten gegangen, um es Ihnen zu sagen. Jeder hätte einfach hier hereinspazieren können.« Shrew war machtlos gegen die Tränen.
Sie wurde das Bild der Szene nicht los, die sie in der Kühlkammer beobachtet hatte.
Der Mann wechselte einen Blick mit der Frau, als verlangte er eine Erklärung. Dann ging er zur Tür, überprüfte sie und murmelte etwas. Offenbar war ihm gerade klar geworden, dass Shrew nicht log. Wie hätte sie auch sonst hereinkommen sollen?
»Nun, wir haben aber geschlossen. Es ist Feiertag«, beharrte er. Shrew schätzte ihn auf fünfundsechzig bis siebzig.
Er sprach in dem gedehnten Akzent des Mittleren Westens, so dass ihm die Wörter von der Zunge zu rollen schienen.
Shrew hatte den Eindruck, dass er dasselbe getan hatte wie sie selbst gerade eben: Er hatte getrunken. Sie bemerkte, dass der große goldene Ring an seinem Finger die Form eines Hundekopfes hatte.
»Tut mir leid«, sagte sie. »Ich habe Licht gesehen und bin hereingekommen, weil ich dachte, dass geöffnet ist. Ich wollte einen Welpen, Hundefutter und ein paar Spielzeuge kaufen. Sozusagen ein Neujahrsgeschenk für mich selbst.«
Sie nahm eine Dose Futter aus dem Regal.
»Wurde das nach dem Melamin-Skandal wegen der chinesischen Importe nicht verboten?«, entfuhr es ihr.
»Ich glaube, das verwechseln Sie mit der Zahnpasta«, meinte der Mann zu der Frau im grauen Kittel. Sie hatte ein regloses Gesicht und Hängebacken. Das lange, schwarzgefärbte Haar war ihr aus der Spange gerutscht.
»Ja, richtig, Zahnpasta«, erwiderte sie nun. Sie hatte denselben Akzent. »Viele Leute haben deshalb Leberschäden erlitten. Aber natürlich erfährt man nie die ganze Geschichte, zum Beispiel, ob sie vielleicht Alkoholiker waren und es deshalb schon vorher an der Leber hatten.«
Shrew war nicht von gestern. Sie wusste von der Zahnpasta, die einige Leute das Leben gekostet hatte, weil sie Diethylen-Glykol enthielt. Der Mann und die Frau hatten sicher verstanden, wovon Shrew redete. Das hier war ein schlechter Ort - vielleicht der schlechteste auf der Welt -, und sie war zum ungünstigsten Moment hier erschienen. Einen ungünstigeren konnte es gar nicht geben, denn sie hatte etwas so Schreckliches gesehen, dass sie nie wieder die Alte sein würde.
Was hatte sie sich bloß dabei gedacht? Es war der Abend des Neujahrstages. Keine Zoohandlung in der Stadt hatte geöffnet. Auch diese nicht. Was also machten die beiden hier?
Nach ihrem Besuch im Keller kannte sie die Antwort.
»Es ist wichtig, Missverständnisse aufzuklären«, wandte sich der Mann an Shrew. »Sie hatten da unten nichts zu suchen.«
»Ich habe nichts gesehen.« Ein klarer Hinweis darauf, dass sie alles gesehen hatte.
»Wenn ein Tier an einer ansteckenden Krankheit stirbt«, begann der Mann mit dem Stetson und dem Goldschmuck, »muss man tun, was nötig ist, und zwar so schnell wie möglich, damit die anderen Tiere es sich nicht einfangen. Und nachdem man das Tier von seinen Leiden erlöst hat, muss man es vorübergehend lagern. Ist Ihnen klar, worauf ich hinaus will?«
Shrew bemerkte sechs leere Käfige, deren Türen weit offen standen. Sie wünschte, sie wären

ihr schon vorhin aufgefallen. Vielleicht hätte sie dann auf dem Absatz kehrtgemacht. Sie dachte an die anderen leeren Käfige im Keller, die Gegenstände auf dem Tisch und dem, was sich in der Kühlkammer befand.
Wieder brach sie in Tränen aus. »Aber einige haben sich
noch bewegt«, sagte sie.
»Wohnen Sie hier in der Nähe?«, erkundigte sich der Mann. »Eigentlich nicht.«
»Wie heißen Sie?«
Vor lauter Angst war sie so dumm, darauf zu antworten, und fügte dann überflüssigerweise hinzu: »Halten Sie mich etwa für eine Kontrolleurin des Landwirtschaftsministeriums oder eine Tierschützerin?« Sie schüttelte den Kopf. »Ich wollte nichts weiter als einen Welpen kaufen und habe vergessen, dass heute Feiertag ist. Ich weiß, dass Tiere krank werden können. Zwingerhusten. Parvo. Wenn eines erst mal angesteckt ist, haben es bald alle.«
Der Mann und die Frau musterten sie schweigend und fällten offenbar lautlos eine Entscheidung.
»Ich mache Ihnen einen Vorschlag«, wandte der Mann sich an Shrew. »Wir kriegen morgen eine neue Lieferung rein, von der Sie sich einen Welpen aussuchen können. Sie kommen einfach wieder und nehmen den Hund, der Ihnen gefällt. Auf Kosten des Hauses. Hätten Sie gern einen Spaniel, einen ShiTsu oder vielleicht einen Dackel?«
Shrew konnte nicht zu weinen aufhören. »Tut mir leid, ich bin ein bisschen betrunken«, sagte sie.
Die Frau nahm die Dose mit dem Raumspray von der Kasse, ging zur Kellertür und schloss sie hinter sich. Shrew hörte ihre Schritte auf der Treppe. Nun war sie mit dem Mann mit dem Stetson allein. Er nahm sie am Arm und führte sie aus dem Laden, wo der schwarze Cadillac parkte. Der Fahrer, der Uniform und Mütze trug, verließ den Wagen und hielt ihnen die hintere Tür auf.
»Steigen Sie ein«, forderte der Mann mit dem Stetson Shrew auf. »Ich setze Sie zu Hause ab. Es ist zu kalt, um zu Fuß zu gehen. Wo wohnen Sie denn?«
Lucy fragte sich, ob Oscar Bane wohl geahnt hatte, dass seine Freundin achtzehn Benutzernamen besaß. Er selbst war da viel weniger kompliziert und vermutlich auch ehrlicher. Er hatte nämlich nur einen.
»Sie hatte für jeden Zweck einen eigenen Namen«, erklärte sie Berger. »Für die Beteiligung an Umfragen, das Schreiben von Blogs, den Besuch gewisser Chatrooms, Konsumentenkritik, Abonnements verschiedener Online- Dienste, einige davon Nachrichtenseiten.«
»Das ist eine ganze Menge«, erwiderte Berger und sah auf die Uhr.
Lucy kannte nur wenige Menschen, denen es schwerer fiel stillzusitzen. Berger erinnerte sie an einen Kolibri, der sich nie wirklich niederließ. Doch je unruhiger Berger wurde, desto mehr ließ Lucy sich Zeit. Sie genoss die Ironie der Situation. Normalerweise war es nämlich meistens umgekehrt.
»Heutzutage ist es nicht mehr so ungewöhnlich«, wandte sie ein. »Ihr E-Mail-Service war wie die meisten kostenlos, solange sie auf Zusatzfunktionen verzichtete. Aber gewöhnliche Konten konnte sie eröffnen, so viele sie wollte. Alle sind mehr oder weniger unaufspürbar, weil keine Gebühr erhoben wurde und sie deshalb ihre Kreditkarte nicht einsetzen musste. Also brauchte sie nur die persönlichen Informationen preiszugeben, die ihr in den Kram passten. Also alles anonym. Ich kenne Leute, die Hunderte von Benutzernamen haben, sozusagen eine ganze Menschenmenge, die nur aus einer einzigen Person besteht. Ihre verschiedenen Identitäten unterhalten sich miteinander, streiten oder unterstützen sich in Chatrooms oder auf Seiten, wo man seine Meinung kundtun kann. Manchmal kaufen sie auch Dinge oder abonnieren

Zeitschriften, die niemand zu ihnen zurückverfolgen soll. Weiß der Teufel. Doch mit wenigen Ausnahmen gibt es, ganz gleich, wie viele Identitäten ein Mensch annimmt, nur eine, die ihn wirklich repräsentiert und die er für seine alltägliche Korrespondenz verwendet. Oscars Benutzername lautet Carbane, eine ziemlich einfache Lösung - er hat den letzten Teil von Oscar seinem Nachnamen vorangestellt. Er könnte natürlich auch organische Chemie als Hobby haben und sich auf die systematische Analogie des mononuklearen Hybrids CH-vier beziehen. Vielleicht baut er auch Flugzeugmodelle und meint die Carbane-Stützen eines Doppeldeckers. Allerdings bezweifle ich das. Terris Benutzername lautet Lunasee. Diese Mails sollten wir uns zuerst ansehen.«

»Warum entscheidet sich eine Studentin der forensischen Psychologie für so einen Namen?«, wunderte sich Berger. »Ich finde es ausgesprochen unsensibel, einen Namen zu wählen, der genauso klingt wie lunacy, also Verrücktheit, eine ziemlich mittelalterliche Bezeichnung. Nein, es ist schlimmer als das, nämlich kaltherzig.«

»Vielleicht war sie ja ein unsensibler und kaltherziger Mensch. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die nicht schlecht über Verstorbene reden. Viele Mordopfer waren zu Lebzeiten nicht unbedingt sympathisch.«

»Lass uns Mitte Dezember anfangen und uns zu denen aus jüngster Zeit vorarbeiten«, schlug Berger vor.

Seit dem 15. Dezember waren einhundertunddrei E-Mails abgeschickt worden. Einige an Terris Eltern in Scottsdale, alle anderen an Oscar Bane. Lucy sortierte sie nach Zeit und Datum, ohne sie zu öffnen, um herauszufinden, welcher der beiden öfter geschrieben hatte - und wann.

»Die meisten Mails sind von ihm«, stellte sie fest. »Er hat ihr fast dreimal so häufig geschrieben wie umgekehrt. Außerdem zu allen möglichen Uhrzeiten. Bei ihr sehe ich keine Mail, die später als zwanzig Uhr abgeschickt wurde. An den meisten Tagen hat sie nach vier Uhr nachmittags nichts mehr von sich hören lassen. Das ist wirklich merkwürdig. Man könnte fast meinen, dass sie irgendwo Nachtschicht gearbeitet hat.«

»Vielleicht haben sie ja telefoniert. Hoffentlich hat Morales sich schon mit den Telefonunterlagen befasst«, erwiderte Berger. »Zumindest hätte er das tun sollen. Ob er vielleicht in Urlaub gefahren ist, ohne es mir mitzuteilen? Wenn ja, kann er sich nach einem neuen Job umschauen. Ich wäre nicht traurig darüber.«

»Was hat der Kerl eigentlich für ein Problem? Und warum lässt du ihm so viel durchgehen? Er hat nicht die Spur von Respekt vor dir.«

»Er hat vor niemandem Respekt. Er selbst bezeichnet es als Prioritäten setzen.«

»Und wie bezeichnest du es?« Lucy öffnete weitere E-Mails. »Als unverschämt und absolut nervtötend«, entgegnete Berger. »Er hält sich für klüger als der Rest der Welt, einschließlich mir. Was die Sache zusätzlich kompliziert macht, ist, dass er tatsächlich klüger ist als die meisten Menschen. Außerdem versteht er etwas von seinem Beruf, wenn er Lust dazu hat. In den meisten Fällen sind seine Prioritäten logisch, und er erledigt Dinge in einem Bruchteil der Zeit, die ein anderer dafür brauchen würde. Entweder das, oder er schafft es, die Arbeit auf seine Mitmenschen abzuwälzen, heimst dann die Lorbeeren ein und sorgt dafür, dass der Betreffende Ärger bekommt. Wahrscheinlich ist er gerade wieder dabei.«

»Mit Marino«, sagte Lucy.

Sie sprach, als hätte sie beschlossen, dass es das Einfachste sei, Marino wie einen gewöhnlichen Detective zu behandeln, den sie nur vom Sehen kannte. Eine andere Möglichkeit war, dass sie ihn vielleicht doch nicht so hasste, wie Berger angenommen hatte.

»Er nutzt Marino aus«, antwortete Berger. »Im Moment scheint Marino der Einzige zu sein,

der etwas gebacken kriegt.«

»Ist er verheiratet?« Lucy öffnete weitere E-Mails. »Damit meine ich natürlich nicht Marino.« »Er gehört nicht zu den Leuten, die sich gern festlegen, und vögelt lieber alles, was bei drei nicht auf den Bäumen ist. Möglicherweise lässt er sich auch davon nicht abhalten.« »Ich habe Gerüchte über euch beide gehört.«

»Ach ja, das berühmte Stelldichein in der Tavern on the Green.«

Sie lasen die typischen banalen elektronischen Mitteilungen, die Leute eben so austauschten.

»Der Mord im Central Park im letzten Herbst«, sagte Lucy. »Die Marathonläuferin, die in der Nähe des Ramble vergewaltigt und umgebracht wurde.«

»Morales hat mich zum Tatort gefahren. Anschließend haben wir in der Tavern on the Green einen Kaffee getrunken und über den Fall gesprochen. Am nächsten Tag hieß es in der ganzen Stadt, wir hätten etwas miteinander.«

»Das hast du Gotham Gotcha zu verdanken. Offenbar seid ihr beobachtet worden. Es war sogar ein Foto von euch dabei, auf dem ihr euch scheinbar anschmachtet.«

»Erzähl mir jetzt nicht, dass du Tag und Nacht keuchende und schnaufende Suchmaschinen auf mich angesetzt hast.«

»Meine Suchmaschinen keuchen und schnaufen nicht«, entgegnete Lucy. »Dazu sind sie nämlich zu schnell. Diese Rubrik speist sich hauptsächlich aus Informationen, die die Leser einschicken. Fast immer anonym. Woher weißt du, dass er es nicht selbst war?«

»Dazu müsste er ein Zauberer sein. Wie hätte er denn ein Foto von uns beiden knipsen sollen, während wir einander am Tisch gegenübersaßen?«

»Er könnte jemanden damit beauftragt haben«, antwortete Lucy. »Um sich wichtig zu machen. Der tolle Hecht von einem Detective hat ein romantisches Treffen mit der Leiterin der Staatsanwaltschaft in der Tavern on the Green. Ich würde vor ihm auf der Hut sein.«

»Nur für den Fall, dass es dir entgangen sein sollte, es war kein romantisches Treffen«, protestierte Berger. »Wir haben bloß einen Kaffee getrunken.«

»Der Kerl ist mir nicht geheuer. Ich erkenne gewisse Eigenschaften an ihm, obwohl ich ihm noch nie begegnet bin. Er setzt Prioritäten, obwohl du weisungsbefugt und seine Vorgesetzte bist. Und trotzdem lässt er dich warten? Er fordert auf negative Weise deine Aufmerksamkeit ein, indem er dir bei jeder Gelegenheit Knüppel zwischen die Beine wirft? Das sind doch Machtspielchen. Tricks, um dir eins auszuwischen. Dich zu unterwerfen. Dich zu demütigen. Und ehe du dich's versiehst, landet der große Boss in deinem Bett.«

»Ich wusste gar nicht, dass du in diesen Dingen so eine Expertin bist«, meinte Berger.

»Das bin ich nicht. Wenn ich einmal mit einem Typen geschlafen habe, dann nie, weil er mich unterworfen hat. Es lag immer daran, dass ich einen Fehler gemacht habe.«

»Tut mir leid, ich hätte das nicht sagen dürfen«, erwiderte Berger.

Sie las weiter in den E- Mails. Lucy schwieg.

»Ich möchte mich entschuldigen«, ergriff Berger wieder das Wort. »Morales macht mich wütend. Du hast nämlich recht. Ich habe ihn nicht im Griff und nicht die Möglichkeit, ihn zu feuern. Leute wie er sollten nicht zur Polizei gehen. Sie kommen mit der Rangordnung nicht zurecht, befolgen keine Befehle, können nicht im Team arbeiten, und alle hassen sie wie die Pest.«

»Wahrscheinlich hatte ich deshalb eine so glanzvolle Karriere beim FBI«, antwortete Lucy ernst und mit leiser Stimme. »Der Unterschied ist nur, dass ich keine Spielchen treibe. Ich versuche nicht, meine Mitmenschen zu manipulieren oder klein zuhalten, damit ich sie ausnutzen kann. Ich mag Morales nicht, obwohl ich ihn noch nicht einmal kenne. Du solltest dich vor ihm hüten. Er gehört zu den Leuten, die einen in ernsthafte Schwierigkeiten bringen können. Es

gefällt mir gar nicht, dass du offenbar nie weißt, wo er ist und was er gerade tut.«

Vier E-Mails auf dem geteilten Bildschirm ließen sie aufmerken, ein Briefwechsel zwischen Terri und Oscar.

»Ich glaube nicht, dass sie telefoniert haben«, stellte sie fest. »Die erste Mail wurde um acht Uhr siebenundvierzig geschickt, dann eine um neun Uhr zehn, die nächste um zehn Uhr vierzehn und die letzte um elf Uhr neunzehn. Warum hätte er ihr fast jede Stunde schreiben sollen, wenn sie telefoniert haben? Fällt dir auch auf, dass seine Briefe ziemlich lang sind, während sie sich kurz fasst? Und zwar immer.«

»Offenbar einer der Fälle, in denen das Nichtgesagte mehr verrät als tausend Worte«, stellte Berger fest. »Keine Anspielungen auf Telefonate, auf ihre Reaktionen oder auf Treffen mit ihr. Er schreibt Dinge wie Ich denke an dich. Ich wünschte, ich wäre bei dir. Was machst du gerade? Wahrscheinlich arbeitest du. Es scheint nicht auf Gegenseitigkeit zu beruhen.«

»Genau. Er schreibt seiner Freundin mehrmals am Abend.

Aber sie antwortet nicht.«

»Offenbar ist er der Romantischere von den beiden«, antwortete Berger. »Das soll nicht heißen, dass sie ihn nicht geliebt hat, denn das wissen weder du noch ich. Vielleicht erfahren wir es ja nie. Jedenfalls sind ihre Mails weniger emotional und zurückhaltender, während er nichts gegen sexuelle, ja, sogar beinahe pornographische Anspielungen hat.« »Kommt darauf an, wie man pornographisch definiert.« Berger klickte zurück auf eine E-Mail, die Oscar vor einer

knappen Woche an Terri geschickt hatte.

»Was ist daran pornographisch?«, erkundigte sich Lucy. »Ich glaube, ich habe sexuell eindeutig gemeint.«

»Du bearbeitest doch Sexualverbrechen«, sagte Lucy. »Oder hast du inzwischen in einer Sonntagsschule angeheuert? Er schreibt, er würde sie am liebsten überall ablecken. Der Gedanke allein würde ihn schon erregen.«

»Wahrscheinlich wollte er Cybersex mit ihr haben. Und sie hat ihn zurückgewiesen, indem sie einfach nicht geantwortet hat. Das hat ihn verärgert.«

»Er wollte ihr nur erklären, was er empfindet«, widersprach Lucy. »Und je hartnäckiger sie schwieg, desto beharrlicher wurde er, vermutlich aus Unsicherheit.«

»Oder aus Wut«, wandte Berger ein. »Die zunehmende Häufung sexueller Anspielungen könnte auch ein Anzeichen für Wut und Aggression sein. Das ist gar nicht gut, wenn die Adressatin dieser Schreiben schließlich ermordet wird.«

»Allmählich habe ich den Eindruck, dass die ständige Beschäftigung mit Sexualverbrechen irgendwann ihren Tribut fordert. Möglicherweise erschwert sie es, zwischen Erotik und Pornographie zu unterscheiden, zwischen Lust und ungesunder Begierde, zwischen Unsicherheit und Zorn. Irgendwann versteht man dann nicht mehr, dass manche Anspielungen positiv und nicht demütigend gemeint sind«, entgegnete Lucy. »Vielleicht bist du ja so desillusioniert, weil du tagtäglich mit widerwärtigem und gewaltsamem Sex zu tun hast. Und irgendwann verschwimmen die Grenzen zwischen Geschlechtlichkeit und Verbrechen.«

»Allerdings kann ich nichts entdecken, was auf Gewaltpraktiken, Fesselungen oder SM hindeutet«, sagte Berger beim Weiterlesen. »Außerdem wäre ich dir sehr dankbar, wenn du aufhören würdest, mich zu analysieren. Amateurhaft, wie ich hinzufügen muss.«

»Ich könnte dich analysieren, und es wäre auch nicht amateurhaft. Aber du müsstest mich zuerst darum bitten.«

Das hätte Berger gerade noch gefehlt. Sie lasen weiter.

»Bis jetzt kann ich nichts - ich zitiere - Perverses entdecken«, stellte Lucy fest. »Keine

Gewalt. Nicht die Spur von Handschellen, Hundehalsbändern und anderen Spielzeugen. Da steht auch nichts von dem Gleitmittel, von dem Tante Kay dir vorhin erzählt hat. Keine Körperlotionen, Massageöle, nichts dergleichen. Übrigens habe ich meinen Piloten eine SMS geschickt. Sie warten am LaGuardia Airport, falls Beweisstücke nach Oak Ridge geflogen werden müssen. Eigentlich wollte ich darauf hinaus, dass Gleitmittel und Oralverkehr nicht zusammenpassen, außer sie sind, um es einmal derb auszudrücken, essbar. Was Tante Kay beschrieben hat, klingt eher nach einem Gleitmittel auf Petroleumbasis, und das würden die meisten Leute wohl kaum beim Oralsex benutzen.«

»Mich wundert noch etwas: die Kondome in Terris Nachtkästchen«, sagte Berger. »Sie sind mit einem Gleitmittel beschichtet. Warum also sollte Oscar ein Gleitmittel auf Petroleumbasis verwenden, falls er es war?«

»Woher weißt du, was für Kondome sie in ihrem Nachtkästchen hatte?«

Berger öffnete ihren Aktenkoffer und nahm einen Ordner heraus. Nachdem sie einige Papiere durchgeblättert hatte, stieß sie auf die Liste der am Vorabend am Tatort sichergestellten Beweisstücke.

»Durex Love Condoms«, verkündete sie.

Lucy googelte den Begriff. »Latex, fünfundzwanzig Prozent dicker und größer als Standardkondome. Leicht mit einer Hand überzustreifen. Gut zu wissen. Vergrößerte Spitze mit Extra-Reservoir. Auch gut zu wissen. Verträgt sich allerdings nicht mit einem Gleitmittel auf Petroleumbasis, da dieses Latex auflöst und zu Rissen führen kann. Wenn du das und die Tatsache, dass kein Gleitmittel auf Petroleumbasis in der Wohnung gefunden wurde, zusammenzählst, kannst du dir denken, worauf ich hinaus will. Falls du mich fragst, deutet alles daraufhin, dass Oscar nicht unser Täter ist.«

Je mehr sich die E-Mails dem Tag von Terris Ermordung näherten, desto deutlicher wurde Oscars Enttäuschung darüber, dass seine sexuellen Avancen nicht erwidert wurden. Seine Briefe wurden immer wirrer.

»Jede Menge Ausflüchte«, stellte Lucy fest. »Der Arme. Er muss wirklich gelitten haben.«

Berger las weiter. »Ich finde es beinahe ärgerlich. Allmählich wird mir die Frau richtig unsympathisch, während er, wie ich zugeben muss, anfängt, mir leid zutun. Sie will nichts überstürzen. Er soll Geduld haben. Sie ist zu sehr mit ihrer Arbeit beschäftigt.«

»Klingt wie jemand, der ein Doppelleben führt«, meinte Lucy.

»Mag sein.«

»Verliebte sehen sich öfter als nur einen Abend in der Woche«, fuhr Lucy fort. »Insbesondere, wenn keiner der beiden morgens im Büro antreten muss. Zumindest, soweit wir informiert sind. Irgendetwas ist da faul. Wer verliebt ist, begehrt seinen Partner. Man kann nicht schlafen und kaum essen. Man schafft es nicht, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren. Und man hält es nicht aus, voneinander getrennt zu sein.«

»Je näher wir an den Tag ihrer Ermordung kommen, desto schlimmer wird es«, merkte Berger an. »Er hört sich paranoid an und ist sehr unzufrieden damit, dass sie so wenig Zeit miteinander verbringen. Offenbar misstraut er ihr. Warum will sie sich nur einmal in der Woche mit ihm treffen? Und das ausschließlich am Samstagabend? Weshalb wirft sie ihn noch vor Morgengrauen buchstäblich aus dem Bett? Weshalb möchte sie plötzlich seine Wohnung sehen, die sie früher nie interessiert hat? Was glaubt sie dort vorzufinden? Er teilt ihr mit, es sei keine gute Idee. Am Anfang hätte er noch ja gesagt. Aber jetzt nicht mehr. Er liebt sie so sehr. Sie ist die Liebe seines Lebens. Er wünschte, sie hätte nicht gebeten, seine Wohnung sehen zu dürfen, denn er kann ihr nicht erklären, warum die Antwort nein ist. Eines Tages wird er ihr persönlich reinen Wein einschenken. Mein Gott. Das ist doch absurd. Jetzt gehen sie schon seit

drei Monaten miteinander und haben Sex, und sie hat noch nie einen Fuß in seine Wohnung gesetzt! Und aus heiterem Himmel will sie es tun? Warum? Und warum erlaubt er es nicht? Warum kann er es ihr nur persönlich erklären?«

»Vielleicht aus denselben Gründen, weshalb er ihr nie erzählt, wo er war oder was er gemacht hat«, entgegnete Lucy. »Er verrät ihr nichts von seinen Plänen, zum Beispiel, ob er an diesem Tag etwas erledigen muss. Er schreibt zwar, er wäre eine bestimmte Anzahl von Kilometern zu Fuß gegangen, sagt aber nie, wohin. Seine E- Mails klingen, als befürchtete er, eine dritte Person könnte sie lesen oder ihn beobachten.«

»Lass uns einen Blick auf den Herbst, den letzten Sommer und das Frühjahr werfen«, schlug Berger vor. »Ich möchte sehen, ob es Übereinstimmungen gibt.«

Sie lasen eine Weile. Diese E-Mails zwischen Terri und Oscar unterschieden sich völlig von denen aus jüngster Zeit. Sie waren nicht nur persönlicher, sondern in Tonfall und Inhalt viel entspannter. Er erwähnte Bibliotheken und Buchläden, die er gern besuchte, schilderte seine Spaziergänge durch den Central Park und ein Fitness-Studio, wo er einige Male gewesen war. Allerdings hätten die Geräte nicht gepasst. Seine E-Mails enthielten Einzelheiten und Informationen, die er niemals preisgegeben hätte, wenn er in Sorge gewesen wäre, sie könnten in die Hände eines Menschen geraten, der ihn ausspionierte.

»Damals hatte er noch keine Angst«, sagte Berger. »Offenbar hat Benton recht. Seiner Ansicht nach fürchtet sich Oscar in diesem Moment vor etwas Konkretem. Er fühlt sich hier und jetzt bedroht.«

Lucy tippte Bergers Namen in ein Suchfeld ein. »Ich bin neugierig, ob sein Anruf in deinem Büro letzten Monat in irgendeiner Mail erwähnt wird«, meinte sie. »Die Beschwerde, er werde elektronisch überwacht und verfolgt oder sei Opfer eines Identitätsdiebstahls.«

Sie fand einen Treffer unter Jaime Bergers Namen. Allerdings hatte die fragliche E-Mail nichts mit Oscars kürzlichem Anruf bei der Staatsanwaltschaft zu tun.

Datum: Montag, 2. Juli 2007, 10:47:31 Von: »Terri Bridges«
An: »Jaime Bergen“
CC: »Dr. Oscar Bane«
Betreff: »Interview mit Dr. Kay Scarpetta«
Sehr geehrte Ms. Berger,
ich bin Studentin und schreibe gerade meine Magisterarbeit zum Thema »Die Entwicklung der forensischen Wissenschaft und Medizin in den letzten Jahrhunderten bis zur Moderne«. Der Arbeitstitel lautet »Forensische Spiele«.

Kurz gesagt, hat sich der Kreis vom Lächerlichen zum Oberflächlichen meiner Ansicht nach geschlossen. Das heißt, von Quacksalbereien wie der Phrenologie, der Schädelvermessung und der Vorstellung, die Netzhaut des Opfers habe das Bild des Täters eingefangen, sind wir inzwischen bei den »Zaubertricks« angekommen, wie sie moderne Filme und Fernsehsendungen zeigen. Wenn Sie so nett wären, mir zu antworten, würde ich Ihnen gern mehr erklären. Am besten per E-Mail, aber ich füge auch meine Telefonnummer bei.

Selbstverständlich wäre ich Ihnen für Ihre Anregungen dankbar, doch der wahre Grund für dieses Schreiben ist, dass ich gern Kontakt zu Dr. Kay Scarpetta aufnehmen möchte. Schließlich ist sie, da stimmen Sie mir sicher zu, die Expertin auf diesem Gebiet. Könnten Sie mir vielleicht ihre E-Mail-Adresse geben? Ich habe schon einige Male vergeblich versucht, sie in ihrem Büro in Charleston zu erreichen. Da ich weiß, dass Sie in der Vergangenheit beruflich miteinander zu tun hatten, nehme ich an, dass Sie immer noch in Verbindung stehen und befreundet sind.

Mit freundlichen Grüßen Terri Bridges 212-555-2907

»Anscheinend hast du die nie gekriegt«, stellte Lucy fest.

»Eine Mail von einer Person, die sich Lunasee nennt, und an die allgemeine Adresse der Stadtverwaltung von New York geschickt wurde?«, erwiderte Berger. »Die würde ich in einer Million Jahren nicht erhalten. Viel wichtiger ist die Frage, warum Kay nicht wusste, dass Terri sie kontaktieren wollte. In Charleston geht es doch anders zu als in New York.« »Das würde ich nicht unbedingt sagen«, antwortete Lucy. Berger stand auf und griff nach Mantel und Aktenkoffer. »Ich muss los«, sagte sie. »Wahrscheinlich halten wir morgen eine Besprechung ab. Ich rufe dich an, wenn ich weiß, wann sie anfangt.«

»Spät im letzten Frühling oder im Frühsommer«, meinte Lucy. »Ich kann mir vorstellen, warum meine Tante Terris Nachricht nie bekommen hat, falls es wirklich so gewesen ist. Und ich halte es für sehr wahrscheinlich.«

Sie erhob sich ebenfalls und durchquerte das Loft.

»Rose lag im Sterben«, fuhr sie fort. »Von Mitte Juni bis Anfang Juli wohnte sie im Kutschhaus meiner Tante. Sie gingen beide nicht mehr ins Büro. Marino war fort. Tante Kays Praxis war nur sehr klein, andere Mitarbeiter gab es nicht.«

»Also hat niemand Nachrichten oder Anrufe entgegengenommen«, stellte Berger fest, während sie ihren Mantel anzog. »Bevor ich es vergesse: Kannst du die E-Mail an mich weiterleiten, damit ich auch eine Kopie habe? Denn offenbar druckst du hier nichts aus. Gib mir Bescheid, wenn du auf noch etwas stößt, das ich wissen sollte.«

»Marino ist Anfang Mai verschwunden«, sprach Lucy weiter. »Rose hat nicht mehr erfahren, was aus ihm geworden ist, was ich wirklich gemein von ihm fand. Er hat sich einfach in Luft aufgelöst, und dann ist sie gestorben. Dabei mochte sie ihn trotz allem sehr.«

»Und was ist mit dir? Wo warst du, als die Telefone geläutet haben, ohne dass jemand rangegangen ist oder es überhaupt bemerkt hat?«

»Es kommt mir vor wie ein anderes Leben. So, als wäre ich nicht wirklich dort gewesen«, erwiderte Lucy. »Ich kann mich kaum erinnern, wo ich war oder was ich getan habe, als es zu Ende ging. Meine Tante hat Rose ins Gästezimmer einquartiert und ist rund um die Uhr bei ihr geblieben. Nach Marinos Verschwinden verschlechterte sich ihr Zustand rasch. Ich habe einen Bogen um das Büro und die Labors gemacht. Ich kannte Rose mein ganzes Leben. Sie war die Großmutter, die sich jeder wünscht, und sah mit ihren eleganten Kostümen und dem hochgesteckten Haar einfach spitze aus. Außerdem ließ sie sich von niemandem etwas vormachen und hatte vor nichts Angst. Weder vor Leichen noch vor Pistolen oder vor Marinos Motorrädern.«

»Hatte sie Angst vor dem Tod?« »Nein.«

»Aber du«, sagte Berger.

»Wir alle. Ich am allermeisten. Deshalb habe ich etwas wirklich Geniales getan und mich abgelenkt. Auf einmal war es schrecklich wichtig, dass ich einen Auffrischungskurs in fortgeschrittenem Personenschutz, Abwehrtaktik, Angriffsanalyse, Schießtraining und so weiter besuchte. Ich habe einen Hubschrauber verkauft, mir einen neuen zugelegt und war dann einige Wochen an der Bell-Helikopterschule in Texas, was ich eigentlich auch nicht nötig gehabt hätte. Ehe ich mich's versah, waren alle nach Norden gezogen, und Rose lag in Richmond auf dem Friedhof, in einem Grab mit Blick auf den James River, weil sie Wasser immer so geliebt hatte. Darum hat meine Tante ihr diesen letzten Wunsch erfüllt.«

»Also hat unsere momentane Situation mit einem Ereignis von damals zu tun«, stellte Berger fest. »Als alle anderweitig beschäftigt waren.«

»Ich bin nicht sicher, was du meinst«, erwiderte Lucy.

Sie standen an der Tür und hatten beide keine große Lust, sie zu öffnen. Berger fragte sich,

wann sie wieder miteinander allein sein würden, ob das überhaupt ratsam war und was Lucy wohl von ihr dachte. Sie selbst war sich über ihre Gefühle im Klaren. Sie war nicht ehrlich gewesen und konnte das nicht auf sich beruhen lassen. Lucy hatte so etwas nicht verdient. Und sie auch nicht.

»Als ich an der Columbia University studiert habe«, begann Berger und knöpfte ihren Mantel zu, »hatte ich eine Mitbewohnerin. Wir teilten uns eine Bruchbude, denn damals hatte ich noch kein Geld. Ich wurde nicht reich geboren, sondern habe in den Wohlstand hineingeheiratet, aber das weißt du ja. Während unseres Jurastudiums wohnten wir in einem heruntergekommenen Loch in Morningside Heights. Ein Wunder, dass wir nicht beide im Schlaf ermordet worden sind.«

Berger steckte die Hände in die Taschen, während Lucy sie mit Blicken fixierte. Sie lehnten beide an der Tür.

»Wir standen uns sehr nah«, fügte Berger hinzu.

»Du bist mir keine Erklärung schuldig«, antwortete Lucy. »Ich respektiere dich und deine Lebensweise.«

»Offen gesagt, weißt du zu wenig darüber, um sie zu respektieren. Und ich werde dir die Erklärung trotzdem geben, nicht weil ich sie dir schuldig wäre, sondern weil ich es so will. Meine Mitbewohnerin - ich möchte ihren Namen nicht nennen - hatte ein Problem. Eine psychische Störung, wovon ich damals nichts ahnte. Wenn sie gemein und wütend wurde, dachte ich, sie wolle mich absichtlich kränken, und stritt mit ihr. Allerdings hätte ich das nicht tun sollen, weil das die Sache nur noch viel, viel schlimmer machte. Eines Samstagabends hat ein Nachbar die Polizei gerufen. Mich wundert, dass du das nirgendwo gefunden hast. Es hatte keine Folgen für uns, war aber ziemlich unangenehm. Außerdem waren wir beide betrunken und sahen aus wie vom Zug überrollt. Falls ich jemals für ein öffentliches Amt kandidieren sollte, wird diese Geschichte ein gefundenes Fressen für die Presse sein.«

»Warum sollte sie das?«, fragte Lucy. »Außer, du planst, dich weiter zu betrinken, dich zu prügeln und auszusehen wie vom Zug überrollt.«

»Bei Greg bestand diese Gefahr nie. Ich glaube, wir haben uns kein einziges Mal angeschrieen. Und ganz bestimmt nie mit Gegenständen geworfen. Wir lebten friedlich nebeneinanderher und ließen einander meistens in Ruhe.«

»Was ist aus deiner Mitbewohnerin geworden?« »Wahrscheinlich hängt es davon ab, wie man Erfolg definiert«, erwiderte Berger. »Aber meiner Ansicht nach nichts Gutes. Und es kann nur noch schlimmer kommen, weil sie eine Lüge lebt, also genau genommen nur vegetiert. Das Leben kann sehr ungnädig werden, wenn man es nicht lebt, insbesondere, wenn man älter wird. Ich habe nie eine Lüge gelebt, auch wenn du das glauben magst. Ich musste mir im Laufe der Jahre einfach über einige Dinge klar werden. Ich stehe zu meinen Entscheidungen, den richtigen und auch den falschen, ganz gleich, wie schwer das auch manchmal gewesen sein mag. Viele Dinge bleiben unwichtig, solange man sie in der Theorie belässt.«

»Das heißt, dass du allein geblieben bist und nie einen Seitensprung hattest«, sagte Lucy.

»Ich habe nicht in einer Sonntagsschule angeheuert. Weit gefehlt«, antwortete Berger. »Aber mein Leben geht niemanden etwas an. Ich kann es verpfuschen, so viel ich will, auch wenn ich nicht beabsichtige, das zu tun. Also Finger weg davon. Ich lasse dich ja auch in Ruhe.«

»Fängst du immer damit an, dass du aufzählst, was du alles nicht tun wirst?«

»Ich habe nichts angefangen«, entgegnete Berger. »Diesmal wirst du es aber müssen«, erwiderte Lucy. »Denn ich mache nicht den ersten Schritt. Nicht bei dir.«

Berger nahm die Hände aus den Manteltaschen, berührte Lucys Gesicht und streckte die Hand nach der Tür aus, allerdings ohne sie zu öffnen. Dann berührte sie Lucys Gesicht noch

einmal und küsste sie.

22

Neunzehn Stockwerke unter der Gefängnisabteilung des Bellevue, auf dem Parkplatz auf der anderen Seite der East Twenty-seventh Street, stand Marino allein im Schatten der hydraulischen Duplex-Stellplätze, von denen die meisten um diese Zeit leer waren. Ein Parkwächter war nicht in Sicht.

Er beobachtete sie im grellgrünen Licht des Nachtsichtgeräts, denn er musste sie sehen, und wenn es nur heimlich, aus der Ferne und für einen Moment war. Er brauchte die Bestätigung, dass sie sich nicht verändert hatte. Wenn sie immer noch die Gleiche war, würde sie ihn weder demütigen noch erniedrigen oder ihm gar die kalte Schulter zeigen. Das hätte sie auch früher nicht getan, ganz gleich, wie sehr er es auch verdient haben mochte. Aber was wusste er noch über sie, außer dem, was er der Presse oder dem Fernsehen entnehmen konnte?

Scarpetta und Benton hatten gerade die Gerichtsmedizin verlassen und nahmen die Abkürzung durch den Park zurück zum Bellevue. Marino schwindelte bei ihrem Anblick, der für ihn so unwirklich war, als wäre sie von den Toten auferstanden. Er stellte sich vor, was sie wohl denken würde, wenn sie gewusst hätte, wie nah er selbst dem Tod gewesen war. Nach seiner Tat hatte er nicht mehr leben wollen. An dem Morgen nach dem Übergriff hatte er auf dem Bett im Gästezimmer des Kutschhauses gelegen, war die Liste der Möglichkeiten durchgegangen und hatte dabei gegen den Brechreiz und die schlimmsten Kopfschmerzen seines Lebens angekämpft, die seinen Schädel zu sprengen drohten.

Sein erster Gedanke war gewesen, mit dem Pick-up oder dem Motorrad von einer Brücke zu fahren und sich zu ertränken. Doch womöglich hätte er überlebt, und die Vorstellung, keine Luft mehr zu bekommen, machte ihm Angst. Das hieß, dass Ersticken, zum Beispiel mit einer Plastiktüte, ebenfalls nicht in Frage kam. Auch zum Aufhängen - vor allem, wenn er an das hilflose Zappeln und Zucken dachte, nachdem man den Stuhl unter sich weggetreten hatte, und es sich dann vielleicht doch noch einmal anders überlegte - fehlte ihm der Mut. Kurz dachte er daran, sich in die Badewanne zu setzen und sich die Halsschlagader aufzuschlitzen. Aber mit dem ersten Blutspritzer würde er alles wieder zurücknehmen wollen, allerdings zu spät.

Was war mit Kohlenmonoxydvergiftung? Da hatte man zu viel Zeit zum Grübeln. Gift? Dasselbe. Außerdem wäre er, falls er Schmerzen bekommen hätte, sicher so feige gewesen, den Notarzt zu rufen. Dann hätte man ihm den Magen ausgepumpt, und alle, die davon erfuhren, hätten endgültig den Respekt vor ihm verloren. Von einem Gebäude springen? Niemals. Bei seinem Glück hätte er sicher überlebt und den Rest seines Lebens als Krüppel verbringen müssen. Der letzte Punkt auf seiner Liste war seine Neun-Millimeter-Pistole gewesen. Doch die hatte Scarpetta versteckt.

Und so lag er in seinem Zimmer und versuchte zu erraten, wo sie sie wohl hingeräumt haben mochte. Irgendwann war er zu dem Schluss gekommen, dass er sie niemals finden würde, dass ihm zu übel zum Suchen war und dass er das Erschießen auch auf später verschieben konnte, weil er in seiner Fischerhütte weitere Pistolen hatte. Er würde nur gut zielen müssen, denn schließlich wollte er nicht an der eisernen Lunge enden.

Als er schließlich Benton im McLean Hospital angerufen und ihm alles gestanden hatte, hatte dieser erwidert, wenn die eiserne Lunge seine einzige Sorge sei, brauche er sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, außer er plane, sich mit einer Portion Polioviren umzubringen. Das waren seine Worte gewesen, und er hatte hinzugefügt, falls er danebenschösse, würde er sich höchstens einen Hirnschaden zuziehen, der ihn zwar zum Behinderten machen, aber ihm eine vage Erinnerung an den Grund für seinen Selbstmordversuch lassen würde.

Das größte Pech, so fuhr Benton fort, wäre ein irreversibles Koma, denn nur der Oberste Gerichtshof könne entscheiden, ob jemand die Erlaubnis bekäme, den Stecker zu ziehen. Es sei zwar unwahrscheinlich, dass Marino diese Vorgänge noch wahrnehmen würde, doch es gebe keine Gewissheit. Die habe man nämlich nur, wenn der Patient absolut hirntot sei.

Soll das heißen, ich könnte mithören, während Leute debattieren, ob sie mir die Maschinen abstellen?, hatte Marino gefragt.

Lebenserhaltende Maßnahmen, erwiderte Benton.

Dann könnte ich nicht mehr atmen, würde das voll mitkriegen, aber niemand würde es bemerken?

Du könntest dann nicht mehr atmen. Und es liegt durchaus im Bereich des Möglichen, dass du es mitkriegst, wenn das Beatmungsgerät abgeschaltet wird. Mit anderen Worten, dass jemand den Stecker zieht.

Dann könnte ich praktisch zuschauen, wie derjenige zur Steckdose geht?

Möglich.

Und ich würde sofort ersticken?

Du könntest nicht mehr atmen. Doch hoffentlich wären liebende Angehörige an deiner Seite, auch wenn sie nicht wissen, dass du sie wahrnimmst.

Das brachte Marino wieder zu seiner Angst vor dem Ersticken und erinnerte ihn auf grausame Weise daran, dass die einzigen Menschen, die ihm etwas bedeuteten, genau die waren, denen er etwas Schreckliches angetan hatte. Vor allem ihr. Scarpetta. In diesem Moment in einem Motelzimmer unweit des Boston Bowl Family Fun Center, wo er und Benton dieses Gespräch führten, hatte Marino beschlossen, nicht Selbstmord zu begehen. Stattdessen würde er den längsten Urlaub seines Lebens nehmen und ihn in einer Therapieklinik an der Nordküste von Massachusetts verbringen.

Wenn sich sein Zustand besserte, wenn sein Körper die Potenzmittel, die Drogen und den Alkohol vollständig abgebaut hatte und wenn er seine Therapie durchhielt, würde der nächste Schritt sein, sich einen Job zu besorgen. Und nun, ein halbes Jahr später, war er in New York, arbeitete für Berger und versteckte sich auf einem Parkplatz, nur um einen Blick auf Scarpetta zu erhaschen, bevor sie in sein Auto stieg und sie zu einem Tatort fuhren. Fast wie früher.

Er beobachtete, wie sie sich lautlos bewegte. Im grünen Licht sah sie unwirklich aus. Ihre Gesten beim Sprechen waren ihm so vertraut, jede Einzelheit an ihr war so deutlich wahrzunehmen und doch so entfernt, dass sie ihn an ein Gespenst erinnerte. Er konnte sie sehen, sie ihn nicht. Ihr Leben war ohne ihn weitergegangen, und da er sie so gut kannte, war er sicher, dass sie seinen Übergriff inzwischen verarbeitet hatte. Nur sein plötzliches Verschwinden hatte sie ihm vermutlich nicht verziehen. Oder nahm er sich vielleicht zu wichtig? Möglicherweise hatte sie keinen Gedanken mehr an ihn verschwendet, so dass ihr das Wiedersehen mit ihm nichts bedeuten würde. Wahrscheinlich würde sie gar nichts empfinden und die Vergangenheit beinahe vergessen haben.

Seitdem war so viel geschehen. Sie hatte geheiratet. Sie hatte Charleston den Rücken gekehrt. Sie leitete inzwischen ein großes Institut unweit von Boston. Sie und Benton wohnten tatsächlich zum ersten Mal wie ein Paar zusammen, und zwar in einem wunderschönen alten Haus in Belmont, an dem Marino ein- oder zweimal nachts vorbeigefahren war. Mittlerweile hatten sie auch eine Wohnung in New York. Hin und wieder schlenderte er einige Häuserblocks östlich vom Central Park den Hudson entlang, betrachtete das Haus, in dem sie lebten, und zählte die Stockwerke ab, bis er ziemlich sicher war, die richtige Wohnung bestimmen zu können. Ständig trat sie im Fernsehen auf. Doch er konnte sich nicht vorstellen, dass die Leute sie um ein Autogramm baten. Das war für ihn undenkbar. Sie mochte diese Art von

Aufmerksamkeit nicht. Zumindest hoffte er das, denn sonst hätte sie sich sehr verändert haben müssen.

Er beobachtete Scarpetta mit dem starken Nachtsichtgerät, das Lucy ihm vor zwei Jahren zum Geburtstag geschenkt hatte, und sehnte sich nach dem Klang ihrer Stimme. Ihre Stimmung konnte er an ihren Bewegungen ablesen, daran, wie sie das Gewicht von einem Fuß auf den anderen verlagerte und mit den Händen gestikulierte. Sie trug dunkle Handschuhe. Sie drängte sich nicht gern in den Vordergrund. Es hieß, dass sie sich lieber zurücknahm, weil ihre Meinung dadurch noch deutlicher wurde. Sie neigte nicht zur Dramatik. Das hatte Marino ebenfalls gehört. Wie er sich erinnerte, hatte Berger es so ausgedrückt, als sie geschildert hatte, wie Scarpetta sich im Zeugenstand verhielt. Sie hatte es nicht nötig, die Stimme zu erheben oder mit den Händen zu fuchteln, sondern saß nur ruhig da und wandte sich an die Geschworenen, die ihr vertrauten und glaubten.

Durch das Nachtsichtgerät erkannte Marino ihren langen Mantel und ihr makellos frisiertes blondes Haar, das ein wenig länger war als früher. Es fiel ihr ein Stück über den Kragen und war aus der Stirn gekämmt. Er betrachtete ihre vertrauten markanten Züge, zu denen ihm kein Vergleich einfiel, denn sie war attraktiv, ohne hübsch zu sein. Ihr Gesicht war zu scharf geschnitten für eine Schönheitskönigin und hätte nicht zu den Bohnenstangen gepasst, die in Designerkleidern auf Modenschauen über den Laufsteg staksten.

Er befürchtete, sich übergeben zu müssen, wie an jenem Morgen im Kutschhaus. Sein Herz begann zu klopfen, als wollte es sich selbst Schmerz zufügen.

Er sehnte sich nach ihr, doch in seinem dunklen, nach Rost riechenden Versteck kam er zu dem Schluss, dass er sie nicht mehr auf dieselbe Weise liebte wie früher. Er hatte einen selbstzerstörerischen Pfahl in den Teil von sich getrieben, wo stets die Hoffnung gelauert hatte. Nun war sie tot. Marino hoffte nicht mehr, dass sie sich eines Tages in ihn verlieben würde. Sie war verheiratet, und die Hoffnung war gestorben. Sie wäre auch nicht mehr zum Leben erwacht, wenn es Benton nicht gegeben hätte. Marino hatte die Hoffnung getötet. Noch nie im Leben hatte er sich an einer Frau vergriffen, und dann war es ausgerechnet bei ihr geschehen.

Selbst wenn er noch so betrunken gewesen war, hatte er sich nie einer Frau aufgedrängt.

Wenn er sie küsste und sie seine Zunge nicht im Mund haben wollte, akzeptierte er das. Wenn sie seine Hände wegschob, berührte er sie unaufgefordert kein zweites Mal. Wenn er einen Ständer und sie kein Interesse hatte, presste er sich nicht an sie oder zwängte die Hand zwischen ihre Beine.

Wenn ihr auffiel, dass die Erektion anhielt, versuchte er es mit einem Witz. Er salutiert nur, Baby. Er steht immer auf, wenn eine Dame im Zimmer ist. Hey, Baby, nur weil ich einen Schaltknüppel habe, musst du noch lange nicht mein Auto fahren.

Marino mochte ein ungehobelter und ungebildeter Kerl sein, aber er war kein Sexualstraftäter. Er war kein schlechter Mensch. Doch woher sollte Scarpetta das wissen? Er hatte am Morgen danach nichts unternommen, um die Situation zu retten. Er hatte nicht den leisesten Versuch gemacht, als sie ihm Tee und trockenen Toast ins Gästezimmer gebracht hatte. Was hatte er stattdessen getan? Gedächtnisschwund vorgespielt. Er hatte sich über den Bourbon in ihrer Hausbar beschwert, als ob es ihre Schuld gewesen wäre, ein Getränk im Haus zu haben, von dem man einen solchen Mordskater bekam und sein Erinnerungsvermögen verlor.

Er hatte sich nicht entschuldigt. Vor Scham und Angst war er verstummt, weil er nicht genau gewusst hatte, was vorgefallen war, und nicht nachfragen wollte. Stattdessen hatte er beschlossen, allein dahinterzu kommen und in den nächsten Wochen und Monaten gegen sich selbst zu ermitteln, bis die einzelnen Teile endlich zusammenpassten. Offenbar war er nicht bis zum Äußersten gegangen, denn beim Aufwachen am nächsten Morgen war er voll bekleidet

gewesen. Die einzige Körperflüssigkeit, die er an sich festgestellt hatte, war sein eigener kalter, stinkender Schweiß.

Es waren nur Bruchstücke, die er noch in deutlicher Erinnerung hatte. Er hatte sie an die Wand gedrängt. Das Zerreißen von Stoff. Ihre weiche Haut. Ihre Stimme, die sagte, er tue ihr weh und sie sei sicher, dass er das nicht wirklich wolle. Er wusste noch genau, dass sie sich nicht bewegt hatte. Inzwischen verstand er den Grund und fragte sich, wie sie nur instinktiv so richtig hatte reagieren können. Er hatte sich nicht mehr im Griff gehabt, und sie war so klug gewesen, ihn nicht durch Gegenwehr noch mehr zu reizen. Alles andere hatte er vergessen, selbst ihre Brüste, auch wenn er noch vage im Gedächtnis hatte, wie überrascht er gewesen war, und zwar nicht unangenehm. Jahrelang hatte er sie sich ausführlich in seinen Phantasien ausgemalt, und nun sahen sie ganz anders aus als in seinen Träumen. Doch das war bei allen Frauen so.

Zu dieser Erkenntnis war er mit zunehmendem Alter gelangt. Mit Intuition oder gesundem Menschenverstand hatte das nichts zu tun. Als geiler kleiner Junge hatte er sich nur auf die Abbildungen in den Pornozeitschriften verlassen können, die sein Vater im Werkzeugschuppen versteckte. Er hatte keine Möglichkeit gehabt, vorauszuahnen, was er später einmal entdecken sollte. Brüste besaßen wie Fingerabdrücke individuelle Eigenschaften, die man durch die Kleidung nicht unbedingt sah. Jede Brust, die er je berührt hatte, besaß eine unverwechselbare Größe, Form, Symmetrie und Rundung, wobei das offensichtlichste Unterscheidungsmerkmal die Brustwarze war, von der die meiste Anziehungskraft ausging. Marino, der sich als Kenner auf diesem Gebiet betrachtete, hätte sich jederzeit zu dem Wahlspruch Je größer, desto besser bekannt. Aber wenn man das Begaffen und Betatschen hinter sich hatte, kam es hauptsächlich auf das Gefühl im Mund an.

Im grünen Licht des Nachtsichtgeräts beobachtete er, wie Scarpetta und Benton aus dem Park auf den Bürgersteig traten. Sie hatte die Hände in den Taschen und trug nichts bei sich, was bedeutete, dass sie sicher noch in sein Büro wollten. Er stellte fest, dass sie nur wenig sprachen. Und dann, als hätten sie Marinos Gedanken gelesen, fassten sie sich an den Händen. Benton beugte sich zu ihr hinunter und küsste sie.

Als sie die Straße erreichten, waren sie so nah, dass er kein Nachtsichtgerät mehr brauchte, um ihre Gesichter zu erkennen. Sie blickten einander an, als würde auf den Kuss noch ein zweiter folgen, fand Marino. Dann waren sie an der First Avenue angekommen und verschwanden in der Ferne.

Marino wollte schon sein sicheres Versteck hinter den hydraulischen Parkaufzügen mit den drei Etagen verlassen, als er im Park eine hastig ausschreitende Gestalt bemerkte. Im nächsten Moment nahm er eine zweite Gestalt wahr, die vom DNA-Labor aus in den Park ging. Im grellgrünen Licht des Nachtsichtgeräts beobachtete er, wie Detective Mike Morales und Dr. Lenora Lester nebeneinander auf einer Bank Platz nahmen.

Marino konnte nicht hören, was sie sagten. Lester reichte ihm einen großen Umschlag, vermutlich Terri Bridges' Autopsiebericht. Allerdings verhielten sie sich seltsam verstohlen, als hätten sie etwas zu verbergen. Marino überlegte, ob sie vielleicht eine Affäre hatten. Als er sich ihr verbiestertes Gesicht und ihren mageren Körper in einem zerwühlten Bett vorstellte, drehte es ihm fast den Magen um.

Das war ganz sicher nicht die Antwort.

Viel wahrscheinlicher war es, dass Dr. Lester Morales so schnell wie möglich angerufen hatte, um Scarpettas neue Erkenntnisse in der Gerichtsmedizin als eigene Leistung auszugeben. Morales hingegen wollte die Information sicher als Erster in den Händen haben, das hieß noch vor Marino und ganz sicher vor Berger. Das wies wiederum darauf hin, dass Scarpetta offenbar

auf etwas Wichtiges gestoßen war. Marino beobachtete Dr. Lester und Morales, bis sie von der Bank aufstanden. Morales bog um die Ecke des D N A - Labors, während Dr. Lester in Marinos Richtung zur East Twenty-seventh Street ging, immer noch schnellen Schrittes, ihr BlackBerry in der unbehandschuhten Hand.
Sie hastete durch den kalten Wind zur First Avenue, wo sie vermutlich ein Taxi anhalten würde, um anschließend mit der Fähre nach New Jersey überzusetzen, wo sie wohnte. Offenbar schickte sie jemandem eine SMS.
Die Museum Mile war stets Shrews liebster Spazierweg gewesen. Mit einer Wasserflasche und einem Granolariegel ausgerüstet, hatte sie ihre Wohnung verlassen und war in Richtung Madison Avenue gegangen, um die Schaufenster zu betrachten, während sie vor Vorfreude immer schneller wurde.

Das Guggenheim-Museum war der Höhepunkt ihrer Ausflüge, denn sie liebte Clyfford Still, John Chamberlain, Robert Rauschenberg und natürlich Picasso. Die letzte Ausstellung, die sie besucht hatte, war »Paintings on Paper« von Jackson Pollock gewesen. Das war dieses Frühjahr zwei Jahre her.
Was war nur geschehen?

Obwohl sie nicht an eine Stechuhr oder einen vollen Terminkalender gefesselt war, hatte sie mit der Zeit aufgehört, Museen, Theater, Galerien, Zeitschriftenkioske oder Buchläden zu besuchen, seit sie für den Chef arbeitete.

Sie versuchte, sich zu erinnern, wann sie sich zum letzten Mal in ein gutes Buch vertieft, ein Kreuzworträtsel geknackt, den Musikern im Park zugehört oder sich in einem Film oder einem Gedicht verloren hatte.

Inzwischen war sie wie ein in Bernstein eingeschlossenes Insekt, gefangen in den Leben fremder und langweiliger Menschen. Klatsch. Die abgedroschenen und banalen Ereignisse im Alltag von Leuten, die das Herz und die Seele von Ausschneidepuppen aus Papier hatten. Wen kümmerte es, in welchen Klamotten Michael Jackson zu seiner Gerichtsverhandlung erschien? Welche Rolle spielte es für sie und andere, dass Madonna vom Pferd gefallen war?
Anstatt Kunstwerke zu betrachten, hatte Shrew nun Ein- blick in die Kloake des Lebens und erfreute sich am Dreck ihrer Mitmenschen. Ihr kamen einige Erkenntnisse, als sie sich an die Heimfahrt in dem schwarzen Cadillac erinnerte. In der Dunkelheit hatte die Lexington Avenue gewirkt wie der Fluss Styx. Der Mann mit dem Stetson war nett zu ihr gewesen und hatte ihr beim Aussteigen sogar das Knie getätschelt. Allerdings hatte er nie seinen Namen genannt, und eine innere Stimme hatte ihr geraten, ihn besser nicht danach zu fragen.

An diesem Abend war sie dem Bösen direkt in die Arme gelaufen. Zuerst Marilyn Monroe. Dann das Computervirus. Und zu guter Letzt der Keller. Vielleicht wandte Gott ja eine Art spirituelle Schocktherapie bei ihr an, damit sie endlich erkannte, dass sie in Wahrheit ein herzloses Leben führte. Als sie sich in ihrer Zweizimmerwohnung mit Mietpreisbindung umblickte, bemerkte sie zum ersten Mal, seit ihr Mann nicht mehr hier lebte, wie es hier wirklich aussah und dass sich nichts verändert hatte.

Das Sofa mit dem Cordbezug und der passende Sessel waren schlicht und bequem. Die abgewetzte Sitzfläche mit den Knötchen ließ ihren Mann wieder lebendig werden. Sie sah ihn im Lehnsessel sitzen, die Times lesen und so lange auf einem Zigarrenstummel herumkauen, bis dieser ganz schleimig war. Den Rauchgestank, der ihr ganzes Leben durchdrang, hatte sie noch immer in der Nase, obwohl sie ein Reinigungsunternehmen hatte kommen lassen.

Aus irgendeinem Grund brachte sie den Mut nicht auf, seine Kleider auszumisten und die Dinge wegzuräumen, deren Anblick sie nicht ertragen, von denen sie sich aber auch nicht trennen konnte.

Wie oft hatte sie ihm gepredigt, nicht einfach über die Straße zu laufen, nur weil die Ampel von Rot auf Grün geschaltet hatte!

Warum sollte das absurder sein, als auf dem Bürgersteig zu verharren, wenn eine rote Hand das Weitergehen verbot, obwohl die Kreuzung gesperrt und nirgendwo ein Auto in Sicht war?

Und so war er schließlich der Verlockung des grünen Signals erlegen, an statt auf Shrew zu hören. Heute noch hatte sie einen Mann gehabt, dem sie ständig wegen seiner Zigarren und seiner Schlamperei in den Ohren lag. Und am nächsten Tag und allen, die darauf folgten, waren ihr nichts mehr als seine Gerüche, sein Krimskrams und die Erinnerung an seine letzten Worte geblieben, bevor er zur Tür hinausgegangen war.

Haben wir noch Kaffeesahne da? Dabei setzte er seinen albernen Jägerhut auf.

Sie hatte ihn vor vielen Jahrzehnten in London für ihn gekauft. Leider hatte er nie verstanden, dass er nicht zum Tragen gedacht gewesen war.

Keine Ahnung, ob noch Kaffeesahne da ist, da du der Einzige hier bist, der seinen Kaffee mit Kaffeesahne trinkt. Das war ihre Antwort gewesen.

Ihre letzten Worte in seinen Ohren.

Die Worte einer Widerspenstigen, die sie im selben grausamen Monat April geworden war, als irgendein Inder ihre Stelle bekommen hatte. Dicht beisammen hatten sie tagelang in ihrer kleinen Wohnung gesessen und sich mit Geldsorgen zermürbt. Denn schließlich war er Steuerberater und konnte rechnen.

Immer wieder hatte sie ihren letzten gemeinsamen Moment auf dieser Erde Revue passieren lassen, ihn hin und her gedreht und sich gefragt, ob sie nicht etwas hätte sagen oder tun können, um das Schicksal zu beeinflussen. Sie hätte ihm mitteilen können, dass sie ihn liebte, dass es heute sein Lieblingsessen - Lammkoteletts und gebackene Süßkartoffeln - geben würde und dass sie eine Hyazinthe im Topf für den Couchtisch gekauft hatte. Dann wäre er in Gedanken vielleicht bei diesen Themen gewesen und nicht bei dem, was ihn offenbar beschäftigt hatte, als er über die Straße gegangen war, ohne nach links und rechts zu schauen.

Hatte der Ärger über ihre patzige Bemerkung wegen der Kaffeesahne ihn womöglich abgelenkt?

Hätte sie ihn, sich selbst und ihre Ehe retten können, wenn sie ihn freundlich gebeten hätte, vorsichtig zu sein?

Sie starrte auf den Fernseher und stellte sich vor, wie er seine Zigarre rauchte und sich mit skeptischer Miene die Nachrichten anschaute. Immer wenn sie die Augen schloss, aus dem Augenwinkel etwas bemerkte - einen Schatten oder einen Wäschehaufen auf einem Stuhl- oder ihre Brille nicht trug, sah sie sein Gesicht vor sich. Sie sah ihn so, wie er gewesen war, bevor er ging. Und das erinnerte sie daran, dass es ihn nicht mehr gab.

Er hätte den teuren Fernseher gemustert. Schätzchen, warum dieser Fernseher?, hätte er gesagt. Wer braucht denn so einen Fernseher? Vermutlich wurde er nicht einmal in Amerika hergestellt. Wir können uns einen solchen Fernseher doch gar nicht leisten.

Er wäre nicht damit einverstanden gewesen. Mein Gott, eigentlich mit nichts, was sie getan oder angeschafft hatte, seit er fort war.

Der Lehnsessel war leer. Und beim Anblick der Stelle, die er abgewetzt hatte, wurde sie von Verzweiflung ergriffen. Erinnerungen stürmten auf sie ein.

Die Vermisstenmeldung.

Sie hatte sich gefühlt, als durchlebte sie eine schon hundertfach in Filmen gesehene Szene, als sie den Telefonhörer umklammerte und die Polizei anflehte, ihr zu glauben.

Glauben Sie mir. Bitte glauben Sie mir.

Sie hatte der Polizistin erklärt, ihr Mann treibe sich weder in Bars noch sonst irgendwo herum.

Er habe keine Gedächtnisstörungen und auch keine Affäre, sondern käme immer pünktlich nach Hause wie ein Pfadfinder. Wenn ihn die »Abenteuerlust« gepackt oder er »schlechte Laune« gehabt hätte, hätte er Shrew angerufen.

Er hätte mir einfach gesagt, ich solle mich zum Teufel scheren, und er würde dann nach Hause kommen, wenn es ihm passte, wie beim letzten Mal, als er schlechter Laune gewesen ist, hatte Shrew der höflichen Polizistin erklärt, die klang, als hätte sie einen Kaugummi im Mund.

Niemand außer Shrew war in Panik. Niemand war interessiert.

Der Detective, wieder ein anderer Mitarbeiter der anonymen Massenveranstaltung namens New York Police Department, der sie schließlich anrief, hatte einen bedauernden Tonfall.

Ma'am, ich muss Ihnen leider mitteilen Gegen sechzehn Uhr wurde ich zu einem Unfallort gerufen .

Der Polizist war ebenfalls höflich, aber sehr beschäftigt, und wiederholte mehrere Male, wie leid es ihm täte. Allerdings erbot er sich nicht, sie in die Gerichtsmedizin zu begleiten.

Gerichtsmedizin? Wo?

In der Nähe des Bellevue. Welches Bellevue?

Ma'am, es gibt nur ein Bellevue.

Das stimmt nicht. Wir haben das alte und das neue. In der Nähe welchen Bellevues ist denn die Gerichtsmedizin?

Sie sollte um acht Uhr morgens dort erscheinen, um die Leiche zu identifizieren. Der Polizist gab ihr die Adresse, damit sie die beiden Bellevues nicht verwechselte. Außerdem nannte er ihr den Namen der Gerichtsmedizinerin.

Dr. med. Lenora Lester.

Trotz ihrer hohen Qualifikation eine grässlich unfreundliche Person ohne einen Funken Mitgefühl, die Shrew hastig in den kleinen Raum geschoben und den Vorhang zurückgezogen hatte.

Seine Augen waren geschlossen, und er war bis zum Kinn mit einem papierartigen blauen Laken bedeckt.

Kein Anzeichen einer Verletzung, kein Kratzer, keine Beule.

Im ersten Moment hatte Shrew gedacht, dass es keinen Unfall gegeben habe.

Er hat nichts gebrochen. Was ist geschehen? Was ist wirklich passiert? Er kann nicht tot sein. Ihm fehlt doch gar nichts. Er sieht aus wie immer. Nur so blass. So blass, und ich muss zugeben, dass er krank wirkt. Aber er kann nicht tot sein.

Dr. Lester erinnerte sie an eine ausgestopfte Taube in einem Glaskasten, als sie ihr, ohne die Lippen zu bewegen, erklärte, es handle sich um einen klassischen Fußgängerunfall mit Todesfolge.

Im Stehen von hinten angefahren.

Über die Motorhaube des Taxis gestürzt.

Mit dem Hinterkopf gegen die Windschutzscheibe geprallt.

Massive Brüche der Halswirbelsäule, hatte die Ärztin mit dem starren Gesicht gesagt.

Durch die Wucht des Aufpralls seien beide untere Extremitäten abgetrennt worden, hatte das starre Gesicht hinzugefügt.

Extremitäten.

Die Beine ihres geliebten Mannes, die an diesem grausamen Aprilnachmittag in Socken, Schuhen und in einer Cordhose gesteckt hatten, die fast die gleiche Farbe hatte wie das Sofa. Die Hose hatte sie ihm von Saks mitgebracht.

Er wirkt verhältnismäßig unverletzt, weil die schwersten entstellenden Verletzungen seine unteren Extremitäten betreffen, hatte das starre Gesicht in dem kleinen Raum gesagt.

Und diese unteren Extremitäten wurden von dem papierähnlichen blauen Laken verdeckt.

Shrew hatte vor dem Verlassen der Gerichtsmedizin ihre Adresse angegeben. Später schrieb sie einen Scheck aus und erhielt - nach etwa fünf Monaten, denn die Gerichtsmedizinerin hatte auf die Ergebnisse der toxikologischen Untersuchung gewartet - Dr. Lesters Abschlussbericht. Der offizielle Autopsiebericht lag noch in seinem offiziellen Umschlag in der untersten Schreibtischschublade, unter einer Kiste mit den Lieblingszigarren ihres Mannes, die sie in einen Gefrierbeutel gesteckt hatte, weil sie den Geruch nicht ertragen konnte, es aber nicht über sich brachte, sie wegzuwerfen.

Sie stellte ein neues Glas Bourbon neben den Computer, setzte sich und arbeitete länger als gewöhnlich, um sich vor dem Zubettgehen zu drücken. Dabei kam sie zu dem Schluss, dass alles mehr oder weniger in Ordnung gewesen war, bis sie heute das Foto von Marilyn Monroe geöffnet hatte.

Sie stellte sich einen strafenden Gott vor, als sie an den Mann mit den dichten Koteletten, dem protzigen Schmuck, an sein Angebot, ihr einen Dackel, einen Shi - Tsu oder einen Spaniel zu schenken, und an die Heimfahrt dachte. Er versuchte, sie zum Schweigen zu bringen, indem er auf eine Weise freundlich zu ihr war, die ihr zeigte, was passieren würde, falls er schlechte Laune bekommen sollte. Sie hatte ihn auf frischer Tat ertappt, was sie und er wussten. Nun wollte er sich bei ihr beliebt machen. Zu ihrer beider Vorteil.

Im Internet suchte sie einen Artikel, der erst vor drei Wochen in der Times erschienen war, und zwar in derselben Woche, in der der Chef sich so begeistert über die Hauptfiliale von Tell-Tail Hearts in der Lexington Avenue geäußert hatte. Zu dem Artikel gehörte auch ein Foto des weißhaarigen Mannes mit den dichten Koteletten und dem gleichmütigen Gesicht.
Sein Name war Jake Loudin.

Im vergangenen Oktober war er nach einer Razzia in einer seiner Zoohandlungen in der Bronx wegen Tierquälerei in acht Fällen angeklagt worden. Doch Anfang Dezember war der Freispruch erfolgt.

ANKLAGE GEGEN KÖNIG DER WELPENFABRIKEN FALLENGELASSEN

Die New Yorker Bezirksstaatsanwaltschaft hat das Verfahren wegen schwerer Tierquälerei in acht Fällen gegen einen Geschäftsmann aus Missouri eingestellt. Tierschützer haben Jake Loudin den Spitznamen »Welpen-Pol-Pot« gegeben und vergleichen ihn mit dem Anführer der Roten Khmer, die Millionen von Menschen in Kambodscha niedergemetzelt haben.

Loudin hätte im Fall einer Verurteilung mit bis zu sechzehn fahren Haft rechnen müssen, der Höchststrafe für ein Schwerverbrechen in acht Fällen. »Allerdings konnten wir nicht beweisen, dass die acht toten Tiere in der Kühlkammer der Zoohandlung noch lebten, als sie dorthin gebracht wurden«, sagte die stellvertretende Bezirksstaatsanwältin Taime Berger, deren vor kurzem gegründete Einsatztruppe gegen Tierquälerei im letzten Oktober eine Razzia in den Geschäftsräumen durchführte. Sie fügte hinzu, nach Auffassung des Gerichts hätte die Polizei keine hinreichenden Beweise geliefert, die acht Haustiere, alles Welpen im Alter von drei bis sechs Monaten, seien ohne triftigen Grund eingeschläfert worden.

Berger ergänzte, es sei in manchen Zoohandlungen übliche Praxis, Hunde, Katzen und weitere Haustiere, die keinen Käufer gefunden hätten oder sich aus anderen Gründen wirtschaftlich nicht lohnten, zu »beseitigen«.

»Ein kranker Welpe oder einer, der drei bis vier Monate alt ist, lockt im Schaufenster keine Kundschaft mehr an«, erklärte sie. »Außerdem sind viele dieser Läden dafür berüchtigt, dass sie den Tieren die medizinische Versorgung und sogar alltägliche Notwendigkeiten wie warme, saubere Käfige und aus-reichend Wasser und Nahrung vorenthalten. Ich habe diese

Spezialeinheit unter anderem deshalb ins Leben gerufen, weil die New Yorker Bevölkerung genug von diesen Zuständen hat, und bin fest dazu entschlossen, zumindest einige der Täter für lange Zeit hinter schwedische Gardinen zu schicken ... «
Zum zweiten Mal an diesem Abend wählte Shrew die Nummer der Polizei.
Nur dass sie inzwischen betrunkener war und klang, als redete sie wirres Zeug.
»Mörder«, sagte sie zu dem Polizisten, der ihren Anruf entgegennahm, und nannte die Adresse in der Lexington Avenue. »Die Kleinen werden dort eingesperrt.«
»Ma'am?«
»Nach der Tat hat er mich gezwungen, in seinen Wagen zu steigen. Mir ist fast das Herz stehen geblieben ... Er hatte ein rotes, mürrisches Gesicht und hat geschwiegen.«
»Ma'am?«
»Sie haben doch schon einmal versucht, ihn wegen dieser Taten ins Gefängnis zu bringen. Hitler! Nein, Pol Pot! Aber er ist davongekommen. Bitte geben Sie Ms. Berger Bescheid. Sofort. Bitte.«
»Ma'am? Sollen wir Ihnen einen Beamten schicken?« »Bitte jemanden von Ms. Bergers Tierschutzeinheit. Bitte. Ich bin nicht verrückt, das schwöre ich Ihnen. Ich habe mit meinem Mobiltelefon ein Foto von ihm in der Kühlkammer gemacht.«
Das hatte sie nicht.
»Sie haben sich bewegt!«, schluchzte sie. »Sie haben sich noch bewegt!«

23
Der dunkelblaue Impala wartete vor dem Eingang des Krankenhauses, als Benton und Scarpetta in die Nacht hinaustraten.
Sie erkannte die mit Vlies gefütterte Lederjacke, und im nächsten Moment wurde ihr klar, dass Marino darin steckte. Der Kofferraum öffnete sich. Marino nahm Benton den Tatortkoffer ab und sagte, er habe zwei Becher Kaffee für sie besorgt, die auf dem Rücksitz ständen.
Das war also seine Begrüßung. Nach so langer Zeit und allem, was geschehen war.
»Ich war bei Starbucks«, sagte er. »Zwei Ventis.« Die Aussprache stimmte nicht. »Und Süßstoff in gelber Verpackung.« Er meinte Splen da. Offenbar hatte er nicht vergessen, dass Scarpetta Saccharin und Aspartam nicht anrührte.
»Aber keine Sahne, denn die gibt es dort nur in Krügen, so dass ich sie nicht mitnehmen konnte. Ich glaube, ihr braucht ja beide keine Sahne, falls sich das nicht geändert hat. Die Becher stehen hinten auf der Ablage. Jaime Berger sitzt vorn. Es ist so dunkel, dass ihr sie vielleicht nicht seht. Also lästert nicht über sie.«
Der Versuch eines Scherzes.
»Danke«, erwiderte Scarpetta, als sie und Benton einstiegen. »Wie geht es dir?«
»Gut.«
Er setzte sich ans Steuer. Sein Sitz war so weit zurückgeschoben, dass er Scarpettas Knie berührte. Berger drehte sich um und begrüßte sie. Sie verhielt sich, als wäre an dieser Situation nichts Ungewöhnliches. Eine ausgezeichnete Idee, da es die Dinge erleichterte.
Während Marino losfuhr, betrachtete Scarpetta seinen Hinterkopf und den Kragen der schwarzen Bomberjacke aus Leder. Sie sah aus wie aus Hogan's Heroes, womit Lucy ihn immer aufgezogen hatte, und war mit einem Halbgürtel, Reißverschlüssen an den Ärmeln und jeder Menge von auf antik getrimmten Messingbeschlägen ausstaffiert. In den zwanzig Jahren, die Scarpetta Marino nun kannte, war er immer wieder zu dick geworden, um sie zu tragen, insbesondere am Bauch. In letzter Zeit hatte er im Fitness-Studio zu viel Muskelmasse zugelegt. Rückblickend betrachtet waren vermutlich auch Steroide im Spiel gewesen.

Die Zeit, in der Marino nicht an ihrem Leben teilnahm, hatte gereicht, um über den Zwischenfall und seine Folgen nachzudenken. Kurz nachdem sie wieder Kontakt zu ihrem ehemaligen Stellvertreter Jack Fielding aufgenommen und ihn eingestellt hatte, war ihr eines Tages die Erkenntnis gekommen. Fielding hatte mit Steroiden praktisch sein Leben ruiniert, was Marino nicht entgangen war. Doch als seine Verbitterung und seine Angst vor Machtverlust wuchsen, ohne dass Scarpetta etwas dagegen unternehmen konnte, hatte sich auch bei ihm alles nur noch um seine Körperkraft gedreht.

Er hatte Fieldings Bodybuilder-Statur schon immer bewundert, auch wenn er den ungesetzlichen und selbstzerstörerischen Methoden, denen er sie verdankte, kritisch gegenüberstand. Scarpetta war sicher, dass Marino schon einige Jahre vor den Potenzmitteln mit der Einnahme von Steroiden angefangen hatte, eine mögliche Erklärung für seine zunehmende Aggressivität und Bösartigkeit, die dem gewalttätigen Übergriff im Kutschhaus im letzten Frühling vorangegangen war.

Sein Anblick rührte sie aus unerklärlichen Gründen mehr an, als sie es für möglich gehalten hätte, und erinnerte sie an viele gemeinsame Jahre. Damals hatte er sein ergrautes Haar wachsen lassen und über die kahle Stelle gekämmt wie Donald Trump. Allerdings war Marino nicht der Mann, der Gel oder Haarspray benutzte, so dass ihm beim kleinsten Windhauch lange Strähnen über die Ohren wehten. Schließlich hatte er sich den Schädel rasiert und sich ein bedrohlich wirkendes Biker-Kopftuch zugelegt. Inzwischen hatte er einen halbmondförmigen Haarkranz und keinen Ohrring mehr und sah nicht länger aus wie ein Mitglied der Hells Angels.

Sondern einfach nur wie Marino, nur besser in Form, aber älter. Außerdem legte er ein förmliches Wohlverhalten an den Tag, als müsste er den Bewährungsausschuss durch die Stadt kutschieren.

Er bog in die Third Avenue ein und steuerte auf Terri Bridges' Haus zu, das nur wenige Minuten vom Krankenhaus entfernt war.

Berger erkundigte sich bei Scarpetta, ob Terri Bridges sich ihres Wissens nach je mit ihrem Büro in Charleston in Verbindung gesetzt habe - im vergangenen Frühling, im Frühsommer oder überhaupt.

Scarpetta verneinte.

Berger fummelte an ihrem BlackBerry herum, murmelte etwas über Lucys Abneigung gegen Papier und las dann die E-Mail vor, die Terri ihr letztes Jahr geschickt hatte und in der sie um Hilfe bei der Kontaktaufnahme mit Scarpetta bat.

»2. Juli«, verkündete Berger. »An diesem Tag hat sie die Mail ans Bermudadreieck der allgemeinen E-Mail-Adresse der New Yorker Stadtverwaltung abgesendet, in der Hoffnung, ich würde sie erhalten, weil sie dich nicht finden konnte. Offenbar hat sie keine von uns beiden erreicht.«

»Bei einem Benutzernamen wie Lunasee wundert mich das nicht«, meldete sich Benton vom dunklen Rücksitz. Er blickte aus dem Fenster und betrachtete das ruhige Stadtviertel Murray Hill. Bis jetzt hatte Scarpetta nur einen einzigen Menschen auf der Straße gesehen, einen Mann, der seinen Boxer ausführte.

»Es würde mich auch dann nicht wundern, wenn sie den Benutzernamen des Papstes verwendet hätte«, entgegnete Berger. »Jedenfalls habe ich die Mail nicht bekommen. Die Frage ist, Kay, ob du dich wirklich nicht an einen Anruf von ihr in deinem Büro in Charleston erinnern kannst.«

»Ich schwöre, ich habe nichts davon mitgekriegt«, erwiderte Scarpetta. »Allerdings war im letzten Frühling und Frühsommer mein Büro ebenfalls das reinste Bermudadreieck.«

Sie wollte es nicht weiter ausführen, weil Marino unmittelbar vor ihr saß. Wie hätte sie jetzt

darüber sprechen können, was sie empfunden hatte, als er ohne ein Wort einfach spurlos verschwunden war? Kurz darauf hatte sich Roses Zustand derart verschlechtert, dass sie sich nicht mehr aus Stolz hatte weigern können, Scarpettas Angebot anzunehmen, zu ihr zu ziehen und sich von ihr pflegen zu lassen. Gegen Ende hatte sie sie mit dem Löffel füttern und ihre Nachthemden und Laken wechseln müssen, wenn sie ins Bett gemacht hatte. Dann das Morphium und der Sauerstoff und schließlich der letzte Tag, als Rose, den Tod in den Augen, fand, dass sie nun genug gelitten hatte.

Was würde Marino sagen, wenn er erfuhr, wie wütend Rose auf ihn gewesen war, weil er alle Menschen in seinem Leben, insbesondere sie, der nicht mehr viel Zeit auf Erden blieb, im Stich gelassen hatte? Rose hatte erklärt, sie verurteile sein Verhalten, und Scarpetta gebeten, es ihm bitte irgendwann auszurichten.

Sagen Sie ihm, er kriegt von mir eins hinter die Löffel, hatte Rose gesagt.

Als spräche sie über einen Zweijährigen.

Sie können ihm auch erzählen, dass ich auf Lucy ebenfalls sauer bin. Ich habe eine Stinkwut auf die beiden. Und an dem, was sie gerade treibt, ist nur er allein schuld. Jetzt ist sie in irgendeinem Ausbildungslager von Blackwater, ballert in der Gegend herum und stößt Riesenkerlen das Knie in die Nieren, als wäre sie Sylvester Stallone, nur weil sie sich vor zu Hause fürchtet.

In den letzten Wochen verlor Rose ihre Hemmungen und machte aus ihrem Herzen keine Mördergrube mehr, doch sie redete nie wirres Zeug.

Richten Sie ihm aus, dass ich ihn schon finden werde, wenn ich erst mal im Jenseits bin, und dann knöpfe ich ihn mir vor, das schwöre ich Ihnen.

Scarpetta hatte ein Pflegebett aufgestellt und die Terrassentüren geöffnet, damit sie den Garten betrachten und den Gesang der Vögel und das Rauschen der Eichen hören konnten, die schon seit dem Bürgerkrieg dort standen. Sie und Rose unterhielten sich in dem reizenden alten Wohnzimmer mit der malerischen Aussicht, während die Uhr auf dem Kaminsims, tickend wie ein Metronom, den Takt der Zeit vorgab, die ihnen noch blieb. Scarpetta hatte Rose nie im Einzeinen von Marinos Übergriff erzählt. Aber etwas Wichtiges hatte sie Rose mitgeteilt, und zwar ein Detail, von dem sonst niemand wusste.

Sie kennen doch sicher den Spruch, was man alles anders machen würde, wenn man sein Leben noch einmal führen könnte, hatte sie gemeint.

Von mir werden Sie den nicht zu hören kriegen, erwiderte Rose. Sie lag aufgerichtet im Bett, dessen Laken in der Morgensonne sehr weiß aussahen. Dieses dumme Geschwätz bringt einen nicht weiter.

Ich bin ganz Ihrer Ansicht, denn Sie haben völlig recht. Ich würde diese Nacht nicht noch einmal durchleben wollen, wenn ich die Gelegenheit dazu bekäme, denn das würde nichts daran ändern. Ganz gleich, wie sehr ich die Sache auch hin und her drehe, Marino würde sich wieder ganz genauso verhalten. Um ihn zu stoppen, hätte ich schon viel früher etwas unternehmen müssen, vielleicht sogar vor zehn oder zwanzig fahren. Durch meine Unachtsamkeit trage ich einen Teil der Schuld an seinem Verhalten.

Sie hatte ihm dasselbe angetan wie er und Lucy Rose, als es mit ihr zu Ende ging, nämlich nicht hingeschaut und angeblich nichts davon bemerkt. Sie hatte sich entzogen, indem sie plötzlich zu beschäftigt und selbst mitten in einer Krise von irgendetwas abgelenkt war, anstatt ihn zur Rede zu stellen. Sie hätte sich Jaime Berger zum Beispiel nehmen sollen, die nicht zögern würde, einen hünenhaften Cop mit Marinos Gelüsten und Komplexen zurechtzuweisen, er solle aufhören, in ihren Ausschnitt oder unter ihren Rock zu glotzen. Keine Chance, denn sie würde niemals mit ihm schlafen. Sie habe nicht die Absicht, seine Hure, seine Madonna, seine

Frau oder seine Mutter beziehungsweise alles auf einmal zu werden, denn das sei es, was er - wie die meisten Männer - wollte, weil er es nicht besser wüsste.

Sie hätte Marino reinen Wein einschenken müssen, als sie Chief Medical Examiner in Virgina geworden war. Damals hatte er sich alle erdenkliche Mühe gegeben, ihr auf die Nerven zu fallen, und sich aufgeführt wie ein ungezogener kleiner Junge, der für seine Lehrerin schwärmt. Aber sie hatte befürchtet, ihn zu kränken, denn ihr größter Fehler war es, dass sie Angst hatte, anderen Menschen weh zu tun. Und gerade damit hatte sie ihm, sich selbst und allen anderen Beteiligten große Schmerzen zugefügt.

Sie hatte sich letztlich eingestehen müssen, dass es selbstsüchtig von ihr gewesen war.

Ich bin die größte Egoistin, die es gibt, hatte sie zu Rose gesagt. Das kommt daher, dass ich mich immer geschämt habe. Ich war anders als die anderen und weiß, wie es ist, ausgeschlossen, gedemütigt und gemieden zu werden. Deshalb wollte ich nie jemandem so etwas antun. Oder es selbst noch einmal durchmachen. Das, was ich zuletzt gesagt habe, ist sehr wichtig. Es hat etwas damit zu tun, dass ich Unbehagen vermeiden will. Um die anderen geht es mir gar nicht. Es ist schrecklich, zu so einer Erkenntnis über sich selbst kommen zu müssen.

Sie sind der einzigartigste Mensch, den ich kenne, hatte Rose erwidert. Und ich verstehe, warum die anderen Mädchen Sie nicht mochten, die meisten Leute Sie nicht leiden konnten und Sie vielleicht noch immer unsympathisch finden. Der Grund ist, dass die Leute so kleingeistig sind. Ohne es zu wollen, halten Sie ihnen den Spiegel vor. Und deshalb setzen sie alles daran, Sie ebenfalls kleinzuhalten, als ob sie selbst dadurch größer würden. Sie wissen doch, wie das ist. Aber wer ist schon so weise, es zu erkennen, während es gerade geschieht? Ich hätte Sie gern gehabt. Wenn ich eine der Nonnen oder eine Ihrer Mitschülerinnen gewesen wäre, hätte ich Sie sehr gemocht.

Ganz sicher nicht.

Aber natürlich. Schließlich folge ich Ihnen nun schon seit fast zwanzig verdammten Jahren durchs ganze Land. Und zwar nicht wegen der luxuriösen Arbeitsbedingungen oder weil Sie mich mit Schmuck, Pelzen und Urlaubsreisen in exotische Länder überhäufen. Ich verehre Sie, seit Sie zum ersten Mal das Büro betreten haben. Erinnern Sie sich? Ich war noch nie einem weiblichen Gerichtsmediziner begegnet und hatte die üblichen Vorurteile. Was für eine merkwürdige, schwierige und unangenehme Person muss das wohl sein? Warum sonst sollte eine Frau auf diese Weise ihren Lebensunterhalt verdienen? Da ich kein Foto von Ihnen kannte, war ich sicher, dass Sie aussehen würden wie etwas, das gerade aus einer schwarzen Lagune oder einer Jauchegrube geklettert ist. Ich spielte bereits mit dem Gedanken, mir eine neue Stelle zu suchen, vielleicht an der Medizinischen Fakultät. Dort hätten sie mich bestimmt genommen. Denn ich konnte mir nicht vorstellen, für Sie zu arbeiten, als ich Sie noch nicht kannte. Doch später, als ich Sie kennen gelernt hatte, hätte ich Sie nie verlassen können. Es tut mir leid, dass ich es jetzt muss.

»Wir könnten umkehren und die Telefonunterlagen und Büro-E-Mails überprüfen«, sagte Scarpetta im Auto zu Benton, Marino und Berger.

»Das ist im Moment nicht so wichtig«, erwiderte Berger und drehte sich um. »Lucy hat dir Informationen geschickt, die du dir bei Gelegenheit anschauen solltest. Du musst unbedingt lesen, was Terri Bridges geschrieben hat, wenn wir mal davon ausgehen, dass sie es war. Schwer zu sagen, denn Oscar Bane kommt auch als Verfasser in Frage. Oder vielleicht sogar Lunasee.«

»Ich habe hier eine Liste der sichergestellten Beweisstücke, die mit den Markierungen in der Wohnung übereinstimmt«, verkündete Marino beim Fahren. »Außerdem Zeichnungen vom

Tatort, eine Kopie für jeden von euch, damit ihr wisst, was wo stand.«
Berger reichte zwei Kopien nach hinten.
Marino bog in eine dunkle Wohnstraße ein, die von vielen Bäumen und alten Backsteinhäusern gesäumt wurde.
»Nicht sehr gut beleuchtet«, stellte Benton fest. »Außerdem scheinen viele Leute noch im Urlaub zu sein. Keine gefährliche Gegend.«
»Nein«, antwortete Marino. »Hier ist es ruhig. Der letzte Zwischenfall vor dem Mord war, dass jemand zu laut Musik gehört hat.«
Er parkte hinter einem Streifenwagen.
»Es gibt eine neue Entwicklung«, sagte Berger. »Als Lucy und ich uns die E- Mails angesehen haben, haben wir den Eindruck gewonnen, dass Terri möglicherweise einen zweiten Freund hatte.«
»Offenbar hat sich niemand die Mühe gemacht, den verdammten Streifenwagen zu verstecken«, schimpfte Marino und stellte den Motor ab.
»Verstecken?«, wunderte sich Berger.
»Morales wollte nicht, dass er offen hier herumsteht. Für den Fall, dass der schwarze Mann zurückkommt. Aber anscheinend hat er vergessen, den richtigen Leuten Bescheid zu geben.«
»Meinst du, Terri hat Oscar betrogen?«, fragte Benton und öffnete die Tür. »Ich denke, wir sollten die Mäntel im Auto lassen.«
Kalte Luft fuhr Scarpetta unter den Hosenanzug und durchs Haar, als sie den Mantel auszog. Marino stieg aus und telefonierte. Offenbar kündigte er dem Kollegen, der die Wohnung bewachte, ihre Ankunft an. Schließlich handelte es sich um einen Tatort, an dem noch ermittelt wurde, weshalb dort nichts verändert werden durfte. Laut den Berichten, die Scarpetta gelesen hatte, war die Polizei um ein Uhr nachts abgezogen.
Die Haustür öffnete sich. Marino, Benton, Berger und Scarpetta gingen die fünf Stufen hinauf in die Vorhalle. Der uniformierte Polizist schien seine Aufgabe sehr ernst zu nehmen.
»Ich habe gesehen, dass Ihr Wagen noch vor dem Haus steht«, wandte sich Marino an ihn. »Ich dachte, die letzte Anordnung aus der Zentrale lautete, ihn an einer unauffälligeren Stelle zu parken.«
»Dem Kollegen ist übel geworden. Ich glaube, es lag am Geruch. Wenn man eine Weile da drin herumsitzt, wird er unerträglich«, erwiderte der Cop. »Als ich ihn abgelöst habe, hat mir niemand etwas gesagt. Soll ich den Wagen umparken?«
»Was meinen Sie?«, erkundigte sich Marino bei Berger. »Morales wollte nicht, dass jemand die Anwesenheit eines Uniformierten in der Wohnung bemerkt. Der Mörder könnte ja zum Tatort zurückkehren.«
»Er hat eine Kamera auf dem Dach installiert«, ergänzte der Officer.
»Toll, wie schnell sich das Geheimnis herumgesprochen hat«, stellte Marino fest.
»Der einzige Mensch, der in die Wohnung zurückkehren könnte, ist Oscar Bane«, merkte Benton an. »Außer es laufen noch mehr Leute mit einem Haustürschlüsse1 herum. Und da er ziemlich paranoid ist, glaube ich nicht, dass er wieder hier aufkreuzt, um sich Zutritt zu verschaffen.«
»Ein Mensch in seinem Gemütszustand taucht eher in der Gerichtsmedizin auf, in der Hoffnung, noch einen Blick auf seine Liebste werfen zu können«, fügte Scarpetta hinzu.
Sie hatte entschieden, dass sie es satt hatte, den Mund zu halten. Schließlich gab es Möglichkeiten, wichtige Informationen weiterzugeben, ohne gegen die ärztliche Schweigepflicht zu verstoßen.
»Vielleicht wäre es eine gute Idee, die Patrouillen rund um die Gerichtsmedizin zu verstärken«,

meinte Marino zu dem Officer. »Nur für den Fall, dass Oscar Bane dort erscheint. Aber tun Sie mir den Gefallen und benutzen Sie nicht das Funkgerät, sonst hört noch ein Reporter mit. Wir wollen ja nicht, dass jeder Zwerg in der Lower East Side angehalten und ausgefragt wird.«

Als ob die Straßen rings um die Gerichtsmedizin ein beliebter Tummelplatz für Kleinwüchsige gewesen wären.

»Falls Sie sich etwas zu essen holen wollen, hätten Sie jetzt Gelegenheit dazu«, fuhr Marino fort.

»Nein, danke, obwohl ich das Angebot gern annehmen würde«, erwiderte der Polizist mit einem Blick auf Berger. »Ich habe Befehl, hier zu bleiben. Und Sie müssen sich hier in die Liste eintragen.«

»Seien Sie doch nicht so verdammt dienstlich. Wir beißen nicht. Nicht einmal Ms. Berger«, antwortete Marino. »Außerdem brauchen wir ein bisschen Platz. Wenn Sie wollen, können Sie ja im Treppenhaus warten. Oder Sie machen eine kleine Pause. Ich gebe Ihnen eine Viertelstunde bevor wir gehen Bescheid. Aber dass Sie mir bloß nicht nach Florida verschwinden.«

Als der Officer die Wohnungstür öffnete, schlug Scarpetta der Geruch von verdorbenem Brathähnchen entgegen. Der Polizist nahm seine Jacke von der Lehne eines Klappstuhls und hob ein Taschenbuch, American Rust von Philipp Meyer, auf, das darunter auf dem Eichenparkett lag. Weiter durfte er sich in der Wohnung, ganz gleich aus welchem Grund, nicht bewegen. Damit er nicht in Versuchung geriet, markierten kleine grell orangefarbene Kegel die Punkte, wo Beweisstücke sichergestellt worden waren. Es spielte keine Rolle, ob er Durst oder Hunger bekam oder dringend zur Toilette musste. In diesen Fällen lautete die Vorschrift, einen Kollegen zu rufen, der ihn währenddessen ablöste. Er durfte sich nicht einmal setzen, wenn er nicht seinen eigenen Stuhl mitbrachte.

Scarpetta platzierte ihren Tatortkoffer an der Tür, nahm eine Digitalkamera, einen Notizblock, einen Stift und ein Maßband heraus und verteilte Handschuhe. Reglos und ohne zu sprechen, ließ sie den Blick durch die Wohnung schweifen. Bis auf die Markierungskegel war nichts Außergewöhnliches zu sehen, und nichts wies daraufhin, dass hier ein Gewaltverbrechen stattgefunden hatte. Die Wohnung war blitzblank, und Scarpetta entdeckte überall Anzeichen dafür, dass eine starre und zwanghafte Frau hier gelebt hatte und gestorben war.

Das geblümte Sofa und der dazu passende Sessel im Wohnzimmer waren penibel um einen Couchtisch aus Ahornholz gruppiert, die Zeitschriften darauf zu einem akkuraten Fächer angeordnet. Der Plasmafernseher von Pioneer in der Ecke hatte Standardgröße, schien neu zu sein und war genau auf die Mitte des Sofas ausgerichtet. Im Kamin stand ein Gesteck aus Seidenblumen. Der elfenbeinfarbene Berberteppich lag gerade und war sauber.

Nur die Kegel zeigten, dass die Polizei sich gründlich in der Wohnung umgeschaut hatte. In diesem neuen Zeitalter der Spurensicherung hatten die Beamten sicher Einweg-Schutzoveralls und Überschuhe getragen. Mit elektrostatischen Staubwedeln hatten sie den gebohnerten Parkettboden abgetastet. Anstelle von schwarzem Pulver zur Sicherung von Fingerabdrücken wurden inzwischen forensische Lichtquellen und Kameras benutzt. Gutausgebildete Spurensicherungsexperten wie die in New York richteten weder ein Durcheinander an, noch vernichteten sie Beweise.

Das Wohnzimmer ging in Esszimmer und Küche über. Die Wohnung war so klein, dass Scarpetta einen gedeckten Tisch und die Lebensmittel auf der Arbeitsplatte neben dem Herd erkennen konnte. Das Hähnchen befand sich vermutlich im Backrohr, und nur der Himmel wusste, wie lange es dort bleiben und wie sehr es stinken würde, bis der Vermieter oder Terris Eltern endlich Zutritt zur Wohnung erhielten. Die Hüter des Gesetzes waren weder verpflichtet

noch berechtigt, am Schauplatz eines Gewaltverbrechens sauber zu machen, ganz gleich, ob es sich nun um Blutlachen oder ein nicht verzehrtes Festtagsmenü handelte.

»Lasst mich die offensichtliche Frage stellen«, sagte Scarpetta in den Raum hinein. »War sie wirklich die Person, die umgebracht werden sollte? Besteht die Möglichkeit einer Verwechslung? Schließlich gibt es gegenüber noch eine Wohnung und oben zwei weitere.«

»Mein Wahlspruch lautet, dass alles möglich ist«, entgegnete Berger. »Allerdings hat sie die Tür geöffnet. Falls sie es nicht getan hat, muss derjenige einen Schlüssel gehabt haben. Und das weist daraufhin, dass sie den Täter kannte. Sie haben von einem Zugang zum Dach gesprochen«, fügte sie, an Marino gewandt, hinzu. »Gibt es dazu neue Erkenntnisse?«

»Eine SMS von Morales«, antwortete er. »Er schreibt, als er letzte Nacht am Tatort war, stand die Leiter genau dort, wo er sie auch nach dem Installieren der Kamera auf dem Dach vorgefunden hat, nämlich im Werkzeugschrank.«

Bei diesen Worten bekam sein Gesicht einen Ausdruck, als kenne er einen Witz, den er lieber für sich behalten wollte.

»Also haben wir nichts Neues. Keine Informationen über einen möglichen Verdächtigen oder Zeugen unter den anderen Mietern? «, erkundigte sich Berger bei Marino. Sie standen immer noch an der Wohnungstür.

»Laut Aussage des Vermieters, der auf Long Island lebt, war sie eine sehr ruhige Mieterin, die sich jedoch häufig beschwerte und eine Neigung zum Querulantenturn hatte«, antwortete Marino. »Interessant ist aber, dass sie Reparaturen, die sie nicht selbst durchführen konnte, nie vom Vermieter erledigen ließ, sondern sagte, sie werde selbst jemanden kommen lassen. Seiner Ansicht nach führte sie eine Liste über sämtliche Missstände, nur für den Fall, dass er die Idee haben sollte, die Miete zu erhöhen.«

»Offenbar war der Vermieter kein großer Fan von ihr«, stellte Benton fest.

»Er hat sie wiederholt als fordernd bezeichnet«, entgegnete Marino. »Dauernd hat sie ihn mit E-Mails bombardiert, ihn allerdings nie angerufen. In seinen Worten, als wolle sie Beweise für ein Gerichtsverfahren sammeln.«

»Wir können Lucy bitten, diese E-Mails zu suchen«, schlug Berger vor. »Wissen wir, welchen ihrer achtzehn Benutzernamen sie verwendet hat, um sich bei ihrem Vermieter zu beschweren? Ganz sicher nicht Lunasee, sonst hätten Lucy und ich vorhin diese Korrespondenz gefunden. Übrigens habe ich ihr gesagt, sie soll alle Ergebnisse an mich weiterleiten. Also bleiben wir alle online, während sie die in dieser Wohnung sichergestellten Laptops durcharbeitet.«

»Der Benutzername lautet Railroadrun. To railroad bedeutet als Verb doch auch, jemanden über den Tisch zu ziehen«, erklärte Marino. »Nach Aussage des Vermieters lautet so ihre E-Mail-Adresse. Jedenfalls scheint sie eine ziemliche Landplage gewesen zu sein.«

»Und offenbar hatte sie jemanden, der ihr bei den Reparaturen half«, fügte Scarpetta hinzu.

»Ja, und ich habe meine Zweifel, dass Oscar dieser Jemand ist«, sagte Berger. »In den E-Mails, die wir bis jetzt gelesen haben, weist nichts daraufhin. Keine einzige Mail, in der sie ihn bittet, ihre verstopfte Toilette wieder freizukriegen oder eine Glühbirne an der Decke zu wechseln. Außerdem hätte er wegen seiner Größe sicher Schwierigkeiten damit gehabt.«

»In dem Schrank im ersten Stock steht eine Leiter«, sagte Marino.

»Ich möchte die Wohnung zuerst allein begehen«, verkündete Scarpetta.

Sie steckte das Maßband in die Jackentasche und warf einen Blick auf die Inventurliste, um sich zu vergewissern, welcher Markierungskegel zu welchem vom Tatort entfernten Gegenstand gehörte. Etwa einen Meter achtzig von der Tür entfernt befand sich Kegel Nummer eins. Hier hatte die Taschenlampe gelegen, laut Beschreibung eine Luxeon Star aus schwarzem Metall mit zwei Duracell-Lithiumbatterien und in funktionstüchtigem Zustand. Im Gegensatz zu

Oscars Schilderung war sie nicht aus Plastik, was vermutlich nicht weiter wichtig war. Allerdings stellte eine Taschenlampe aus Metall eine ernstzunehmende Waffe dar, ein Hinweis darauf, dass Oscar nicht sehr fest hatte zuschlagen müssen, um die von ihr untersuchten Blutergüsse hervorzurufen.

Die Kegel mit der Nummer zwei standen für vom Fußboden abgenommene Schuhabdrücke. Das Profil entsprach dem eines Joggingschuhs. Die Abdrücke selbst waren nur einundzwanzig mal zwölf Zentimeter groß gewesen, ziemlich klein also, und als Scarpetta die Liste überflog, stellte sie fest, dass ein Paar Turnschuhe in Terris Schrank sichergestellt worden war. Damen-Reeboks Größe fünfunddreißig mit rosafarbenen Streifen. Allerdings maß ein Damenschuh Größe fünfunddreißig von der Ferse bis zur Spitze keine einundzwanzig Zentimeter. Als Scarpetta sich Terris Füße im Leichenschauhaus vergegenwärtigte, hatte sie sie wegen der ungewöhnlich kurzen Zehen als viel kleiner in Erinnerung.

Sie nahm an, dass es sich bei den an der Tür entdeckten Schuhabdrücken um die von Oscar handelte. Vermutlich hatte er sie hinterlassen, als er in der Wohnung ein und aus gegangen war, um nach der Entdeckung der Leiche seinen Mantel und vielleicht noch andere Gegenstände in seinem Auto zu deponieren.

Vorausgesetzt, seine Geschichte deckte sich zum Großteil mit den Tatsachen.

Die anderen Abdrücke an der Tür waren deshalb interessant, weil sie von nackten Füßen stammten. Scarpetta dachte an die bei Dämmerlicht aufgenommenen Fotos. Sie war davon ausgegangen, dass es sich um Terris Fußabdrücke handelte, und die Stelle, an der sie sich befanden, war sehr aufschlussreich.

Sie traten gehäuft vor dem Badezimmer auf, wo Terris Leiche gefunden worden war. Scarpetta fragte sich, ob Terri sich nach dem Duschen vielleicht eingecremt hatte, weshalb die Fußabdrücke, dicht an dicht, auf dem Parkettboden zu sehen waren. Bedeutete das, dass sie die Pantoffeln erst in dem Bereich der Wohnung ausgezogen hatte, wo sie ermordet worden war? War sie angegriffen worden, sobald sie die Tür öffnete? Wenn der Täter sie trotz Gegenwehr bis zum Bad gedrängt hatte, hätten ihr die Pantoffeln doch schon viel früher von den Füßen fallen müssen.

In all den Jahren, die Scarpetta nun schon an Tatorten ermittelte, behielt das Opfer eines gewaltsamen Übergriffs nur sehr selten einen oder gar beide Pantoffeln an den Füßen. Es verlor sie regelrecht vor Angst.

Als sie ins Wohnzimmer ging, wurde der Geruch nach Brathähnchen stärker und unangenehmer. Geradeaus lag die Küche. Dahinter folgte das »Gästezimmer/Arbeitszimmer«, wie es in der den Grundriss der Wohnung darstellenden CAD-Zeichnung hieß, die Marino der Akte beigefügt hatte.

Der Esstisch war makellos gedeckt. Teller mit blauem Rand auf zwei gestärkten, fleckenlosen blauen Tischsets, die einander exakt gegenüberstanden. Das blitzblank polierte Besteck lag genau an seinem Platz. Alles wirkte ausgesprochen penibel und roch nach Ordnungswahn. Nur der Blumenstrauß störte den Eindruck der Perfektion, denn die Knopfblumen ließen schon die Köpfe hängen, und von dem Rittersporn waren Blütenblätter abgefallen wie Tränen.

Scarpetta zog die Stühle unter dem Tisch hervor und untersuchte die blauen Samtkissen nach Abdrücken. Vielleicht hatte sich ja jemand daraufgekniet, um besser über den Tisch greifen zu können. Doch falls Terri beim Tischdecken auf den Stuhl geklettert war, hatte sie die Kissen anschließend wieder glatt gestrichen. Alle Möbel waren von gewöhnlicher Größe. Die Wohnung war nicht kleinwüchsigengerecht ausgestattet. Aber als Scarpetta verschiedene Schränke öffnete, entdeckte sie einen kleinen Hocker mit Henkel, ein Greifwerkzeug und noch ein anderes Gerät, das einem Schürhaken ähnelte und von Terri vermutlich benutzt worden war, um

Gegenstände aus den Fächern zu ziehen oder hineinzuschieben.

In der Küche herrschte Unordnung, und zwar in der Ecke unterhalb der Mikrowelle. Die eingetrockneten schwarzroten Blutstropfen stammten offenbar von Oscar, als dieser sich beim Greifen nach der inzwischen sichergestellten Küchenschere in den Daumen geschnitten hatte. Auch der hölzerne Messerblock war fort und befand sich mittlerweile vermutlich im Labor. Auf dem Herd stand ein Topf mit rohem Spinat. Das Hähnchen im Backrohr stank, klebte am Grund des Rostes und war von einer wächsernen Fettschicht umgeben.

Küchenutensilien und Topflappen waren auf der Arbeitsfläche aufgereiht. Das Gleiche galt für Basilikum, eine Salz- und eine Pfeffermühle und Kochsherry. In einer kleinen Keramikschale lagen drei Zitronen, zwei Limetten und eine Banane, die allmählich braune Flecken bekam. Daneben befanden sich eine Korkenpumpe - in Scarpettas Augen ein Gerät, das dem Entkorken einer Weinflasche die Romantik raubte - und eine noch ungeöffnete Flasche mit nicht allzu teurem Chardonnay von annehmbarer Qualität. Scarpetta fragte sich, ob Terri den Wein wohl eine Stunde vor Oscars Ankunft aus dem Kühlschrank geholt hatte, wieder ausgehend von der Annahme, dass er nicht der Täter war. Wenn es sich so verhielt, hatte sie sich offenbar informiert und wusste, dass man Weißwein gekühlt und nicht eiskalt servierte.

Im Kühlschrank stand eine Flasche Champagner, ebenfalls durchschnittlich in Qualität und Preis. Es sah fast danach aus, als hätte sich Terri streng an sämtliche Empfehlungen im Internet gehalten und die Verbraucherinformationen gelesen wie die Bibel. Offenbar kaufte sie nie spontan oder aus einer Laune heraus etwas ein. Ob es nun der Fernseher, das Besteck oder das Geschirr war - alles zeugte von den Entscheidungen einer bewussten Konsumentin, die ihr Geld mit Bedacht und Vernunft ausgab.

Der Kühlschrank enthielt außerdem frischen Brokkoli, Paprikaschoten, Zwiebeln, einen Salatkopf, abgepackte Putenbrust und Schweizer Käse, die den Etiketten nach in einem Supermarkt in der Lexington Avenue erworben worden waren, und zwar einige Häuserblocks entfernt von hier, am Sonntag, offenbar als Ergänzung für das gestrige Abendessen. Die Salatdressings und Saucen in der Kühlschranktür waren kalorienreduziert. Im Schrank entdeckte Scarpetta Kräcker, Nüsse und Fertigsuppen mit vermindertem Salzgehalt. Die Spirituosen waren, wie alles andere, das Beste, was man bekommen konnte, ohne sich finanziell zu verausgaben: Dewar's, Smirnoff, Tanqueray, Jack Daniel's.

Als Scarpetta den Deckel des Mülleimers anhob, wunderte es sie nicht, dass er aus gebürstetem Edelstahl bestand, der weder rostete noch Fingerabdrücke zeigte. Der Deckel öffnete sich, wenn man auf ein Pedal trat, so dass man nichts Schmutziges berühren musste. In dem genau passenden Müllbeutel aus weißem Polyethylen lagen die Einwickelpapiere, in denen das Hähnchen und der Spinat gewesen waren, jede Menge zerknüllter Küchenrolle und das grüne Papier von den Blumen auf dem Tisch. Sie fragte sich, ob Terri wohl die Küchenschere benutzt hatte, um die von einem Gummiband zusammengehaltenen Stiele um etwa sieben Zentimeter zu kürzen. Anschließend hatte sie die Schere sicher gereinigt und wieder in den Messerblock gesteckt.

Es gab keinen Kassenbon, weil die Polizei ihn letzte Nacht sichergestellt und in die Inventarliste aufgenommen hatte. Terri hatte die Blumen am gestrigen Vormittag für acht Dollar und fünfundneunzig Cent in einem Laden in der Nähe gekauft. Wie Scarpetta vermutete, hatte sie erst im Nachhinein an das klägliche Frühjahrssträußchen gedacht. Sie fand es traurig, dass ein Mensch so gänzlich frei von Kreativität, Spontaneität und Herzenswärme sein konnte. Ein erbärmliches Leben und ein Jammer, dass sie nichts dagegen unternommen hatte.

Als Psychologiestudentin hätte Terri doch wissen müssen, dass sich ihre Angststörung behandeln ließ. Wenn sie sich für eine Therapie entschieden hätte, hätte ihr Leben vielleicht

einen anderen Verlauf genommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren ihre Zwänge, wenn auch nur indirekt, der Grund dafür, dass sich nun fremde Menschen in ihrer Wohnung herumdrückten und ihre Persönlichkeit und ihr Leben genau unter die Lupe nahmen.

Hinter der Küche lag das kleine Gästezimmer, das sie als Arbeitszimmer benutzt hatte. Es enthielt nur einen Schreibtisch, einen verstellbaren Bürostuhl, einen Beistelltisch mit einem Drucker und zwei leere Aktenschränke. Scarpetta trat auf den Flur hinaus und warf einen Blick in Richtung Wohnungstür. Berger, Marino und Benton standen im Wohnzimmer, studierten die Inventarliste und erörterten die Bedeutung der kleinen orangefarbenen Kegel.

»Weiß jemand, ob die Aktenschränke leer waren, als die Polizei hier eintraf?«, fragte Scarpetta.

Marino blätterte die Liste durch. »Post und persönliche Papiere, steht hier. Ein Karton mit Unterlagen wurde im Wandschrank gefunden.«

»Also nichts aus den Aktenschränken«, erwiderte Scarpetta. »Sehr interessant. Alle beide sind nämlich leer. Nicht einmal ein Aktenordner. Als ob sie noch nie benutzt worden wären.«

»Was ist mit Staub?« Marino kam näher.

»Du kannst ja mal nachschauen. Aber Terri Bridges und Staub waren nicht kompatibel. Hier gibt es keinen Staub, kein einziges Flöckchen.«

Marino ging ins Arbeitszimmer und öffnete die Aktenschränke. Scarpetta bemerkte, dass seine Stiefel tiefe Abdrücke auf dem blauen Teppichboden hinterließen. Im nächsten Moment fiel ihr ein, dass sie beim Betreten des Zimmers keine Fußabdrücke wahrgenommen hatte, nur ihre eigenen, was sehr merkwürdig war. Polizisten achteten zwar sorgfältig darauf, einen Tatort nicht zu verschmutzen oder Beweise zu vernichten, wären aber nie so weit gegangen, nach der Durchsuchung den Teppich zu bürsten.

»Es sieht aus, als wäre gestern Abend niemand hier gewesen«, sagte sie.

Marino schloss die Schubladen.

»Ich habe den Eindruck, dass dieser Schrank nie etwas enthalten hat, außer jemand hat die Schubladen ausgewischt«, stellte er fest. »Keine staubigen Umrisse von Hängeordnern oder Ähnlichem. Doch die Cops waren in diesem Zimmer.«

Endlich trafen sich ihre Blicke. Seiner war zögernd.

»Auf der Liste steht, dass der Karton mit den Akten in diesem Wandschrank war.« Stirnrunzelnd musterte er den Teppich. Offenbar war er zu der gleichen Erkenntnis gekommen wie Scarpetta. »Das ist aber verdammt komisch. Ich war heute Vormittag nämlich hier. In diesem Schrank da« - er deutete mit dem Finger darauf - »standen auch ihre Koffer.«

Er öffnete die Tür des Schrankes, wo Kleidungsstücke in Hüllen aus der Reinigung an der Stange hingen. Weitere Koffer waren kerzengerade auf dem Boden aufgereiht. Bei jedem Schritt drückte er den Teppich platt.

»Und trotzdem sieht es aus, als wäre nie jemand hier gewesen - oder derjenige hat anschließend den Teppich gebürstet«, merkte er an.

»Ich weiß nicht so recht«, erwiderte Scarpetta. »Du hast doch gesagt, dass seit letzter Nacht niemand außer dir in dieser Wohnung war. Und zwar heute Vormittag.«

»Ich mag zwar abgenommen haben, aber ich kann nicht fliegen«, entgegnete Marino. »Wo zum Teufel sind also meine Fußabdrücke?«

Auf dem Boden neben dem Schreibtisch steckte ein magnetisches Ladegerät in der Steckdose, was Scarpetta ebenfalls merkwürdig fand.

»Sie hat ihre Laptops eingepackt, um sie nach Arizona mitzunehmen, und das Ladegerät hiergelassen?«, wunderte sie sich.

»Jemand war in der Wohnung«, verkündete Marino. »Wahrscheinlich dieser Arsch Morales.«

Lucy war allein in ihrem Loft. Zu ihren Füßen schlief ihre alte Bulldogge.

Während sie mit Scarpetta telefonierte, las sie weitere E- Mails von Terri und Oscar.

Datum: Sonntag, 11. November 2007, 11:12:03 Von: »Oscar«
An: »Terri«
Siehst Du, ich habe Dir doch gesagt, dass Dr. Scarpetta nicht so ein Mensch ist. Offenbar hat sie Deine früheren Nachrichten nicht erhalten. Erstaunlich, dass die offensichtlichste Erklärung meistens auch zutrifft. Leitest Du die E-Mails an mich weiter?

Datum: Sonntag, 11. November 2007, 14:45:16 Von: »Terri«
An: »Oscar«
Nein. Damit würde ich ihre Privatsphäre verletzen. Das Projekt wird eine Wucht. Ich fasse es nicht. Bin überglücklich!

»Was ist die offensichtlichste Erklärung? Anscheinend hat sie - oder er - etwas ausprobiert und ist zu dem gewünschten Ergebnis gekommen«, sprach Lucy in ihr Bluetooth-Headset. »Wovon zum Teufel redet sie?«

»Keine Ahnung, was sie meint. Jedenfalls irrt sie sich. Oder sie lügt«, entgegnete Scarpetta.

»Wahrscheinlich lügt sie«, stellte Lucy fest. »Deshalb sollte Oscar deine Mails an sie ja auch nicht sehen.«

»Es können gar keine Mails von mir existieren«, sagte Scarpetta bestimmt. »Ich muss dich etwas fragen. Ich stehe gerade mitten in Terri Bridges' Wohnung, nicht gerade der geeignete Ort für dieses Gespräch. Insbesondere am Mobiltelefon.«

»Du hast dein Mobiltelefon von mir. Schon vergessen? Es ist eine Spezialausführung. Also keine Sorge. Unsere Telefone sind abhörsicher.«

Lucy redete weiter, während sie jedes E- Mail- Konto öffnete und im Papierkorb nachsah, ob vielleicht etwas Aufschlussreiches gelöscht worden war.

»Sie könnte Oscar einen Grund geliefert haben, dich zu hassen «, sagte sie. »Seine Freundin hat ein Idol, das sie vergöttert und das sich endlich bei ihr gemeldet hat. Das soll er wenigstens glauben. Aber die Mails zeigt sie ihm nicht. Offenbar hast du ein Problem ausgelöst, ohne es zu ahnen.«

»Und ohne etwas damit zu tun zu haben«, ergänzte Scarpetta. »Ich wollte dich eigentlich nur fragen, welche Stromversorgung ihre Laptops haben.«

Eines von Terris E-Mail-Konten war leer. Lucy hatte es sich für zuletzt aufgehoben, in der Annahme, dass sie es zwar eingerichtet, aber keine Gelegenheit mehr gehabt hatte, es zu nutzen. Als Lucy den Papierkorb anklickte, blieb ihr vor Staunen der Mund offen stehen.

»Mann!«, rief sie. »Ich fasse es nicht. Sie hat gestern Morgen alles gelöscht. Einhundertsechsunddreißig E- Mails, eine nach der anderen.«

»Ein Kabel mit Magnetanschluss? Was wurde denn gelöscht? «, erkundigte sich Scarpetta.

»Moment«, erwiderte Lucy. »Bleib dran. Dann schauen wir es uns gemeinsam an. Du könntest mich auf Raumlautsprecher schalten, damit Jaime, Benton und Marino auch etwas mitkriegen.«

Bei den E-Mails handelte es sich um einen Schriftwechsel zwischen Terri und einer Benutzerin mit dem Namen Scarpetta612.

6-12. Der 12. Juni war Scarpettas Geburtstag.

Die Adresse des Providers war dieselbe wie bei den anderen achtzehn Konten, die vermutlich Terri gehörten. Allerdings war Scarpetta612 nicht im Verlauf aufgeführt. Das Konto war nicht mit diesem Laptop eingerichtet, die Mails auch nicht mit ihm abgeschickt worden. Sonst hätte Scarpetta612 laut der Daten der E-Mails, die Lucy bereits gelesen hatte, zusammen mit den

anderen achtzehn Konten im Verlauf auftauchen müssen.

Bis jetzt gab es also keinen Beweis dafür, dass Terri das Konto Scarpetta612 eingerichtet hatte.

»Scarpetta612«, sagte Lucy und blätterte den Text durch. »Eine Person mit diesem Benutzernamen hat Terri geschrieben. Kannst du Jaime und Marino holen, damit wir das Passwort für dieses Konto kriegen?«

»Jeder X-Beliebige kann meinen Namen verwendet haben, und mein Geburtsdatum ist kein Geheimnis«, erwiderte ihre Tante.

»Gib Jaime einfach den Benutzernamen. Scarpetta und daran angehängt die Zahlen sechs, eins, zwei.«

Lucy nannte den Namen des Providers und wartete. Sie hörte Scarpetta mit jemandem sprechen. Vermutlich Marino. »Sie kümmern sich drum«, meinte Scarpetta zu Lucy. »Jetzt sofort?«, gab Lucy zurück.

»Ja, jetzt sofort. Mich würde noch interessieren, ob einer der Laptops über einen Magnetstecker ans Netz angeschlossen wird.«

»Nein«, antwortete Lucy. »Eine normale Buchse, Leistungsaufnahme des Netzteils fünfundachtzig Watt. Der Anschluss, den du meinst, ist nicht mit Terris Laptops kompatibel. Die IP-Adresse von Scarpetta612 lässt sich in die Tenth Avenue Nummer 899 zurückverfolgen. Ist das nicht das John Jay College für Kriminalistik?«

»Was für eine IP-Adresse? Ja, das stimmt. Was hat denn das John Jaydamit zu tun? Was macht Benton gerade?«, fügte sie, an Berger und Marino gewandt, hinzu.

Lucy hörte Berger im Hintergrund sagen, dass Benton mit Morales telefonierte. Sie wusste nicht, warum es sie störte, dass Berger Morales' Namen erwähnte. Vielleicht lag es ja an ihrem Verdacht, er könnte ein Auge auf Berger geworfen haben und mit ihr ins Bett wollen. Wie sie vermutete, fand er meistens einen Weg, seinen Willen auch durchzusetzen.

»Wer auch immer an Terri geschrieben und sich für dich ausgegeben hat, hat das von dieser IP-Adresse am John Jay aus getan«, stellte Lucy fest.

Sie studierte weiter die gelöschten E-Mails, deren Verfasser angeblich ihre Tante war.

»Ich werde euch einige davon schicken«, schlug sie vor. »Ihr alle solltet sie lesen. Und dann brauche ich das Passwort. Die letzte Mai! von Scarpetta612 an Terri wurde vor vier Tagen abgeschickt, also am 28. Dezember kurz vor Mitternacht. An dem Tag, als Benazir Bhutto ermordet wurde und du bei CNN darüber gesprochen hast, Tante Kay. Du warst hier in NewYork.«

»Das stimmt. Aber ich habe das nicht geschrieben. Es ist nicht meine E- Mail- Adresse«, beharrte Scarpetta.

Der Text lautete:

Datum: Freitag, 28. Dezember 2007, 23:53:01 Von: »Scarpetta«

An: »Terri«

Terri,

ich muss mich noch einmal bei Ihnen entschuldigen. Sicher haben Sie Verständnis. Es ist eine schreckliche Tragödie geschehen, und ich wurde bei CNN gebraucht. Ich kann es Ihnen nicht zum Vorwurf machen, dass Sie mich für wortbrüchig halten, doch wenn ein Mensch stirbt oder sonst ein unangenehmer Zwischenfall passiert, muss ich meinen Zeitplan eben umwerfen. Wir versuchen es ein andermal!

Scarpetta

PS: Haben Sie das Foto bekommen?

Lucy las die Nachricht am Telefon vor. »Tante Kay? Wann hast du an diesem Abend den

Sender verlassen? «, fragte sie.
»Unangenehmer Zwischenfall? «, wandte sich Berger an Scarpetta. »Als ob du einen Mordanschlag als unangenehmen Zwischenfall bezeichnen würdest. Wer zum Teufel macht so etwas? Könnte es jemand sein, den du kennst?«
»Nein«, erwiderte Scarpetta. »Da fällt mir beim besten Willen niemand ein.«
»Marino?«, fragte Berger.
»Keine Ahnung. Aber so etwas würde sie nie sagen«, entgegnete dieser, als ob Scarpetta einen Leumundszeugen gebraucht hätte. »Jack war es ganz sicher nicht, falls einer von euch diese Vermutung haben sollte.«
Er meinte Jack Fielding, den sicher niemand verdächtigte.
Immerhin war er ein angesehener Gerichtsmediziner und Scarpetta treu ergeben. Andererseits war er Bodybuilder und litt an Stimmungsschwankungen und einer Reihe gesundheitlicher Probleme wie einem erhöhten Cholesterinspiegel und Hautproblemen, weil er jahrelang nicht nur Gewichte gestemmt, sondern sich zusätzlich mit Anabolika vollgestopft hatte. Allerdings wäre es ihm zu viel Aufwand gewesen, sich im Internet als Scarpetta auszugeben, und er war auch nicht gerissen und grausam genug. Wenn Terri Bridges also nicht selbst Scarpetta612 war, musste man davon ausgehen, dass ihr jemand einen bösen Streich gespielt hatte. Zumindest zu Anfang hatte sie Scarpetta vergöttert. Sie hatte alles unternommen, um mit ihr in Kontakt zu kommen. Wie begeistert musste sie gewesen sein, als die vermeintliche Scarpetta sich endlich bei ihr gemeldet hatte - bis ihr Idol anfing, sie zu demütigen.
»Tante Kay? Als du am Abend des 28. Dezember den Sender verlassen hast, warst du nur zwei Häuserblocks vom John Jay entfernt. Bist du zu Fuß nach Hause gegangen?«, fragte Lucy.
Die Wohnung befand sich am Central Park West, ganz in der Nähe von CNN und des John Jay.
»Ja«, erwiderte Scarpetta.
Am gestrigen Tag war erneut eine E-Mail abgeschickt worden, und zwar wieder von derselben IP-Adresse am John Jay College.
Datum: Montag, 31. Dezember 2007, 03:14:31 Von: »Scarpetta«
An: »Terri«
Terri, sicherlich werden Sie Verständnis dafür haben, dass mein Zeitplan in NY unberechenbar ist. Ich habe nur wenig Einfluss auf meine Termine, weil ich hier nicht die Chefin, sondern nur ein kleines Rädchen im Getriebe bin.
Ich habe mir überlegt, ob wir uns nicht besser in Watertown treffen sollten, wo ich die Regeln bestimme. Ich zeige Ihnen mein Büro und habe auch nichts dagegen, wenn Sie einer Autopsie beiwohnen oder sonst etwas sehen wollen. Ein frohes neues Jahr. Ich freue mich schon auf Ihren Besuch.
Scarpetta Lucy leitete die Mail an alle weiter und las sie gleichzeitig laut vor.
»Ich war gestern Nachmittag nicht in New York«, protestierte Scarpetta. »Also habe ich diese Mail auch nicht vom John Jay abschicken können. Außerdem veranstalte ich keine Besichtigungstouren durch Autopsiesäle.«
»Diese Betonung, dass du hier in New York nicht die Chefin bist«, wandte Berger ein. »Da will dich jemand gewissermaßen mit deinen eigenen Worten klein machen. Natürlich bleibt die Frage bestehen, ob Terri Scarpetta612 war und sich selbst E- Mails geschickt hat, als wären sie von Scarpetta. Zum Beispiel, um ihre Magisterarbeit aufzuwerten. Was denkst du, Lucy? Gibt es einen Grund, die Möglichkeit, dass Terri dahintersteckt, absolut auszuschließen?«
Als Lucy Bergers Stimme hörte, glaubte sie, einen warmen Unterton darin zu entdecken.

Alles war so schnell geschehen. Zu Lucys Überraschung war Berger sich ihrer Sache ganz sicher gewesen und hatte erstaunlichen Mut bewiesen. Als sie dann die Tür geöffnet hatte, um zu gehen, war ein bitterkalter Wind hereingeweht.

»Die E-Mails an Terri, die angeblich von dir stammen, würden erklären, warum sie dich in ihrer Magisterarbeit zitiert und behauptet, dich zu kennen«, meinte Lucy zu ihrer Tante. »Kay, hat Oscar etwas dergleichen angedeutet?«, erkundigte sich Berger.

»Ich darf nicht wiederholen, was er mir gesagt hat. Aber ich streite nicht ab, dass es Hinweise darauf gab.«

»Also doch«, entgegnete Berger. »Er wusste also über diesen Briefwechsel Bescheid. Ob er die Mails selbst gesehen hat, ist eine andere Sache.«

»Falls Terri nicht die Verfasserin ist«, wandte Marino ein, »wer hat dann die ganzen Mails gelöscht? Und warum?«

»Genau«, erwiderte Berger. »Nur wenige Stunden vor ihrer Ermordung. Einige Stunden ehe sie Oscar zum Abendessen erwartete. Oder hat ein anderer die Mails gelöscht und die Laptops im Schrank versteckt?«

»Falls Terri die Mails gelöscht hat, weil sie befürchtete, jemand könnte sie lesen, hätte sie den verdammten Papierkorb leeren sollen«, meinte Lucy. »Jeder Idiot weiß, dass man gelöschte Dateien wieder aus dem Papierkorb holen kann, vor allem, wenn es noch nicht lange her ist.«

»Eines steht jedenfalls fest«, sagte Scarpetta. »Ganz gleich, warum sie oder ein anderer die Mails gelöscht hat - Terri Bridges hat ganz sicher nicht damit gerechnet, noch am selben Abend ermordet zu werden.«

»Nein«, räumte Lucy ein. »Das hat sie wahrscheinlich nicht. Außer sie hatte vor, sich umzubringen.«

»Um dann anschließend die Würgefessel von ihrem eigenen Hals zu entfernen? Ganz bestimmt nicht«, widersprach Marino, als hätte er Lucys Bemerkung ernst genommen. »Man musste keine Würgefessel entfernen«, wandte Scarpetta ein. »Sie wurde mit einer Garotte erdrosselt, nicht mit etwas, das fest um ihren Hals geschnürt wurde.«

»Ich muss rauskriegen, wer Scarpetta612 ist und was für ein Foto diese Person angeblich verschickt hat«, sagte Lucy. »Hier sind nämlich keine Fotos. Im Papierkorb befindet sich keine einzige JPEG- Datei. Es könnte natürlich sein, dass sie sie vor den anderen Mails gelöscht und den Papierkorb geleert hat.«

»Und das heißt?«, hakte Berger nach.

»Dass wir versuchen müssen, sie wiederherzustellen, wie wir es bei den Textdateien auf dem anderen Laptop gemacht haben«, erwiderte Lucy. »Also mit derselben Methode, die du vorhin bei mir gesehen hast.«

»Gibt es für das Foto noch eine andere Erklärung?«, fragte Scarpetta.

»Wenn sie - vorausgesetzt, wir reden über Terri - den E-Mail-Anhang mit einem anderen Gerät, zum Beispiel einem BlackBerry oder einem dritten Computer, aufgerufen hat, würde er sich nicht auf ihrem Internet-Computer befinden.«

»Genau das versuche ich dir ja schon die ganze Zeit klarzumachen«, entgegnete Scarpetta. »In ihrem Büro befindet sich ein Kabel, das mit keinem der beiden Laptops kompatibel ist. Also muss es irgendwo noch einen Computer geben.«

»Wir sollten uns in Oscars Wohnung umschauen«, schlug Marino vor. »Hat Morales den Schlüssel noch?«

»Ja«, antwortete Berger. »Hat er. Allerdings könnte Oscar zu Hause sein. Wir wissen nicht, wo er steckt.«

»Ich denke nicht, dass er zu Hause ist«, meinte Benton. »Du hast doch gerade mit Morales

gesprochen. Was wollte er denn? «, wandte sich Berger an ihn.
»Er hat den Verdacht, dass Oscar mit seiner Verhaftung rechnet. Einer der Wachleute hat ihm erzählt, Oscar habe sich gar nicht wohlgefühlt, nachdem Kay gegangen war. Laut Morales - allerdings sollte man bedenken, aus welcher Quelle das stammt - glaubt Oscar, dass Kay ihn verraten, belogen und erniedrigt hat. Angeblich sei er froh gewesen, dass Terri nicht mit ansehen musste, wie grob Kay bei der Untersuchung mit ihm umgesprungen ist. Sie habe Oscar mit Chemikalien traktiert und ihm große Schmerzen zugefügt.«
»Ich soll ihn misshandelt haben?«, wunderte sich Scarpetta.
Die vier unterhielten sich, als hätten sie Lucy am Telefon ganz vergessen. Diese durchsuchte weiter die gelöschten E-Mails.
»So hat Morales es ausgedrückt«, erwiderte Benton.
»Ich habe ihn ganz und gar nicht misshandelt. Wer immer dieser Morales auch sein mag, muss er doch verdammt noch mal wissen, dass ich über die Vorgänge in diesem Raum nicht sprechen darf«, wandte sich Scarpetta an Benton. »Gegen Oscar liegt, wie ihm bekannt ist, kein Haftbefehl vor. Also kann ich mich nicht verteidigen, wenn der Kerl solche Gerüchte in die Welt setzt.«
»Ich glaube auch nicht, dass Oscar das behauptet hat«, erwiderte Benton. »Ihm ist klar, dass du an die Schweigepflicht gebunden ist. Wenn er dir also wirklich nicht traut, muss er davon ausgehen, dass du dich rechtfertigen wirst, falls er Lügen über dich verbreitet. Er würde erwarten, dass du gegen die Schweigepflicht verstößt, weil du keine Moral besitzt. Außerdem werde ich mir diesen Wachmann höchstpersönlich vorknöpfen.«
»Ganz richtig«, stimmte Berger zu. »Morales muss das alles frei erfunden haben.«
»Für ihn gibt es nichts Schöneres, als Unfrieden zu stiften«,
merkte Marino an.
»Ich soll dir von ihm etwas ausrichten«, sagte Benton. »Das kann ich mir denken«, entgegnete Marino.
»Es geht um die Zeugin von gegenüber, die du heute befragt hast«, fuhr Benton fort. Offenbar hatten sie wirklich vergessen, dass Lucy mithörte.
»Von der habe ich ihm überhaupt nichts erzählt«, wunderte sich Marino.
»Er weiß aber Bescheid«, antwortete Benton.
»Ich musste die Zentrale anrufen, damit sie die Dame überredet, mich hereinzulassen. Sie hielt mich nämlich für einen Massenmörder und hat die Polizei verständigt. Vielleicht hat er es auf diese Weise erfahren.«
»Jedenfalls hat sie wieder die Polizei angerufen«, fuhr Benton fort. »Erst vor kurzem.«
»Sie hat eine Heidenangst«, meinte Marino. »Wegen des Mordes an Terri.«
»Sie hat einen Fall von Tierquälerei gemeldet«, erklärte Benton.
»Ach, wirklich? Wegen ihres toten Welpen?« »Was?«
»Genau das könnte ich dich auch fragen«, erwiderte Marino. »Wovon redest du?«
»Anscheinend hat die Frau die Zentrale gebeten, Jaime auszurichten, es handle sich um denselben Mann, der - ich zitiere - Anfang des Monats ungeschoren davongekommen ist. Sie, die Anruferin, habe mit ihrem Mobiltelefon ein Foto gemacht und könne beweisen, dass er es wieder getan hat.«
»Jake Loudin«, sagte Berger. »Wer ist die Frau, die ihn fotografiert haben will?«
»Ich weiß nur, dass die Zentrale die Nachricht an Morales weitergegeben hat. Vermutlich, weil er mit Jaime zusammenarbeitet.«
Lucy öffnete eine Dose Pepsi Light, hörte zu und blickte unterdessen auf ihren Monitor. Jet Ranger schnarchte.

»Wo liegt der verdammte Zusammenhang?« Marino klang ziemlich verärgert. »Bei der Tavern on the Green? Ich kann diesen Kerl nicht ausstehen. Er ist ein Arschloch.«

»Er sagt, du könntest vielleicht noch mal mit dieser Zeugin sprechen wollen«, erwiderte Benton. »Jaime möglicherweise auch, da es offenbar mit ihrem großen Prozess wegen Tierquälerei zu tun hat. Aber zuerst sollten wir uns mit ihm in Oscars Wohnung treffen, solange wir noch Gelegenheit dazu haben.«

»Die Frau wohnt gegenüber«, erklärte Marino. »Als ich heute Nachmittag bei ihr war, hat sie getrunken. Sie hat erzählt, sie wolle sich wieder einen Hund anschaffen. Keine Ahnung' warum sie Loudin da nicht erwähnt hat. Dabei haben wir über Hunde und Jaimes Einsatztruppe gegen Tierquäler gesprochen. Am besten statten wir zuerst ihr einen Besuch ab, wenn wir schon einmal dort sind, und fahren dann zu Oscar. Er wohnt auf der anderen Seite des Parks, ganz in eurer Nähe und nicht weit vom John Jay.«

»Ich finde, wir sollten uns aufteilen«, schlug Berger vor. »Ihr beide fahrt zu Oscar. Marino und ich bleiben hier.«

»Ich möchte gern noch einmal ins John Jay«, sagte Scarpetta. »Wie kann man die IP-Adresse dorthin zurückverfolgen? Dann muss die Person, die die Mails abgeschickt hat, doch dort ein Büro haben.«

Schweigen.

Scarpetta wiederholte ihre Frage. »Lucy, bist du noch dran?«

»Entschuldige«, antwortete Lucy. »Ich war geistesabwesend.«

»Die Person, die sich als Scarpetta612 ausgibt, braucht sich nur in der Nähe des drahtlosen Netzwerks des John Jay aufzuhalten, um sich einzuklinken«, erläuterte Lucy. »Die Person hätte sich auch im Gebäude befinden und einen der Computer des Colleges benutzen können, doch das ist kurz vor Mitternacht, wenn alles abgeschlossen ist, ziemlich unwahrscheinlich. Die letzte Mail wurde ja am 28. Dezember um kurz vor Mitternacht gesendet. Die Person könnte auch einen eigenen Laptop oder ein kleineres Gerät wie ein BlackBerry, ein iPhone oder einen elektronischen Zeitplaner mitgebracht haben, irgendetwas also, mit dem man ins Internet kommt. Ich stelle mir die Situation folgendermaßen vor: Die Person stand mit ihrem internetfähigen Gerät auf dem Gehweg vor einem der Collegegebäude und hat sich ins drahtlose Netzwerk eingeklinkt. Hat die Polizei Terris Mobiltelefon oder ein BlackBerry gefunden? Das Foto, das Scarpetta612 angeblich verschickt hat, könnte, wie gesagt, mit so einem Ding abgesendet worden sein.«

»Ihr Mobiltelefon wurde untersucht«, erwiderte Marino. »Andere Telefone, BlackBerrys oder internetfähige Geräte besaß sie nicht. Vorausgesetzt, die Aufstellung hier stimmt. Nur ein einziges Telefon, eines ohne Schnickschnack. Es stand zum Aufladen auf dem Küchentresen. Daneben lag das Bluetooth-Headset, ebenfalls zum Aufladen.«

Nachdem sie alle noch eine Zeitlang debattiert und Mutmaßungen angestellt hatten, entstand eine kurze Pause, als Marino und Berger sich mit dem Provider in Verbindung setzten, um sich nach Scarpetta612 zu erkundigen.

Nun hatten sie die Informationen, die Lucy brauchte. »Das Passwort lautet stiffone, in einem Wort.« Berger buchstabierte es für Lucy. »Marino, vielleicht sollten Sie den Sicherheitsdienst des John Jay kontaktieren und nachfragen, ob in der Nacht des 28. Dezember und gestern Nachmittag jemand vor dem Unterrichtsgebäude beobachtet worden ist.«

»In beiden Fällen«, fügte Benton hinzu, »wäre das Gebäude geschlossen gewesen, am 28. wegen der späten Stunde und gestern wegen des Feiertags.«

»Gibt es Überwachungskameras? «, erkundigte sich Berger. »Wisst ihr, was ich glaube?«, mischte sich Lucy ein. »Ich denke, die IP- Adresse wurde mit Bedacht ausgewählt, um den

Eindruck zu erwecken, dass die Mails wirklich von Tante Kay sind. Sie arbeitet am John Jay. Warum also sollte sie keine E-Mails mit dem dortigen drahtlosen Netzwerk verschicken? Der springende Punkt ist, dass es die Person, die Tante Kays Identität gestohlen hat und diese Mails verschickt, offenbar nicht kümmert, ob man die IP-Adresse zurückverfolgen kann. Vermutlich war das sogar ihre Absicht. Ansonsten hätte sie nämlich auf einen Proxy-Server zurückgegriffen, einen Server, der irgendwo steht, Dateien für einen sammelt und einem für jede Mail, die man verschickt, eine vorübergehende Adresse zuteilt, damit niemand die wahre IP findet.«

»Das ist die Front, an der ich kämpfe«, machte Berger ihrer Lieblingsklage über das Internet Luft. Lucy hörte das gern, denn schließlich war sie diejenige, die sich mit Bergers Dämonen auskannte. »Wirtschaftsverbrechen. Stalking. Identitätsdiebstahl«, fügte Berger hinzu. »Das sind die Dinge, mit denen ich mich herumschlagen muss.«

»Welche Informationen haben wir über das Konto Scarpetta612?«, erkundigte sich Marino bei Lucy, als ob zwischen ihnen nie etwas vorgefallen wäre.

Der einzige Unterschied war, dass er sich zurückhaltender und damit ausnahmsweise höflicher verhielt.

»Gibt es da noch mehr als die allgemeinen Daten, die ich bekommmen habe? «, fügte er hinzu.

»Als Name ist Dr. Kay Scarpetta verzeichnet. Adresse und Telefonnummer stimmen mit der ihres Büros in Watertown überein. Alles allgemein bekannt«, erwiderte Lucy. »Keine persönlichen Informationen, keine Zusatzfunktionen, so dass die Person, die das Konto eingerichtet hat, ihre Kreditkarte nicht einsetzen musste.«

»Wie bei Terris Konten«, ließ sich Berger vernehmen. »Und bei Millionen anderer«, entgegnete Lucy. »Ich habe mich gerade in Scarpetta612 eingeloggt. Die einzigen E-Mails waren an Terri Bridges gerichtet oder stammten von ihr.« »Könnte das nicht darauf hindeuten, dass Terri selbst das
Konto eingerichtet hat, um den Eindruck zu erwecken, dass Kay ihr schreibt? «, meinte Berger.

»Was ist mit dem MAC, dem Gerätezugangscode?«, ergänzte Benton.

Lucy ging weiter die E- Mails durch. »Der passt zu keinem dieser Laptops, aber das heißt nur, dass Terri oder eine andere Person nicht mit einem der beiden Geräte zum John Jay gegangen ist, um von dessen Netzwerk aus die E-Mails abzuschicken. Doch du hast recht. Das Konto Scarpetta612 scheint einzig und allein dem Zweck zu dienen, es dieser Person zu ermöglichen, unter Kays Namen mit Terri Bridges zu korrespondieren. Und das würde wiederum zu dem Schluss führen, dass Terri selbst diese Person war. Wenn es da nicht eine Sache gäbe.«

Die Sache, die sie meinte, war gerade auf ihrem Bildschirm aufgetaucht.

»Während ich mit euch spreche, gehe ich das Konto Scarpetta612 durch«, verkündete sie. »Und dabei bin ich auf etwas wirklich Wichtiges gestoßen.«
Lucy traute ihren Augen kaum.

»Gestern Abend um neunzehn nach acht hat Scarpetta612 eine Mail verfasst, die als Entwurf auf dem Server gesichert, allerdings nie abgeschickt wurde«, fuhr sie fort. »Ich leite sie jetzt an euch weiter und lese sie dabei laut vor. Diese Mail schließt Terri oder Oscar als Autor aus. Habt ihr verstanden? Laut dieser Mail kann keiner der beiden Scarpetta612 sein.«

»Mist«, sagte Marino. »Jemand hat eine E-Mail geschrieben, während es hier von Cops nur so wimmelte? Vermutlich lag ihre Leiche da schon in der Gerichtsmedizin.«

»Soweit ich mich erinnere, wurde sie gegen acht eingeliefert«, merkte Scarpetta an.

»Jemand schreibt eine E-Mail an Terri und beschließt aus irgendeinem Grund, sie nicht abzuschicken«, überlegte Lucy laut. »Das könnte doch heißen, dass die Person während des

Schreibens von Terris Tod erfahren hat. Und dann hat sie die Mail als Entwurf gesichert?«

»Möglicherweise sollten wir sie ja finden, diesen Schluss ziehen und irgendetwas daraus folgern«, wandte Scarpetta ein. »Vergiss nicht, dass die Person uns wahrscheinlich in eine bestimmte Richtung lenken beziehungsweise in die Irre führen will.«

»Diesen Eindruck habe ich auch«, stellte Berger fest. »Die Person verfolgt eine bestimmte Absicht und ist klug genug, um zu wissen, dass wir diese E- Mails irgendwann finden würden. Sie will, dass wir sie lesen.«

»Um uns an der Nase herumzuführen«, ergänzte Marino. »Und es hat geklappt.«

»Zwei Dinge stehen jedenfalls fest«, sagte Benton. »Als diese E-Mail geschrieben und als Entwurf gesichert wurde, war Terri schon seit mehreren Stunden tot. Oscar saß bereits im Bellevue und hatte keine Gelegenheit, E-Mails zu verfassen. Also kann diese hier nicht von ihm stammen. Liest du bitte vor, Lucy?«

Lucy folgte der Aufforderung.

Datum: Montag, 31. Dezember 2007, 20:18:31 Von: »Scarpetta«

An: »Terri«

Terri,

nach drei Gläsern Champagner und ein wenig von dem Whisky, der mehr kostet als Ihre Bücher, werde ich ganz offen zu Ihnen sein. Gnadenlos offen sogar. Gnadenlosigkeit gehört nämlich zu meinen guten Vorsätzen fürs neue Jahr.

Sie sind zwar klug und würden sicher eine ausgezeichnete forensische Psychologin abgeben, doch ich denke, Sie sollten sich auf die Lehre beschränken, wenn Sie darauf bestehen, in diesem Bereich tätig zu sein. Die traurige Tatsache? Verdächtige, Häftlinge und Opfer würden eine Zwergin niemals ernst nehmen, und was die Reaktion der Geschworenen angeht, bin ich mir auch nicht sicher.

Könnten Sie sich mit einer Stelle als Assistentin in der Gerichtsmedizin anfreunden, wo Ihr Äußeres keine Rolle spielen würde? Wer weiß? Vielleicht arbeiten Sie ja eines Tages für mich!

Scarpetta

»Die IP-Adresse ist nicht die des John Jay«, fügte Lucy hinzu. »Sie ist uns bis jetzt noch nicht untergekommen.«

»Ein Glück, dass sie diese Mail nie erhalten hat«, sagte Scarpetta bedrückt. »Das ist ja schrecklich. Denn falls sie die Mails nicht an sich selbst geschickt hat, musste sie ja annehmen, dass sie wirklich von mir waren. Oscar ist offenbar dieser Ansicht. Ich bin froh, dass weder Oscar noch Terri sie gelesen haben und dass sie niemals abgeschickt wurde. Wie abscheulich und grausam.«

»Genau darauf will ich ja hinaus«, sagte Marino. »Der Verfasser ist ein richtiges Arschloch, das uns auslacht und Spielchen mit uns treibt. Diese Mail hat er nur für uns geschrieben, um uns eine lange Nase zu drehen. Wer sonst als die Ermittler im Mordfall Terri Bridges sollte die Mail zu sehen kriegen? Und Doc Scarpetta ist diejenige, der er hauptsächlich damit schadet. Wenn ihr mich fragt, will ihr jemand ernsthaft ans Leder.«

»Einen Vorschlag, wohin sich die IP-Adresse zurückverfolgen lässt, wenn nicht ans John Jay?«, erkundigte sich Benton bei Lucy.

»Ich habe hier nur eine Reihe von Nummern des InternetProviders. Da der die Information bestimmt nicht herausrücken wird, werde ich mich wohl einhacken müssen.«

»Das habe ich nicht gehört«, meinte Berger. »So etwas hast du niemals gesagt.«

25

Zum ersten Mal seit Marinos Übergriff im letzten Frühjahr war Scarpetta mit ihm allein.

Nachdem sie ihren Tatortkoffer an der Schlafzimmertür abgestellt hatte, betrachteten sie und Marino die kahle Matratze unter einem mit einem Vorhang versehenen Fenster. Sie musterten die Fotos von dem Bett, wie es beim Eintreffen der Polizei am Vorabend ausgesehen hatte. Aufreizende Kleidungsstücke aus weichen Stoffen waren darauf ausgebreitet gewesen. Da sie nun ohne Zeugen waren, niemand sie belauschen konnte und sie nur wenige Zentimeter voneinander trennte, herrschte eine beklommene Stimmung.

Marinos großer Zeigefinger tippte auf das Foto von dem ordentlich gemachten Bett mit den Kleidungsstücken.

»Glaubst du, das könnte der Täter gewesen sein?«, fragte er. »Um nach dem Mord irgendwelche perversen Phantasien auszuleben? Vielleicht hat er sich ja ausgemalt, sie würde für ihn rote Sachen anziehen.«

»Das bezweifle ich«, erwiderte Scarpetta. »Warum hat er es nicht getan, wenn das seine Absicht war? Er hätte sie doch zwingen können, anzuziehen, was er will.«

Als sie auf die Kleidungsstücke auf dem Bett deutete, war ihr Zeigefinger kürzer als sein kleiner Finger.

»Die Kleider sind so ausgebreitet, wie eine außergewöhnlich ordentliche Person es bei der Auswahl ihrer Abendgarderobe tun würde«, erklärte sie. »Genau so, wie sie den ganzen Abend bis ins letzte Detail geplant hat. Meiner Ansicht nach hat sie sich immer so verhalten. Sie hat das Abendessen vorbereitet, möglicherweise den Wein ein paar Stunden zuvor aus dem Kühlschrank geholt, damit er die richtige Temperatur hat, den Tisch gedeckt und die Blumen, die sie zuvor auf dem Markt gekauft hatte, in eine Vase gestellt. Sie war im Bademantel. Vielleicht hatte sie gerade geduscht.«

»Hattest du den Eindruck, dass sie sich die Beine rasiert hatte? «, fragte er.

»Da gab es nichts zu rasieren«, antwortete Scarpetta. »Sie ließ sich die Körperbehaarung von einer Hautärztin entfernen.«

Die Fotos raschelten, als Marino nach denen suchte, die das Innere von Terris Schränken und Schubladen zeigten. Die Polizei hatte sie nicht in ihrem ursprünglich ordentlichen Zustand hinterlassen. Er und Scarpetta kramten in Socken, Strumpfhosen, Unterwäsche und Sportkleidung. Alles war von zahlreichen behandschuhten Händen durchwühlt worden, lag nun in wirren Haufen herum oder hing schief an den Kleiderbügeln. Außerdem hatten die Polizisten eine ansehnliche Sammlung von hochhackigen Schuhen mit Plateausohlen und Sandalen mit Stilettoabsätzen, verziert mit Strasssteinen oder Knöchelriemchen, entdeckt, und zwar in verschiedenen Größen zwischen vierunddreißig und sechsunddreißig.

»Es ist ausgesprochen schwierig, welche zu finden, die passen«, stellte Scarpetta fest, als sie den Berg Schuhe betrachtete. »Eine echte' Quälerei, und ich vermute, dass sie den Großteil ihrer Einkäufe im Internet erledigt hat. Vielleicht sogar alle.«

Sie legte ein Paar mit Strasssteinen besetzte Flipflops zurück auf den Teppich unter die Kleiderstange, die im Gegensatz zu allem anderen in dieser Wohnung niedriger als gewöhnlich angebracht war, damit Terri sie ohne Greifarm oder Hocker erreichen konnte.

»Ich bleibe außerdem bei meiner Theorie, dass sie sich an Verbrauchertipps orientiert hat«, fügte sie hinzu. »Wahrscheinlich auch bei den aufreizenderen Stücken.«

»Diesem Ding würde ich etwa drei Sterne geben«, verkündete Marino und hielt einen Tanga hoch, den er gerade aus einer Schublade genommen hatte. »Aber wenn du mich fragst, hängt die Bewertung von Unterwäsche doch davon ab, wer sie trägt.«

»Victoria's Secret. Frederick's of Hollywood«, stellte Scarpetta fest. »Netzeinsätze und Netzstrümpfe. Spitzenhemdchen und Höschen mit offenem Schritt. Ein Korsett. Wenn sie unter

dem Bademantel einen Push-up-BH aus Spitze trug, kann ich mir nicht vorstellen, dass sie nicht auch das passende Höschen dazu anhatte.«
»Was genau ist denn ein Push-up-BH?«
»Er hebt das Ganze an, wie der Name schon sagt«, antwortete sie. »Damit die Angelegenheit größer wirkt.«
»Aha. Das Ding, das er ihr vom Leib geschnitten hat. Der sah aber nicht so aus, als würde er viel verdecken.«
»Hat er auch nicht, und das genau war der Zweck der Übung«, entgegnete sie. »Deshalb hat sie ihn ja getragen, vorausgesetzt, dass es nicht die Idee des Täters war.«
Scarpetta räumte die Wäsche zurück in die Schublade.
Einen Moment lang hatte sie Mühe, Marino anzusehen, denn sie erinnerte sich an die Geräusche, die er ausgestoßen hatte, seinen Geruch und seine erschreckende Kraft. Die hatte sie erst später gespürt, als die Schmerzen begannen und sich von den Quetschungen brennend bis zum Knochen ausbreiteten.
»Das und die vielen Kondome«, meinte Marino.
Er hatte ihr den Rücken zugekehrt und öffnete die Schubladen des Nachttischs. Die Kondome waren von der Polizei sichergestellt worden.
»Auf den Fotos kannst du sehen, dass sie Hunderte von Kondomen in der obersten Schublade hatte«, fuhr er fort. »Das ist vielleicht eine Frage für Benton, aber falls sie eine Ordnungsfanatikerin war … «
»Daran besteht kein Zweifel.«
»Sie war sehr unflexibel. Alles musste genau an seinem Platz liegen. Wie kann so ein pedantischer Mensch eine wilde Seite haben?«
»Hältst du es für seltsam, wenn ein Zwangsneurotiker auf Sex steht?« »Irgendwie schon.«
Marino schwitzte und war rot im Gesicht.
»Ich finde es plausibel«, erwiderte Scarpetta. »Mit Sex hat sie ihre Ängste betäubt. Vielleicht war es für sie der einzig akzeptable Weg, ihre Hemmungen fallen zulassen und die Kontrolle aufzugeben. Oder besser gesagt, sich vorzumachen, sie gäbe die Kontrolle auf.«
»Ja, sie hat sie aufgegeben, solange es ihr in den Kram passte.«
»Also nie. Sie konnte es gar nicht. So hat sie nicht getickt.
Selbst wenn sie zum Beispiel beim Sex den Eindruck vermittelte, dass sie endlich einmal losließ, tat sie es nicht. Denn nicht Oscar oder ein anderer Partner entschied, was sie kaufte. Vermutlich hatten weder er noch andere Männer in Sachen Kleidung oder Körperbehaarung ein Wort mitzureden. Oscar durfte nicht einmal über seine eigene Körperbehaarung bestimmen. Wahrscheinlich sagte sie an, was lief. Außerdem wann, wo und wie.«
Sie erinnerte sich an Oscars Bemerkung, Terri hätte es gefallen, wenn er makellos durchtrainiert, glatt und sauber gewesen wäre. Sie hätte Sex in der Dusche gemocht. Sie hätte sich gern dominieren und fesseln lassen.
»Sie hatte die Zügel in der Hand«, fuhr Scarpetta fort. »Bis zum Schluss. Deshab hat es den Täter scharfgemacht, sie sich absolut zu unterwerfen.«
»Es stellt sich die Frage, ob Oscar den Druck irgendwann nicht mehr ausgehalten hat«, meinte Marino, ohne dem etwas hinzuzufügen.
Scarpetta stand in der Badezimmertür und musterte den weißen Marmor, die französischen Goldarmaturen und die Eckbadewanne mit Duschkopf und zurückgezogenem Vorhang. Dann fiel ihr Blick auf den polierten Boden aus marmoriertem grauem Stein und stellte sich die Blutergüsse vor, die Terri davongetragen hätte, wenn sie dort vergewaltigt worden wäre. Inzwischen war sie ziemlich sicher, dass es nicht dazu gekommen war. Das Gewicht des

Täters, selbst wenn er nur so viel wog wie Oscar, hätte dort, wo ihr Körper den Boden berührte, blaue Flecke verursacht, insbesondere, wenn ihre Hände fest auf dem Rücken gefesselt waren.

Scarpetta fasste ihre Gedanken für Marino zusammen, während sie den ovalen Spiegel mit dem vergoldeten Rahmen über dem Frisiertisch betrachtete. Ihr Spiegelbild blickte ihr entgegen. Von Marino, der sich ebenfalls umsah, war nur die Brust zu erkennen.

»Wenn er ihr beim Sterben zuschauen wollte«, merkte er an, »dann vielleicht auch bei der Vergewaltigung. Doch wenn ich hier vor diesem Spiegel stehe, kann ich mir nicht vorstellen, wie ein normal großer Mensch das geschafft haben soll. Falls er hinter ihr stand, war das doch unmöglich.«

»Außerdem weiß ich nicht, wie sie vergewaltigt werden konnte, ohne die geringste Verletzung aufzuweisen«, fügte Scarpetta hinzu. »Wenn ihre Hände auf dem Rücken gefesselt waren und er sich auf sie geworfen hat, falls es auf dem Bett war, hätte sie doch am Rücken Abschürfungen und Blutergüsse haben müssen. Ganz zu schweigen davon, dass das Bett, nach den Fotos zu urteilen, unberührt aussah.«

»Also keine Verletzungen am Rücken?« »Nein.«

»Und du bist sicher, dass ihre Handgelenke von Anfang an gefesselt waren?«

»Ich kann es nicht beweisen. Aber dass er ihr den Bademantel und den BH vom Leib geschnitten hat, deutet darauf hin.«

»Was macht dich so sicher, dass ihre Hände am Rücken gefesselt waren und nicht vorn? Ich weiß, dass Oscar das der Polizei erzählt hat. Ist das der einzige Grund?«

Scarpetta streckte die Handgelenke aus und legte das linke auf das rechte, als wären sie mit einem Riemen zusammengebunden.

»Ich schließe das aus den Striemen an ihren Handgelenken, das heißt aus ihrer Tiefe, aus den Abständen und so weiter«, antwortete sie. »Wären die Hände vorn gefesselt gewesen, hätte der Täter den Riemen unter dieses Handgelenk geschoben« - sie wies auf das rechte -, »so dass der Verschluss ein Stückchen rechts vom Knochen gelegen hätte. Bei einer Fesselung auf dem Rücken ist die Position umgekehrt.«

»Ist der Mörder deiner Ansicht nach Rechts- oder Linkshänder?«

»Ausgehend davon, wie er den Riemen zugezogen hat? Das deutet auf einen Linkshänder hin, vorausgesetzt, er hat sich ihr beim Fesseln zugewandt. Oscar Bane ist übrigens Rechtshänder, obwohl ich dir das eigentlich nicht verraten dürfte.«

Sie und Marino streiften frische Handschuhe über, betraten das Badezimmer und stellten den Stuhl vor dem Frisiertisch in die Mitte des Raums. Scarpetta maß die Höhe von den geschwungenen Beinen bis zu dem mit schwarzem Stoff bezogenen Sitz ab. Dieser wies dunkle Flecken auf, was ihre Theorie bestätigte.

»Vermutlich Reste des Gleitmittels«, verkündete sie. »Sie sind niemandem aufgefallen, denn keiner ist auf den Gedanken gekommen, dass sie vielleicht auf dem Stuhl saß, als sie vor dem Spiegel erdrosselt wurde. Möglicherweise befinden sich an den Stuhlbeinen ja Blut und Gewebereste, weil sie um sich getreten hat. Lass mich mal schauen.« Sie betrachtete den Stuhl mit einer Lupe.

»Ich kann nichts feststellen. Aber vermutlich ist da auch nichts. Das überrascht mich nicht weiter, denn ihre Verletzungen sind ja vorn an den Beinen und nicht hinten. Trägst du immer noch diese kleinen Taschenlampen mit dir herum, mit denen man Leute blenden kann?«

Marino kramte die Taschenlampe heraus und reichte sie ihr. Scarpetta ging in die Knie, leuchtete unter den Frisiertisch und entdeckte an der Kante eingetrocknetes Blut, nur sichtbar, wenn man sich auf den Boden legte und ganz genau hinschaute. Weiteres Blut befand sich an

der Unterseite der Schublade des Frisiertischs, die aus unlackiertem Pressspan bestand. Marino kauerte sich hin, damit sie es ihm zeigen konnte.
Sie machte einige Fotos.
»Ich werde Abstriche davon nehmen«, sagte sie. »Aber nicht von dem Stuhl. Den wickeln wir ein und bringen ihn nach LaGuardia. Könntest du Jaime sagen, dass wir einen Polizisten brauchen, der diesen Stuhl zu Lucys Jet fährt, ihn auf dem Flug begleitet und ihn gegen Quittung am Flughafen von Knoxville einem Dr. Kiselstein aushändigt? Soweit ich weiß, hat Lucy schon alles in die Wege geleitet.«
Sie betrachtete den Stuhl.
»Da das Gleitmittel feucht ist, dürfen wir den Stuhl nicht in Pastikfolie verpacken«, meinte sie. »Ich wäre eher für Papier, vielleicht einen großen Sack. Dann stecken wir das Ganze in einen großen Asservatenkarton. Lass dir etwas einfallen. Ich möchte nicht, dass sich Bakterien festsetzen oder etwas an der Oberfläche scheuert.«
Nachdem Marino hinausgegangen war, nahm Scarpetta eine Spule Bindfaden, eine Rolle blaues Asservatenband und eine kleine Schere aus ihrem Tatortkoffer. Sie stellte den Hocker an die gekachelte Wand und begann, Bindfadenstücke abzumessen, die Oscars und Terris Größe sowie der Länge ihrer Beine und ihres Torsos entsprachen. Während sie die Bindfadenstücke mit dem Klebeband an der Wand befestigte, kehrte Marino in Bergers Begleitung zurück.
»Gibst du Jaime bitte meinen Notizblock und einen Stift, damit sie sich Notizen machen kann und du die Hände frei hast?«, sagte Scarpetta. »Ich werde euch jetzt zeigen, warum ich Oscar nicht für den Mörder halte. Damit will ich nicht behaupten, dass es unmöglich ist, allerdings sehr unwahrscheinlich. Es handelt sich um einfache Mathematik.«
Sie deutete auf die Bindfadenstücke an der Wand über dem Stuhl.
»Alles basiert auf der Theorie, dass Terri auf diesem Stuhl saß. Interessant ist die Länge ihres Torsos, die vierundachtzig Zentimeter beträgt. Ich habe sie in der Gerichtsmedizin vermessen. Wie ihr beide wisst, haben Menschen, die an Achondroplasie leiden, unnatürlich kurze Gliedmaßen, während Kopf und Torso dem eines gesundenen Erwachsenen entsprechen und deshalb viel zu groß wirken. Aus diesem Grund brauchen Kleinwüchsige beim Autofahren keinen erhöhten Sitz, müssen jedoch die Pedale verlängern, damit ihre Füße Gaspedal, Bremse und Kupplung erreichen. Terris Torso hat etwa dieselbe Länge wie Jaimes und meiner. Deshalb habe ich ein Stück Bindfaden an die Wand geheftet« - Scarpetta wies darauf -, »das genau dieser Länge entspricht, und zwar so, dass es an der Sitzfläche beginnt und hier endet.«
Sie deutete auf das Stück blauen Klebebands, mit dem das obere Ende des Bindfadens an der Wand befestigt war. »Der Abstand zwischen Sitzfläche und Boden beträgt dreiundfünfzig Zentimeter«, fuhr sie fort. »Wenn man also vierundachtzig und dreiundfünfzig addiert, erhält man einen Meter siebenunddreißig. Oscar ist einen Meter achtundzwanzig groß.«
Sie zeigte auf den Bindfaden, der seine Größe repräsentierte.
»Also nicht einmal so groß wie Terri, als sie saß«, stellte Berger beim Schreiben fest.
»Genau«, erwiderte Scarpetta.
Sie nahm die »Oscar-Schnur«, wie sie sie nannte, von der Wand und hielt sie parallel zum Boden. Dasselbe tat sie mit dem Bindfaden, der der sitzenden Terri entsprach. Dann bat sie Marino, beide Bindfadenstücke gerade und parallel zum Boden auszurichten, und machte weitere Fotos.
Benton kam mit einem uniformierten Polizisten herein. »Jemand wollte einen Stuhl in einem Privatjet zur Bombenfabrik in Oak Ridge bringen lassen«, sagte der Officer. »Das Ding wird doch nicht etwa explodieren?«

»Haben Sie die Verpackungen mitgebracht, um die ich gebeten hatte? «, fragte Marino.
»Genau wie bei UPS«, erwiderte der Officer.

Scarpetta forderte Marino auf, die Bindfäden, die Oscar und Terri darstellten, weiter festzuhalten, während sie Benton alles erklärte.

»Außerdem sind seine Arme sehr kurz. Nur vierzig Zentimeter vom Schultergelenk zu den Fingerspitzen, weshalb der Winkel für ihn sehr ungünstig gewesen wäre«, fügte sie hinzu und sah Benton an. »Du hast mindestens zwanzig Zentimeter mehr Reichweite. Wenn du hinter der sitzenden Terri gestanden hättest, hättest du sie um beinahe fünfzig Zentimeter überragt und damit einen gewaltigen Vorteil gehabt. Ganz im Gegensatz zu Oscar. Stellt euch vor, wie jemand von seiner Größe mit Gewalt eine Schnur zurück und nach oben zieht, während sich das Opfer auf dem Stuhl nach Kräften wehrt.«

»Wenn sie dabei fast auf einer Höhe gewesen wären? Ich halte das nicht für möglich«, stimmte Marino zu. »Insbesondere dann nicht, falls er immer wieder angezogen und dann locker gelassen hat, damit sie zu Bewusstsein kam, um sie dann erneut zu würgen, wie du es erklärt hast. Da kann er Gewichte stemmen, so viel er will.«

»Ich sehe auch nicht, wie er das geschafft haben soll«, meinte Berger.

»Ich mache mir Sorgen um ihn«, sagte Scarpetta. »Hat jemand versucht, ihn anzurufen?«

»Ich habe Morales gefragt, ob jemand weiß, wo Oscar steckt, oder von ihm gehört hat«, erwiderte Benton. »Er meinte, Oscars Mobiltelefon sei bei der Polizei.«
»Er hat es freiwillig hergegeben?«, wunderte sich Scarpetta. »Zusammen mit einer Reihe weiterer Gegenstände«, antwortete Benton. »Was, zumindest wegen des Telefons, ein Jammer ist. Ich wünschte, er hätte es noch, denn bei ihm zu Hause geht niemand ran, was mich nicht überrascht. Ich habe keine Ahnung, wie wir ihn erreichen können.«

»Ich finde, wir sollten uns aufteilen, wie ich schon vorhin vorgeschlagen habe«, sagte Berger. »Benton? Du und Kay trefft euch mit Morales in Oscars Wohnung und schaut euch dort um. Marino und ich sorgen dafür, dass dieser Stuhl ordentlich verpackt wird, und kümmern uns darum, dass die Proben, die du genommen hast, und alle übrigen Beweisstücke ins Labor wandern. Anschließend gehen wir nach gegenüber und hören uns an, was die Nachbarin über Jake Loudin zu sagen hat.«

Scarpetta trug den Stuhl aus dem Badezimmer und stellte ihn vor den Officer, der ihn verpacken und unterwegs bewachen sollte.

»Falls ihr noch in Oscars Wohnung seid, wenn wir fertig sind, kommen wir nach. Lucy hat gesagt, sie wird sich melden, sobald sie neue Ergebnisse hat.«

26

Oscar Bane wohnte in der Amsterdam Avenue in einem zehnstöckigen Gebäude aus tristem gelbem Backstein, das Scarpetta an Mussolinis faschistische Bauten in Rom erinnerte. Der Portier in der Vorhalle verwehrte ihnen so lange den Zutritt zum Aufzug, bis Morales seine Dienstmarke vorzeigte. Der ältere, dickliche Mann schien irischer Herkunft zu sein und trug eine Uniform in demselben Grün wie die Markise über dem Eingang.

»Ich habe ihn seit Silvester nicht gesehen«, sagte der Portier mit Blick auf Scarpettas großen Tatortkoffer. »Ich kann mir schon denken, warum Sie hier sind.«

»Wirklich? Dann mal raus mit der Sprache«, entgegnete Morales.

»Ich habe es in der Zeitung gelesen. Persönlich kennen gelernt habe ich sie nie.«
»Meinen Sie Terri Bridges?«, erkundigte sich Benton. »Wie Sie sich bestimmt vorstellen können, reden alle darüber. Ich habe gehört, dass er aus dem Bellevue entlassen wurde. Man spricht nicht sehr nett über ihn. Jemand, über den so hergezogen wird, kann einem wirklich leid

tun.«

Soweit Scarpetta feststellen konnte, hatte niemand Oscar gesehen, und sie machte sich große Sorgen, dass ihm jemand etwas antun könnte.

»Wir sind hier fünf Portiers und alle derselben Ansicht. Sie war nie in diesem Haus, sonst wäre wenigstens einer von uns ihr einmal begegnet. Außerdem benahm er sich in letzter Zeit recht komisch«, berichtete der Portier.

Er wandte sich nur an Scarpetta und Benton. Morales war ihm offenbar unsympathisch, und er machte keinen Hehl daraus.

»Aber er war nicht immer so«, fuhr der Portier fort. »Und ich muss es wissen, denn schließlich arbeite ich schon seit elf Jahren hier. Er ist vor etwa fünf Jahren eingezogen. Früher war er sehr freundlich, ein netter Kerl. Und dann hat er sich plötzlich verändert. Er hat sich die Haare geschnitten und quietschgelb gefärbt und wurde immer stiller. Meistens blieb er zu Hause. Und wenn er raus kam, um zu joggen oder einen Spaziergang zu machen, dann immer zu merkwürdigen Zeiten. Außerdem war er sehr nervös.«

»Wo hat er denn sein Auto geparkt?«, fragte Morales.

»In einer Tiefgarage um die Ecke. Viele unserer Mieter parken dort.«

»Wann ist Ihnen zum ersten Mal etwas Merkwürdiges an ihm aufgefallen?«, erkundigte sich Benton.

»Ich würde sagen, im Herbst. Oktober oder so. Ich habe gleich gemerkt, dass etwas faul ist. Rückblickend betrachtet, denke ich, dass es etwas mit diesem Mädchen zu tun hatte. Wenn zwei Leute etwas miteinander anfangen und einer von ihnen sich zum Schlechteren verändert, kriegt man so seine Zweifel.«

»Ist die Vorhalle rund um die Uhr besetzt?«, wollte Benton wissen.

»Rund um die Uhr und sieben Tage die Woche. Kommen Sie. Ich begleite Sie nach oben. Sie haben doch einen Schlüssel, oder?«

»Ich nehme an, dass Sie auch einen haben«, meinte Benton. »Komisch, dass Sie das erwähnen.« Sein Finger im grünen Handschuh drückte auf den Aufzugknopf. »Mr. Bane hat nämlich vor einigen Monaten entschieden, sein Schloss auswechseln zu lassen. Ungefähr um dieselbe Zeit, als er so seltsam geworden ist.«

Sie stiegen ein und fuhren in den neunten Stock. »Eigentlich hätte er uns einen Schlüssel geben müssen. Wir brauchen ihn für den Notfall und haben ihn wiederholt darum gebeten. Aber wir haben immer noch keinen bekommen.« »Klingt fast, als ob der gute alte Oscar niemanden in seiner

Wohnung haben wollte«, stellte Morales fest. »Mich wundert, dass Sie ihn nicht rausgeschmissen haben.«

»Es hätte sicher bald eine Auseinandersetzung mit der Hausverwaltung gegeben. Doch das wollten wir nicht. Wir haben gehofft, dass er zur Vernunft kommt. Entschuldigen Sie, dass es so lange dauert. Das hier muss der langsamste Aufzug in der ganzen Stadt sein. Man möchte meinen, dass oben auf dem Dach jemand steht, der uns mit einem Seil hochzieht. Jedenfalls ist Mr. Bane ein Eigenbrötler. Hat nie Besuch. Macht keine Probleme. Aber wie ich schon sagte, hat er angefangen, sich merkwürdig zu benehmen, und zwar etwa um die Zeit, als er auch das Schloss ausgetauscht hat. Man weiß eben nie, was in einem Menschen vorgeht.«

»Ist das der einzige Aufzug?«, erkundigte sich Scarpetta. »Es gibt noch einen Lastenaufzug. Wir bitten unsere Mieter, ihn zu benutzen, wenn sie ihren Hund ausführen. Nicht jeder fährt gern mit einem Hund in einem Aufzug. Die Pudel sind die Schlimmsten, die großen Königspudel meine ich. Ich habe Angst vor ihnen und würde nie zu einem in den Aufzug steigen. Dann lieber noch mit einem Pitbull.«

»Würden Sie es mitkriegen, wenn jemand den Lastenaufzug nimmt und versucht, unbemerkt an Ihnen vorbeizukommen? «, fragte Morales.
»Ich wüsste nicht, wie derjenige das schaffen sollte.
Schließlich gibt es nur eine Vordertür.«
»Gar keine anderen Eingänge? Können wir sicher sein, dass Oscar nicht nach Hause gekommen ist, ohne dass er gesehen wurde? «, hakte Morales nach.
»Dazu hätte er die Feuerleiter rauf steigen und durch die Dachluke klettern müssen«, erwiderte der Portier in einem Ton, als wäre Oscar Spiderman.
Scarpetta erinnerte sich an die zickzackförmig angeordneten Rettungstreppen an der Westseite des Gebäudes.
Als der Aufzug stehen blieb, trat der Portier in einen blassgelben Flur, der mit altem, grünem Teppich ausgelegt war. Scarpetta betrachtete die von einem Stahlrahmen umgebene Plastikkuppel an der Decke, die kein gewöhnliches Oberlicht zu sein schien.
»Ist das die Dachluke, die Sie gemeint haben?«, fragte sie. »Ja, Maam. Aber man braucht eine Leiter. Ansonsten müsste man über die Feuerleiter durchs Fenster in die Wohnung steigen.«
»Und wo wird die Leiter aufbewahrt?«
»Irgendwo im Keller. Das gehört nicht zu meinen Aufgaben.«
»Wären Sie so freundlich, nachzuschauen, ob sie noch da ist? «, bat Benton.
»Selbstverständlich. Allerdings kann er so nicht reingekommen sein, denn sonst stünde die Leiter ja unter der Dachluke. Sie machen mich langsam richtig nervös. Ob Sie ein paar Polizisten auf dem Dach postieren lassen sollten? Schließlich haben sie ihn aus dem Bellevue rausgelassen. Mir ist schon ganz anders.«
Er führte sie den Flur entlang zu Oscars Wohnungstür aus dunklem Holz, Nummer 9B.
»Wie viele Wohnungen gibt es auf dieser Etage?«, erkundigte sich Scarpetta. »Vier?«
»Stimmt genau. Seine Nachbarn sind berufstätig und tagsüber nicht zu Hause. Abends sind sie auch viel unterwegs, weil sie allein stehend sind und keine Kinder haben. Bei zweien ist es nur die Zweitwohnung.«
»Ich brauche ihre Namen«, sagte Morales. »Und außerdem eine Liste aller Hausbewohner.«
»Aber sicher. Es sind insgesamt vierzig Wohnungen, vier pro Etage. Das hier ist die oberste. Als Penthouse würde ich es aber nicht bezeichnen, weil die Wohnungen auch nicht schöner sind als die anderen. Doch die Aussicht ist besser. Von den hinteren hat man Blick auf den Hudson. Ich muss Ihnen sagen, wie schockiert ich bin. Ich hätte Mr. Bane so etwas nie zugetraut. Allerdings heißt es ja immer, dass man es diesen Leuten nicht ansieht. Und er war in letzter Zeit wirklich recht merkwürdig. Ich gehe jetzt mal nach der Leiter sehen.«
»Ach, noch etwas, Mann«, hielt Morales ihn zurück. »Mr. Bane steht nicht unter Anklage. Niemand behauptet, dass er seine Freundin umgebracht hat. Also setzen Sie keine Gerüchte in die Welt, okay?«
Sie standen vor Oscars Tür. Morales zückte einen Schlüssel, der, wie Scarpetta wusste, zu einem ausgesprochen einbruchssicheren Medeco-Schloss gehörte. Im nächsten Moment fiel ihr noch etwas auf, das sie aber nicht in Gegenwart des Portiers erwähnen wollte - ein schwarzer Faden, etwa fünfundzwanzig Zentimeter lang, auf dem Teppich unmittelbar unter dem Türscharnier.
»Ich bin unten«, sagte der Portier. »Wenn Sie mich brauchen sollten, in der Küche ist ein Haustelefon, ein weißes, das an der Wand hängt. Wählen sie einfach die Null. Bei wem soll ich mich wegen der Leiter melden?«
Morales gab ihm seine Visitenkarte.
Der Portier nahm sie widerwillig entgegen und kehrte zum Aufzug zurück. Scarpetta stellte

ihren Tatortkoffer ab, öffnete ihn und verteilte Handschuhe. Dann hob sie den Faden auf und betrachtete ihn durch eine Lupe. An einem Ende entdeckte sie einen dicken Knoten, der offenbar mit einem plattgedrückten Stück farblosen Wachses versehen war.

Sie hatte schon eine Vermutung, welchem Sinn und Zweck dieser verknotete Faden diente. Allerdings war die Tür fast doppelt so hoch wie Oscar groß, so dass er die obere Kante nie ohne Hilfe hätte erreichen können.

»Was haben Sie da?«, fragte Morales.

Er griff nach dem Faden und spähte ebenfalls durch die Lupe.

»Bestimmt«, erwiderte sie, »hat er ihn oben an der Tür befestigt, um herauszufinden, ob sie während seiner Abwesenheit geöffnet wurde.«

»Ein schlauer kleiner Bursche. Dann sollten wir wirklich in Erfahrung bringen, was aus der Leiter geworden ist. Aber wie ist er an die obere Türkante rangekommen?«

»Wir wissen, dass er paranoid ist«, bemerkte Benton. Scarpetta verstaute den Faden in einem Asservatenbeutel und beschriftete diesen mit einem Markierstift. Unterdessen schloss Morales die Tür auf und öffnete sie. Sofort begann eine Alarmanlage zu piepsen. Morales betrat die Wohnung, gab einen auf einer Serviette notierten Code ein und machte Licht.

»Schauen Sie, da hätten wir die nächste Einbrecherfalle«, witzelte er und bückte sich nach einem geradegebogenen Drahtkleiderbügel, der unmittelbar hinter der Tür auf dem Boden lag. »Oder hat Oscar damit vielleicht Marshmallows geröstet? Jetzt fehlt nur noch die Mehlspur auf dem Boden, mit der Durchgeknallte sich vergewissern, dass keine Außerirdischen im Haus waren.«

Scarpetta musterte beide Seiten des Kleiderbügels und dann das plattgedrückte Stück Wachs im Plastikbeutel.

»Wahrscheinlich hat er damit den Faden oben 'an der Tür angebracht«, meinte sie. »Er hat den Knoten mit dem Wachs am Kleiderbügel befestigt. Das Wachs weist eine Einkerbung auf, die sich mit dem Durchmesser des Drahtes deckt. Ich werde das rasch überprüfen.«

Sie zog die Wohnungstür von außen zu. Die Lücke zwischen Tür und Boden war gerade groß genug, dass der Kleiderbügel hindurchpasste. Als Morales die Tür öffnete, schlüpfte sie in die Wohnung.

»Hier war ein Spinner am Werk«, verkündete er. »Damit meine ich natürlich nicht Sie.«

Das ordentlich aufgeräumte Wohnzimmer hatte eine männliche Ausstrahlung. An den dunkelblau gestrichenen Wänden hing eine wertvolle Sammlung original viktorianischer Landkarten und Kunstdrucke. Offenbar hatte Oscar eine Schwäche für Antiquitäten und englisches Leder - und war besessen von Gerätschaften zur Abwehr von Gedankendiebstahl. Die Utensilien - preiswerte Spektrometer, Funkwellendetektoren und Trifie1d-Meter - waren überall an strategisch wichtigen Stellen verteilt, um angebliche Überwachungsfrequenzen wie Infrarot-, Magnet- oder Funkwellen aufzuspüren.

Bei ihrem Gang durch die Wohnung stießen sie auf Antennen, mit Vinyl beschichtete Bleibänder, Wassereimer und merkwürdige Gegenstände wie mit Alufolie überzogene, an Batterien angeschlossene Metallplatten, se1bstgebastelte Kupferpyramiden und Schutzhelme, ausgekleidet mit Isolierschaum und von Röhrchen gekrönt.

Oscars Bett war in ein Zelt aus Alufolie eingehüllt.

»Geräte zum Blockieren von Wellen«, sagte Benton. »Pyramiden und Helme, um Schallwellen und Strahlen sowie übernatürliche Energien abzuwehren. Er hat versucht, sich mit einer aus einem Kraftfeld bestehenden Kapsel zu schützen.«

Marino und ein uniformierter Polizist schleppten gerade einen Karton von der Größe einer Waschmaschine aus dem Haus, in dem Terri gewohnt hatte, als Lucy aus dem Taxi stieg.

Sie schulterte eine Nylontasche, bezahlte den Fahrer und sah zu, wie die beiden Männer den Karton im Heck eines Polizeitransporters verstauten. Sie hatte Marino nicht mehr gesehen, seit sie im letzten Frühling in seiner Fischerhütte gedroht hatte, ihm die Rübe wegzupusten, und beschloss, dass es das Beste war, einfach auf ihn zuzugehen.

»Ist das der Officer, der in meinem Jet mitfliegt?«, fragte sie.

»Ja«, antwortete Marino.

»Sie haben die Nummer der Maschine und den Namen des Piloten?«, wandte sie sich an den Polizisten. »Sie steht bei Signature in LaGuardia. Brent erwartet Sie dort. Er ist der PIC und trägt einen schwarzen Anzug, ein weißes Hemd und eine gestreifte Krawatte.«

»Was ist ein PIC?«, erkundigte sich der Polizist und schlug die Wagentür zu.

»Pilot in Command, er sitzt links. Das war die Quizfrage des heutigen Abends. Teilen Sie ihm mit, dass Sie bewaffnet sind. Nur für den Fall, dass er seine Brille vergessen hat. Ohne Brille ist er blind wie ein Maulwurf.«

Der Polizist starrte sie an.

»Sie macht doch Witze, oder? «, wandte er sich an Marino. »Da dürfen Sie mich nicht fragen«, erwiderte Marino. »Ich fliege nicht gern.«

Berger kam aus dem Haus und trat ohne Mantel in den eisigen Wind hinaus. Nachdem sie sich das Haar aus dem Gesicht gestrichen hatte, zog sie ihre Kostümjacke zusammen und verschränkte wegen der Kälte die Arme.

»Wir sollten besser unsere Mäntel holen«, meinte Berger zu Marino.

Zu Lucy sagte sie nichts, sondern berührte nur ihre Hand, als sie Marino zu seinem blauen Impala folgten.

»Ich werde das drahtlose Netzwerk untersuchen, das Terri benutzt hat«, wandte sich Lucy an Marino. »Könntest du dafür sorgen, dass der Officer, der die Wohnung bewacht, nichts gegen meine Anwesenheit einzuwenden hat? Ich habe nämlich keine Lust, in Handschellen auf dem Boden zu landen. Aber vielleicht brauchen wir ihn ja gar nicht. Wenn das ganze Haus am selben Netzwerk hängt, muss ich nicht in die Wohnung. Außerdem habe ich ein paar interessante Neuigkeiten für euch.«

»Warum setzen wir uns nicht ins Auto, wo es nicht so kalt ist? «, schlug Berger vor.

Sie und Lucy stiegen hinten ein, Marino vorn. Er ließ den Motor an und schaltete die Heizung ein, während der Transporter mit Terri Bridges' Badezimmerstuhl abfuhr. Lucy holte ihr MacBook aus der Tasche und klappte es auf.

»Zwei wichtige Dinge«, sagte sie. »Erstens habe ich rausgekriegt, wie Terri zum ersten Mal Kontakt mit Scarpetta612 aufgenommen hat, und zwar über die Website des John Jay. Am 9. Oktober letzten Jahres, etwa einen Monat nachdem Benton und Kay dort Gastdozenten geworden waren, hat Terri - oder eine Person, die sich Lunasee nannte - ans Schwarze Brett des John Jay eine Anfrage gerichtet, ob jemand wüsste, wie sie mit Tante Kay in Verbindung treten kann.«

Berger schlüpfte in ihren Mantel. Lucy stieg der leichte Geruch nach Gewürzen, Bambus und bitteren Orangenblüten in die Nase, ein Duft, den Berger aus einer Londoner Parfümerie bezog. Lucy hatte sich bei ihr danach erkundigt, in der Hoffnung, dass es sich bei dem wundervollen Duft nicht um eine nostalgische Hinterlassenschaft von Greg handelte.

»Natürlich wurde die Anfrage archiviert«, fügte Lucy hinzu. »Wie bist du darauf gestoßen?« Als Marino sich umdrehte, war sein Gesicht in der Dunkelheit kaum zu erkennen. »Offenbar hast du stark abgenommen«, sagte Lucy.

»Ich habe die Nahrungsaufnahme eingestellt«, erwiderte er. »Keine Ahnung, warum außer mir noch niemand auf den Gedanken gekommen ist. Ich könnte ein Buch darüber schreiben und viel

Geld verdienen.«
»Dann tu es. Aber eines mit leeren Seiten.«
»Eine prima Idee. Kein Essen und ein leeres Buch. Das müsste klappen.«
Lucy spürte, dass er beobachtete, wie dicht sie und Berger beieinander saßen. Marino verfügte über ein feines Gespür, welche Beziehung Menschen zueinander und auch zu ihm hatten. In seinem Denken waren diese beiden Dinge miteinander vernetzt.
Lucy beobachtete, wie Berger den Text auf dem Bildschirm des MacBook las.
Hallo, Leute,
ich heiße Terri Bridges und studiere forensische Psychologie. Ich würde gern Dr. Kay Scarpetta kennen lernen. Falls jemand Kontakt zu ihr hat, wäre es nett, wenn derjenige meine E-Mail-Adresse an sie weitergeben könnte. Ich versuche nämlich schon seit dem letzten Frühjahr, Kontakt mit ihr aufzunehmen, um sie für meine Magisterarbeit zu interviewen. Danke.
TB
Lucy las Marino den Text vor.
Dann öffnete sie eine andere Datei, und das Foto von Scarpetta aus der heutigen Kolumne von Gotham Gotcha erschien auf dem Bildschirm.
»Das war auf demselben Schwarzen Brett?«, fragte Berger. Lucy hielt den Laptop so, dass Marino das wenig schmeichelhafte Foto von Scarpetta sah, auf dem sie in einem Autopsiesaal ein Skalpell auf jemanden richtete.
»Das Originalfoto«, erklärte Lucy. »Also wurde der Hintergrund nicht mit Photoshop wegretuschiert. Wie du dich sicher erinnerst, ist auf dem Foto in Gotham Gotcha nur meine Tante zu sehen, sonst nichts. Man kann bloß annehmen, dass sie sich in einem Autopsiesaal befindet. Doch hier haben wir den Hintergrund mit einer Arbeitsfläche und dem Monitor einer Überwachungskamera vor uns. Dahinter befinden sich eine Wand aus Betonbausteinen und Hängeschränke. Ich habe das Bild noch ein wenig bearbeitet« - sie berührte das Mauspad und öffnete eine weitere Datei - »Und bin zu folgendem Ergebnis gekommen.«
Sie zeigte den anderen eine Vergrößerung von Scarpettas transparentem Gesichtsschutz aus Plastik. Darin spiegelte sich verschwommen eine andere Person.
Mit dem Mauspad öffnete Lucy die nächste Datei, so dass die im Plastikschild reflektierte Person nun besser zu erkennen war.
»Dr. Lester«, sagte Berger.
»Das hätte ich mir denken können«, meinte Marino. »Jemand wie sie hasst Scarpetta bestimmt.«
»Wir erkennen hier einige Dinge, die miteinander zusammenhängen können, aber nicht müssen. Das Foto, das heute Morgen ins Netz gestellt worden ist, wurde in der New Yorker Gerichtsmedizin aufgenommen, und zwar während einer Autopsie oder mehrerer Autopsien, bei denen Dr. Lester anwesend war. Offenbar spricht meine Tante gerade mit ihr. Dr. Lester kann das Foto unmöglich selbst gemacht haben, aber sie weiß vermutlich, wer es war - außer sie hat es nicht bemerkt ... «
»Das hat sie ganz sicher«, stellte Berger mit Nachdruck fest. »Sie wacht nämlich mit Argusaugen über ihr Reich.«
»Außerdem habe ich das Foto nicht auf der Website des John Jay gefunden«, fuhr Lucy fort. »Auch wenn es sicherlich im Internet im Umlauf ist und ein Fan es an Gotham Gotcha geschickt hat.«
»Wie kannst du sicher sein, dass es nicht Dr. Lester selbst war? «, erkundigte sich Marino.
»Dazu müsste ich Zugriff auf ihre E-Mails haben«, erwiderte Lucy.
»Das wirst du schön bleibenlassen«, protestierte Berger. »Es ist auch nicht Lenoras Stil. Sie

versucht ihre klägliche Existenz eher dadurch aufzuwerten, dass sie ihre Mitmenschen klein macht und herunterputzt. Niemals würde sie die Aufmerksamkeit auf jemanden lenken. Mit Ausnahme von sich selbst natürlich.«

»Ich habe heute Abend beobachtet, wie sie und Morales die Köpfe zusammensteckten«, berichtete Marino. »Sie haben sich im Park am Bellevue neben dem DNA-Labor getroffen, und zwar auf einer Parkbank, kurz nachdem Benton und Scarpetta die Gerichtsmedizin verlassen hatten. Es war reiner Zufall, weil ich auf die beiden gewartet habe, um sie hierherzufahren. Ich habe den Verdacht, dass Dr. Lester Morales über Scarpettas neueste Erkenntnisse in der Gerichtsmedizin informieren und ihm erzählen wollte, was sie herausgefunden hat. Außerdem hat Dr. Lester jemandem eine SMS geschickt, während sie in der Dunkelheit verschwand.«

»Das muss nichts zu bedeuten haben«, antwortete Berger. »Heutzutage schreibt doch jeder SMS.«

»Wirklich seltsam«, sagte Lucy. »Sie trifft sich mit ihm in einem dunklen Park. Sind die zwei etwa ... ?«

»Ich habe versucht, es mir vorzustellen«, sagte Marino. »Unmöglich.«

»Er hat so eine Art, seinen Mitmenschen auf die Pelle zu rücken«, merkte Berger an. »Vielleicht sind sie ja befreundet. Aber mehr sicher nicht. Nein, sie ist ganz bestimmt nicht sein Typ.«

»Außer er ist nekrophil«, spöttelte Marino.

»Ich dulde nicht, dass hier so über irgendjemanden gesprochen wird«, rügte Berger ihn.

»Eigentlich wollte ich darauf hinaus«, entgegnete Marino, »dass ich darüber verwundert war. Ich kann mir nämlich nicht denken, dass sie jemandem persönlich nahe genug steht, um ihm eine SMS zu schicken.«

»Wahrscheinlich hat sie dem Chief Medical Examiner geschrieben«, sagte Berger. »Nur eine reine Vermutung. Aber es würde zu ihr passen, die Informationen an ihn weiterzugeben, insbesondere, wenn sie die Lorbeeren für die Arbeit eines anderen einstreichen kann.«

»Außerdem rettet sie so ihren Hintern, weil sie sicher eine Menge übersehen hat«, ergänzte Lucy. »Deshalb hat sie sofort ihren Chef verständigt. Ich müsste an seine Mails ran, um das herauszufinden. «

»Kommt überhaupt nicht in Frage«, protestierte Berger. Bei diesen Worten schmiegte sie ihre Schulter an die von Lucy.

Lucy war sich jeder Bewegung von Berger, jedes Geräuschs und jedes Geruchs so überdeutlich bewusst, als wäre sie auf LSD. Zumindest stellte sie es sich nach dem, was sie darüber gelesen hatte, so vor: erhöhte Herzfrequenz und Körpertemperatur, außerdem Wahrnehmungsverzerrungen wie das Hören von Farben oder das Sehen von Geräuschen.

»Es könnte so gewesen sein«, meinte Marino. »Sie ist ein Pilotfisch, der den Haien nachschwimmt und sich von deren Hinterlassenschaften ernährt. Damit verspotte ich sie nicht. Es ist die Wahrheit.«

»Und was hat das mit Terri zu tun?«, erkundigte sich Berger.

»Das Foto wurde an sie geschickt«, antwortete Lucy. »Und zwar an das Benutzerkonto mit dem Namen Lunasee.«

»Von wem?«, hakte Berger nach.

»Scarpetta612 hat es ihr am ersten Montag im Dezember zugesendet, also am dritten. Was keinen Sinn ergibt, ist, dass Terri - wenn es Terri war - und der Absender es anschließend gleichzeitig gelöscht haben, weshalb es nicht im Papierkorb war. Ich musste es mit dem neuralen Netzwerkprogramm wiederherstellen. «

»Das heißt, das Foto wurde am 3. Dezember verschickt und dann von beiden Parteien noch

am selben Tag sofort wieder gelöscht?«, wiederholte Marino erstaunt. »Ja.« »War eine Nachricht dabei?«, fragte Berger. »Die zeige ich euch gleich.«
Lucys Finger berührte das Mauspad. »Bitte sehr«, sagte sie.
Datum: Montag, 3. Dezember 2007, 12:16:11 Von: »Scarpetta«
An: »Terri«
Terri,
da ich weiß, dass Sie die Dinge gern aus erster Hand erfahren, hier ein verfrühtes Weihnachtsgeschenk für Ihr Buch. Allerdings darf niemand wissen, dass Sie es von mir haben. Ich werde es abstreiten, wenn man mich darauf anspricht. Ich verrate Ihnen auch nicht, wer der Fotograf ist - es geschah ohne meine Zustimmung (der Idiot hat mir eine Kopie gegeben, in der Annahme, ich würde mich darüber freuen). Deshalb bitte ich Sie darum, das Foto einer Word-Datei zuzuordnen und es aus Ihrer E-Mail zu löschen, wie auch ich es gerade getan habe.
Scarpetta
»Terri Bridges wollte ein Buch schreiben? «, erkundigte sich Marino.
»Keine Ahnung«, erwiderte Lucy. »Aber ausgehend von dem, was Jaime und ich von ihrer Magisterarbeit gesehen haben, ist es durchaus möglich.«
»Insbesondere, wenn sie glaubte, dass das Material wirklich von Kay stammte, und da bin ich ziemlich sicher«, ergänzte Berger. »Ich bin überzeugt, dass Lunasee Terri war, auch wenn ich es nicht beweisen kann.«
»Das denke ich auch«, stimmte Lucy zu. »Allerdings ist die wichtigste Frage, ob die Person, die sich als meine Tante ausgegeben und diese E- Mails an Terri geschickt hat, auch der Mörder ist.«
»Was ist mit der IP-Adresse?«, wollte Marino wissen. »Wann könnt ihr den Provider dazu bringen, den Namen des Kunden herauszurücken? Denn die Adresse, die ich ermittelt habe, befindet sich irgendwo in den ZwanzigerBlocks in der Upper East Side, und da sind das Guggenheim Museum, die Metropolitan Opera und das Jewish Museum untergebracht. Hilft uns also nicht viel weiter.«
Lucy kannte zwar den genauen Standort, behielt das aber lieber für sich. Berger mochte es nämlich nicht, wenn sie gegen das Gesetz verstieß. Lucy hatte viele Freunde in der Welt der Internet-Provider, von denen sie manche noch aus ihrer Zeit beim FBI oder noch länger kannte. Außerdem verfügte sie über gute Beziehungen. Eigentlich hatte sie nichts anderes getan als Cops, die den Kofferraum eines Autos öffneten, hundert Kilo Kokain darin entdeckten und sich erst anschließend einen Durchsuchungsbeschluss besorgten.
»Außerdem liegt in der Gegend, die als Museum Mile bekannt ist, auch die Hautarztpraxis von Dr. Elizabeth Stuart«, sagte sie.
Auf dem dunklen Rücksitz war Bergers Gesicht ganz nah an ihrem. Ihr Duft hüllte Lucy ein.
»In dieser Gegend?«, wiederholte Berger nun. »Von welcher Entfernung sprechen wir denn?«
»Die Prominenten-Hautärztin hat eine Wohnung, die die gesamte neunundzwanzigste Etage des Hauses einnimmt, in dem sich auch ihre Praxis befindet«, erklärte Lucy. »Die Dame ist über die Feiertage verreist. Die Praxis öffnet erst wieder am Montag, dem siebten.«

27

Scarpetta hatte mit dem Betreten der Bibliothek gewartet, bis sich die Gelegenheit ergab, es allein zu tun. Lucys Anruf lieferte ihr nun den nötigen Vorwand.
Sie ließ Morales und Benton im Schlafzimmer zurück, während Lucy ihr am Telefon von der

Nachricht am Schwarzen Brett des John Jay erzählte und sie fragte, ob sie davon wisse. Scarpettas Blick schweifte über die Regale mit antiken psychiatrischen Fachbüchern, als sie verneinte.

»Es tut mir leid, das zu hören«, fügte sie hinzu. »Je mehr ich über diese Angelegenheit erfahre, desto stärker bedauere ich es. Ich wünschte, ich hätte gewusst, dass sie mich erreichen wollte.«

Sie konnte das Buch nicht finden, über das Oscar gesprochen hatte. Die Erlebnisse eines Irrenarztes, in dem er angeblich die CD versteckt hatte. Ihre Zweifel an ihm wuchsen. Ob er wohl doch ein Spiel mit ihr trieb?

»Das Foto, das heute Morgen im Internet war«, fuhr Lucy fort, »wurde in der New Yorker Gerichtsmedizin aufgenommen. Du hast gerade mit Dr. Lester gesprochen. Erinnerst du dich an den besagten Tag?«

»Ich kann mich nicht entsinnen, dass mich jemand dort fotografiert hat, sonst wäre es mir doch beim Anblick des Bildes sofort eingefallen.«

»Schau dir das Foto noch einmal an und denk dir eine Arbeitsfläche, eine Überwachungskamera und einen Monitor dazu. Vielleicht kommst du dann darauf, wo die Person gestanden haben könnte. Es würde dich einen Schritt weiterbringen.«

»Es muss vor einem Autopsietisch gewesen sein. Im Autopsiesaal gibt es drei davon, also war es vielleicht jemand, der einen anderen Fall bearbeitet hat. Ich verspreche dir, mich eingehend damit zu beschäftigen, aber nicht jetzt.«

Im Moment konnte sie nur daran denken, dass sie unbedingt mit Oscar reden und ihm sagen musste, das Buch sei verschwunden. Seine Antwort konnte sie sich bildlich vorstellen. Bestimmt hatten sie die CD gestohlen. Das wäre die Erklärung für den Faden vor seiner Tür gewesen. Sie waren in der Wohnung gewesen. Sicher würde er so reagieren. Scarpetta hatte das Buch und die versteckte CD gegenüber Morales und Benton nicht erwähnt. Sie durfte ihnen weder etwas von der Existenz noch vom Fehlen dieser beiden Gegenstände verraten, denn schließlich war sie Oscar Banes Ärztin, weshalb alle zwischen ihnen stattgefundenen Gespräche innerhalb gewisser Grenzen unter die Schweigepflicht fielen.

»Hast du etwas zum Schreiben da?«, fragte Lucy. »Ich gebe dir Dr. Elizabeth Stuarts Telefonnummern. Das ist die Hautärztin.«

»Ich weiß.«

Lucy erklärte ihr, das Foto sei am 3. Dezember gegen Mittag an Terri Bridges geschickt worden, und zwar von einem Internetcafe gegenüber von Dr. Stuarts Praxis aus. Dann diktierte sie Scarpetta eine Mobilfunknummer und auch die Nummer der Luxussuite im St. Regis in Aspen, die Dr. Stuart nach dem Time-Sharing-Modell gemietet hatte. Sie fügte hinzu, Dr. Stuart steige dort immer unter dem Namen ihres Mannes ab, der Oxford heiße.

»Also frag nach Dr. Oxford. Es ist wirklich erstaunlich, was die Leute einem so alles erzählen. Aber ich habe den anderen nichts davon gesagt. Jaime hat nämlich diese Marotte, dass alles streng nach Recht und Gesetz zugehen muss. Kannst du Morales etwas von mir ausrichten und Benton bitten, mich anzurufen? «

»Ich gehe gerade zu ihnen.«

»Ich sitze in Terris Treppenhaus und habe mich ins drahtlose Netzwerk eingeloggt, zu dem alle Wohnungen Zugang haben«, erklärte Lucy. »Es sendet auch, was heißt, dass sämtliche Beteiligten es nutzen können. Dazu gibt es eine besondere Vorrichtung.«

Oscars Heimtrainer stand im Schlafzimmer, in dessen Mitte sich das Bett mit dem Zelt aus Alufolie befand. Benton und Morales waren ins Gespräch vertieft.

»Was soll ich ihn denn fragen?«, erkundigte sich Scarpetta. Sie konnte verstehen, warum

Morales bei Frauen beliebt war, aber ansonsten von allen nur widerwillig respektiert beziehungsweise abgelehnt wurde. Auch von den Richtern. Er erinnerte sie an die Spitzensportler mit Stipendium während ihrer Studienzeit in Cornell, drahtige, übertrieben selbstbewusst auftretende junge Männer, die ihren durchschnittlichen Intellekt mit Muskelkraft, Schlagfertigkeit, einer schnippischen Art und einem prahlerischen Auftreten ausglichen. Sie ließen sich nichts sagen, zeigten der Mannschaft und den Trainern die kalte Schulter, kamen unvorbereitet in die Seminare, aber gewannen Spiele, und die Zuschauer liebten sie. Sympathisch waren sie allerdings niemandem.

»Frag ihn, ob er weiß, dass es hier eine Kamera gibt«, meinte Lucy.

»Das kann ich dir auch beantworten«, sagte Scarpetta. »Er hat sie selbst auf dem Dach angebracht. Marino ist darüber im Bilde. Ist Jaime bei dir?«

Scarpetta waren diese Worte einfach so herausgerutscht, ohne dass sie wusste, warum. Vielleicht hatte sie es schon gespürt, als sie die bei den zum ersten Mal zusammen gesehen hatte. Damals war Lucy - zumindest in Scarpettas Augen fast noch ein Kind gewesen. Berger war gut fünfzehn Jahre älter als sie.

Warum war das so wichtig?

Lucy war eindeutig kein Kind mehr.

Vielleicht war es einfach nur die simple und logische Erklärung, dass eine vielbeschäftigte und einflussreiche Staatsanwältin wie Jaime Berger normalerweise nicht ihre Abende in einem Loft in Greenwich Village verbrachte, um zuzuschauen, wie ein Computer ein Programm ablaufen ließ. Schließlich konnte Lucy ihre Ergebnisse auch telefonisch oder per E-Mail übermitteln. Berger war zwar als zupackend und ausgesprochen engagiert bekannt, wenn es darum ging, Tatorte persönlich zu besichtigen, für die rasche Untersuchung von Beweisstücken zu sorgen und hin und wieder sogar Autopsien beizuwohnen, solange sie nicht von Dr. Lester durchgeführt wurden, doch Computer waren nicht ihre Sache. Sie setzte sich auch nicht in Labors und beobachtete Gaschromatographen oder Mikroskope.

Berger gab die Marschbefehle und beraumte Sitzungen an, um die Ergebnisse zu besprechen. Der Gedanke, dass Lucy und Berger viele Stunden in diesem Loft miteinander allein gewesen waren, gefiel Scarpetta gar nicht. Ihr Unbehagen war vermutlich Ergebnis der letzten Begegnung der beiden vor fünf Jahren, als Scarpetta unangemeldet in Bergers Penthousewohnung aufgetaucht war.

Nie hätte sie erwartet, Lucy dort anzutreffen, als sie Berger gerade anvertraute, was in jenem Hotelzimmer im polnischen Stettin wirklich geschehen war. Viele der Einzelheiten kannte Scarpetta bis heute nicht.

Damals hatte sie das Gefühl gehabt, bei ihrer Nichte nicht mehr im Mittelpunkt zu stehen. Möglicherweise hatte sie auch nur geahnt, dass es eines Tages so weit kommen würde. Sie musste sich eingestehen, dass es Egoismus war.

Scarpetta teilte Benton mit, dass Lucy mit ihm sprechen wollte. Er zögerte und wartete offenbar auf ein Zeichen, dass alles seine Ordnung hatte.

»Ich werde in den Schränken nachsehen«, meinte sie, das Signal, das er gebraucht hatte.

Er sollte das Schlafzimmer verlassen, um unbelauscht zu telefonieren.

»Ich bin auf dem Flur«, sagte er und wählte dabei eine Nummer.

Scarpetta spürte, dass Morales sie beobachtete, als sie in Oscars Badezimmer ging. Je besser sie sich mit seinen Lebensverhältnissen vertraut machte, desto mehr bestürzte sie sein offensichtlicher psychischer Verfall. Die Döschen in seiner Hausapotheke zeigten ihr, dass er seine Albträume für real hielt. Das Datum auf einigen der Aufkleber deckte sich genau mit dem fraglichen Zeitraum.

Sie stieß auf Döschen mit I-Lysine, Pantothenik-Säure, Folsäure, Aminosäure, Knochenkalk, Jod, Algenextrakt und andere Nahrungsergänzungsmittel, normalerweise bestimmt für Menschen, die radioaktiver Strahlung ausgesetzt gewesen waren oder dies zumindest befürchteten. Unter dem Waschbecken standen große Flaschen mit Weißweinessig, den er vermutlich in sein Badewasser gab. Anfang Oktober hatte er sich Eszopiclone verschreiben lassen, ein Mittel gegen Schlaflosigkeit. Seitdem hatte er das Medikament zweimal nachgekauft, das letzte Mal in der Apothekenkette Duane Reade am 27. Dezember. Die Ärztin, die es ihm verordnet hatte, war Elizabeth Stuart. Scarpetta nahm sich vor, sie anzurufen, allerdings nicht hier und jetzt.

Sie durchsuchte das Schränkchen, in dem Oscar rezeptfreie Medikamente und Artikel wie Pflaster, Franzbranntwein und Verbandmull aufbewahrte - und ein Gleitmittel namens Aqualine. Gerade betrachtete sie es, als Morales hereinkam. Da auf der noch nicht angebrochenen Gleitmitteldose das Preisschild fehlte, konnte sie nicht sagen, wo es gekauft worden war.

»Ist das nicht so etwas wie Vaseline?«, erkundigte er sich. »So ähnlich«, antwortete sie.

»Meinen Sie, die im Labor können feststellen, ob es das Zeug ist, das auch in ihrer Vagina gefunden wurde?«

»Normalerweise verwendet man es zur Behandlung von Verletzungen«, erklärte Scarpetta. »Bei Verbrennungen zum Beispiel, entzündeter oder rissiger Haut, atopischer Dermatitis, Ekzemen und so weiter. Also nichts, worunter Oscar leidet. Auch bei Joggern, Radrennfahrern und Walkern ist es sehr beliebt und außerdem überall erhältlich. Man bekommt es in jeder Apotheke und in den meisten Supermärkten.«

Sie klang fast, als wollte sie Oscar Bane in Schutz nehmen. »Ja, wir wissen schließlich, dass unser kleiner Plattfuß Oscar ein eifriger Spaziergänger ist. Der Portier hat erzählt, er jogge beinahe jeden Tag, ganz gleich, wie das Wetter ist. Die Leiter befindet sich übrigens auf dem Dach. Wie seltsam. Der Portier hat keine Ahnung, warum. Ich denke, unser Kleiner ist die Feuerleiter hochgeklettert, durch eines seiner Fenster eingestiegen, hat das Haus durch die Dachluke wieder verlassen und die Leiter hinter sich nachgezogen. Das würde erklären, warum sie auf dem Dach liegt.«

»Warum sollte er so was tun?«

»Um reinzukommen.« Morales musterte sie forschend. »Wäre beim Öffnen des Fensters nicht die Alarmanlage losgegangen? «, fragte sie.

»Das ist sie auch. Ich habe die Sicherheitsfirma angerufen und mich erkundigt. Kurz nach Oscars Entlassung aus dem Bellevue wurde die Alarmanlage ausgelöst. Die Sicherheitsfirma hat in der Wohnung angerufen. Ein Mann war am Telefon, hat erklärt, es wäre ein Versehen gewesen, und hat das Passwort genannt. Sie ist nicht sehr laut. Also hat der Portier sie nicht gehört, insbesondere dann nicht, wenn sie sofort wieder abgeschaltet wurde. Was halten Sie davon?«

»Das habe ich mir noch nicht überlegt.«

»Schwachsinn, Sie haben doch sonst zu allem eine Meinung, Dr. CNN. Dafür sind Sie schließlich bekannt. Für Ihre tollen Theorien, wollte ich sagen.«

Als er sich dem Schrank näherte, den sie gerade durchsuchte, und nach der Dose Aqualine griff, rempelte er sie an. »Ein Chemiker könnte doch feststellen, ob es das gleiche Zeug ist, das auch in ihrem Körper sichergestellt wurde, oder? «, fragte er.

»Jedenfalls«, entgegnete sie, »würde er wissen, was es nicht ist, wie zum Beispiel K- Y, das bestimmte antiseptische Substanzen und Konservierungsmittel wie Sodiumhydroxid und Methylparaben enthält. Aqualine ist konservierungsmittelfrei und besteht hauptsächlich aus Mineralöl und Petrolatum. Ich bin ziemlich sicher, dass nichts dergleichen in Terris Wohnung

gefunden wurde. Zumindest steht es nicht auf der Liste der Beweismittel. Außerdem habe ich in der Hausapotheke nachgesehen, als ich dort war. Das müssten Sie doch wissen.«

»Das schließt nicht aus, dass er die Mordwerkzeuge bei sich hatte und wieder mitgenommen hat. Damit meinte ich nicht Oscar, sondern den Mörder im Allgemeinen, was nicht heißt, dass es nicht ein und dieselbe Person sein könnte.«

Morales' braune Augen betrachteten sie eindringlich. Er schien die Situation zu genießen, wirkte aber gleichzeitig verärgert.

»Allerdings haben Sie recht, dass nichts in ihrer Wohnung gefunden wurde«, fuhr er fort. »Letzte Nacht wusste ich nicht, dass wir nach einem Gleitmittel suchen sollen, weil die Autopsie noch nicht durchgeführt worden war. Aber anschließend bin ich wieder hin und habe nachgesehen.«

Scarpetta hörte zum ersten Mal, dass er erneut in der Wohnung gewesen war. Sie dachte an Terris Arbeitszimmer und Marinos Bemerkung, es mache ganz den Eindruck, als hätte jemand den Teppich gebürstet.

»Nachdem Ihr Kumpel Marino die Laptops gefunden hatte, bin ich noch einmal zur Wohnung gefahren, um sicherzugehen, dass nichts übersehen worden war«, sprach Morales weiter. »Inzwischen kannte ich die Autopsieergebnisse und hatte mit Lester gesprochen. Also habe ich mich nach einem Gleitmittel umgeschaut. Nichts.«

»Uns ist der Teppich in ihrem Arbeitszimmer aufgefallen«, meinte Scarpetta.

»Das kann ich mir denken«, antwortete er. »Meine Mama hat mir beigebracht, immer brav aufzuräumen, die Teppichfransen gerade zu rücken und mich pflichtbewusst und verantwortungsvoll zu benehmen. Apropos: Am besten tüte ich ein paar dieser Sachen ein. Habe ich Ihnen schon gesagt, dass ich mir einen Durchsuchungsbeschluss besorgt habe? Nur für den Fall, dass wir was Interessantes finden.«

Er fletschte beim Lächeln die Zähne und zwinkerte ihr zu.

Sie kehrten ins Schlafzimmer zu dem Heimtrainer und dem Zelt aus Alufolie zurück. Als Scarpetta einen Schrank öffnete, entdeckte sie auf einem Regal weitere ausgeschäumte Helme und ein paar Antennen. Sie sah verschiedene Kleidungsstücke, zum Großteil Freizeitkleidung, durch und fand in einigen Jackentaschen Plastikplatten, wieder Schutzschilder. Ihr fiel Oscars ängstliche Bemerkung im Krankenhaus ein, er habe gar kein Schutzschild bei sich.

Auf dem Boden des Wandschranks standen Winterstiefel und Schnürschuhe und Turnschuhe in einer kleinen Größe. Ein Flechtkorb enthielt Hanteln, Springseile, Gewichtsmanschetten und einen nicht aufgeblasenen Gymnastikball.

Scarpetta griff nach den Nikes. Sie wirkten abgetragen und nicht geeignet für einen sportlich aktiven Menschen, der vermutlich an Gelenk- und Fußbeschwerden litt.

»Sind das seine einzigen Turnschuhe?«, fragte sie Morales. »Ich hätte gedacht, dass er bessere hat. Außerdem mehrere Paare.«

»Ich vergesse immer, wie man Sie nennt«, sagte er. Er kam näher.

»Adlerauge«, fuhr er fort. »Unter anderem.«

Er stand so dicht bei ihr, dass sie blassrosa Sommersprossen auf seiner hellbraunen Haut sehen und sein aufdringliches Herrenparfüm riechen konnte.

»Er trägt Brooks Ariels, eigens gemacht für Leute, die leicht umknicken und deshalb mehr Unterstützung brauchen«, bemerkte er. »Irgendwie komisch.«

Er wies auf das Schlafzimmer.

»Ich denke, Ihr Fan Oscar hat alle Unterstützung nötig, die er kriegen kann«, sagte er. »Das Modell eignet sich besonders für Menschen, die Plattfüße haben, denn sie sind breit geschnitten und weisen ein unverkennbares Profil auf. Ich habe das Paar, das er gestern

anhatte, ins Labor gebracht. Ebenso wie seine Kleidung.«
»Was trug er denn dann, als er vorhin das Bellevue verlassen hat?«
»Wieder so eine Adleraugen-Frage.«
Ganz gleich, wie oft sie auch von ihm wegrückte, er folgte ihr weiter, bis sie fast im Schrank stand. Nachdem sie die Nikes weggestellt hatte, schob sie sich an ihm vorbei.
»Als ich ihn gestern in der Klapsmühle abgeliefert habe«, erklärte Morales, »habe ich eine kleine Abmachung mit ihm getroffen. Ich habe ihm versprochen, zuerst bei seiner Wohnung vorbeizufahren, damit er Ersatzkleidung einpacken kann, wenn er mir seine Sachen überlässt. Dann könnte er jederzeit wieder gehen.«
»Offenbar haben Sie nicht damit gerechnet, dass er lange bleiben würde.«
»Genau. Ein Daueraufenthalt war nicht geplant, denn schließlich wollte er nur hin, um Benton und vor allem Sie zu sehen. Nachdem sein Traum in Erfüllung gegangen war, hat er die Biege gemacht.«
»War er gestern Abend allein in der Wohnung, um seine Sachen zu holen?«
»Da kein Haftbefehl gegen ihn vorlag, konnte er tun und lassen, was ihm gefiel. Ich habe im Auto gewartet, während er reingegangen ist. Er hat etwa zehn Minuten gebraucht. Allerhöchstens. Vielleicht lag sein kleiner Bindfaden deshalb auf dem Boden, weil er vor lauter Aufregung vergessen hat, ihn wieder oben an der Tür anzubringen.«
»Wissen wir, was in seiner Reisetasche war?«
»Eine Jeans, ein marineblaues T-Shirt, noch ein Paar Joggingschuhe von Brooks, Socken, Unterhose und eine Wolljacke mit Reißverschluss. Auf der Station wurde eine Liste angelegt. Jeb hat die Tasche durchsucht. Sie haben Jeb ja kennengelernt.«
Schweigend standen sie vor dem Zelt aus Alufolie und sahen sich an.
»Der Wachmann, der heute Nachmittag vor Ihrer Tür gestanden und auf Sie aufgepasst hat«, fügte er hinzu.
Scarpetta schrak zusammen, als plötzlich »Do Ya Think I'm Sexy« von Rod Stewart erklang.
Der Klingelton von Morales' mobilem Büro, einem ziemlich teuren.
Er drückte auf seinen Bluetooth-Ohrhörer. »Ja«, meldete er sich.
Scarpetta verließ den Raum und traf Benton in der Bibliothek an. In seinen behandschuhten Händen hielt er eine Ausgabe von The Air Loom Gang.
»Die Handlung spielt im späten achtzehnten Jahrhundert.
Es geht darum, dass der Verstand eines Menschen von einer Maschine kontrolliert wird«, verkündete er. »Alles in Ordnung? Ich wollte mich nicht einmischen und dachte, du würdest schon schreien, wenn du wolltest, dass ich ihn zu Brei schlage.« »Er ist ein Arschloch.« »Das kannst du laut sagen.«
Er stellte das Buch zurück in die Lücke im Regal.
»Ich habe dir doch gerade von The Air Loom Gang erzählt«, fuhr er fort. »Diese Wohnung ist wie eine Szene daraus. Chaos.«
»Ich weiß.«
Er blickte sie an, als erwartete er, dass dem noch etwas hinzuzufügen wäre.
»War dir bekannt, dass Oscar eine Tasche mit Ersatzkleidung bei sich hatte, damit er sich jederzeit verabschieden konnte?«, begann sie. »Und dass Morales ihn gestern hierher gefahren hat?«
»Mir war klar, dass niemand Oscar zum Bleiben zwingen konnte«, erwiderte er. »Das war kein Geheimnis.«
»Ich finde es nur merkwürdig. Fast, als ob Morales ihn zum Gehen ermutigen wollte, damit er das Krankenhaus so schnell wie möglich wieder verließ.«

»Was bringt dich darauf?«, fragte Benton. »Einige Dinge, die er gesagt hat.«

Besorgt, Morales könnte jeden Moment hereinkommen, drehte Scarpetta sich zur offenen Tür um.

»Zum Beispiel habe ich den Eindruck, dass auf der Autofahrt vom Tatort hierher ziemlich hart verhandelt wurde«, meinte sie.

»Das wäre nicht ungewöhnlich.«

»Du verstehst sicher, in welcher Zwickmühle ich stecke«, sagte sie und ließ, wieder vergeblich, den Blick über die antiken Bücher schweifen.

Oscar hatte beteuert, das Buch mit der CD stünde im zweiten Bücherschrank links von der Tür im vierten Regal. Aber das Buch war nicht da. Im vierten Regal stapelten sich Kartons mit der Aufschrift »Zeitschriften«.

»Was fehlt deiner Ansicht nach in seiner Sammlung, um sie vollständig zu machen?« Sicher verfolgte Benton mit dieser Frage eine Absicht.

»Warum interessiert dich das?«

»Es gibt da einen Wachmann namens Jeb, der mir so einiges erzählt hat. Leider redet Jeb mit vielen Leuten. Aber er wollte sicher verhindern, dass dir heute auf der Station etwas zustieß, und war gar nicht einverstanden, vor der Tür warten zu müssen. Als ich anrief und erfuhr, dass Oscar fort war, haben Jeb und ich ein wenig geplaudert. Also, was fehlt hier?«

»Mich wundert, dass er Die Erlebnisse eines Irrenarztes von Littleton Winslow nicht besitzt.«

»Wirklich erstaunlich«, meinte Benton, »dass du ausgerechnet dieses Buch erwähnst.«

Als Scarpetta ihn am Ärmel zupfte, gingen sie vor dem zweiten Bücherschrank in die Hocke.

Sie nahm die Archivkartons vom untersten Regal und fühlte sich orientierungslos, als ob sie ihr GPS oder ein anderes Ortungsgerät verloren hätte, das ihr die richtige Richtung wies. Sie wusste nicht mehr, wer verrückt war und wer nicht, wer log und wer die Wahrheit sagte, wer mit wem sprach und wer im nächsten Moment auftauchen würde, aber nicht wollte, dass sie ihn sah.

Der erste Karton enthielt Pamphlete aus dem neunzehnten Jahrhundert, die sich mit Fesselungstechniken und Wasserkuren befassten.

»Ich hätte gedacht, dass er es besitzt«, meinte sie.

»Das tut er deshalb nicht, weil es dieses Buch nicht gibt«, erwiderte Benton und berührte ihren Arm, während sie die Pamphlete betrachteten.

Seine körperliche Gegenwart wirkte sehr beruhigend und war genau das, was sie jetzt brauchte.

»Jedenfalls nicht von diesem Autor«, fügte Benton hinzu. »Die Erlebnisse eines Irrenarztes wurde von Montagu Lomax geschrieben, und zwar etwa fünfzig Jahre nachdem Littleton Winslow, der Sohn von Forbes Winslow, seine berühmten Werke Geistige Unzurechnungsfähigkeit und Leitfaden der Geisteskrankheiten verfasst hatte.«

»Warum hat Oscar gelogen?«

»Er traut niemandem und glaubt wirklich, dass man ihm nachspioniert. Es könnte ja sein, dass die Bösen mithören und so erfahren, wo er seinen einzigen Beweis versteckt hat.

Und deshalb hat er dir nicht die ganze Wahrheit gesagt. Vielleicht wollte er dich auch auf die Probe stellen: Wenn er dir wichtig genug ist, wirst du in seine Bibliothek gehen, wie du es getan hast, und von selbst dahinter kommen. Er könnte eine ganze Reihe von Gründen gehabt haben.«

Scarpetta öffnete den zweiten Karton, der Broschüren des Bellevue enthielt.

Oscar hatte gemeint, sie und Benton würden sich für seine Sammlung über das Bellevue interessieren.

Sie griff nach einem Pflegeleitfaden und einem hausinternen Verzeichnis der ärztlichen Mitarbeiter zwischen 1736 und 1894. Die Broschüren und Vorlesungsmanuskripte gingen zurück bis ins Jahr 1858.

Ganz unten in dem Karton lag ein an einem Band befestigter USB-Stick.

Scarpetta zog die Handschuhe aus, wickelte den USB-Stick hinein und reichte ihn Benton.

Sie spürte Morales' Gegenwart, bevor sie ihn in der Tür sah, und hoffte, dass er sie nicht beobachtet hatte.

»Wir müssen sofort gehen«, verkündete Morales.

Er hatte eine Papiertüte mit Beweisstücken in der Hand, die oben mit rotem Klebeband verschlossen war.

Benton stellte den Karton zurück ins unterste Regal und stand auf.

Scarpetta konnte den in die Handschuhe gewickelten USB-Stick nicht entdecken. Offenbar hatte er ihn in die Hosentasche gesteckt.

»Jaime und Marino sind auf der anderen Straßenseite nicht hier, sondern gegenüber von Terris Wohnung in Murray Hill.« Morales klang aufgekratzt und ungeduldig. »Die Zeugin, die Anzeige wegen Tierquälerei gestellt hat, geht weder ans Telefon noch an die Gegensprechanlage. Die Außenbeleuchtung brennt nicht, und die Eingangstür ist abgeschlossen. Marino sagt, als er vorhin dort war, stand sie noch offen.« Sie verließen Oscars Wohnung. Morales sparte sich die Mühe, die Alarmanlage wieder einzuschalten.

»Offenbar gibt es dort eine Feuerleiter und eine Dachluke«, fügte er in angespanntem Ton hinzu. »Die Dachluke ist offen.«

Er verriegelte die Tür nicht.

28

Seit Marinos erstem Besuch war einer der Mieter nach Hause gekommen, und zwar der Mann in der Wohnung IC im ersten Stock. Als Marino vor wenigen Minuten um das Gebäude herumgegangen war, hatte er durch die Vorhänge Licht und das Flackern eines Fernsehers gesehen.

Er kannte den Namen des Mieters, so wie auch die der anderen Hausbewohner. Bis jetzt hatte der Mann, Dr. Wilson, achtundzwanzig, Stationsarzt im Bellevue, nicht auf sein Klingeln reagiert.

Marino versuchte es noch einmal, während Berger und Lucy im kalten Wind standen und ihn abwartend beobachteten.

»Dr. Wilson«, sagte Marino und drückte dabei auf den Knopf der Gegensprechanlage. »Hier ist noch einmal die Polizei. Wir haben keine Lust, die Tür aufzubrechen.«

»Sie haben mir noch nicht erklärt, was los ist«, war eine Männerstimme, vermutlich die von Dr. Wilson, aus dem Lautsprecher neben der Tür zu hören.

»Ich bin Detective Marino vom New York Police Department«, wiederholte Marino und warf Lucy seinen Autoschlüssel zu. »Wir müssen in Wohnung ID, zu Eva Peebles. Wenn Sie aus dem Fenster schauen, sehen Sie meinen dunkelblauen Impala, ein Zivilfahrzeug. Eine Polizistin wird jetzt das Blaulicht einschalten, damit Sie erkennen, dass es sich tatsächlich um ein Polizeifahrzeug handelt. Ich habe Verständnis dafür, dass Sie Bedenken haben, die Tür aufzumachen. Aber ansonsten müssen wir sie aufbrechen. Haben Sie Ihre Nachbarin beim Nachhausekommen gesehen?«

»Ich sehe gar nichts. Es ist zu dunkel draußen«, erwiderte die Stimme.

»Wäre ich nie drauf gekommen, Sherlock«, brummte Marino, nahm dabei jedoch den Finger vom Knopf, damit Dr. Wilson ihn nicht hören konnte. »Ich wette, er hat gekifft und will uns

deshalb nicht reinlassen.«

»Sind Sie wirklich Dr. Wilson?«, erkundigte sich Marino über die Gegensprechanlage.

»Ich muss nicht auf Ihre Fragen antworten. Und die Tür mache ich auch nicht auf. Nicht nach dem, was gegenüber passiert ist. Beinahe wäre ich gar nicht nach Hause zurückgekommen.«

Eines seiner Fenster ging auf, und der Vorhang bewegte sich.

Marino war sicher, dass der Mann stoned war. Wie er sich erinnerte, hatte Mrs. Peebles erwähnt, dass ihr Nachbar Gras rauche. Mistkerl. Machte sich mehr Sorgen wegen einer möglichen Anzeige wegen Drogenbesitzes als um die alte Witwe auf seiner Etage, die vielleicht in Schwierigkeiten steckte.

»Sir, Sie müssen jetzt sofort die Tür öffnen. Wenn Sie aus dem Fenster schauen, werden Sie bemerken, dass die Außenbeleuchtung nicht brennt. Haben Sie sie vorhin ausgeschaltet?«

»Ich habe den Lichtschalter nicht angerührt«, entgegnete der Mann, der inzwischen nervös klang. »Woher soll ich wissen, dass Sie wirklich von der Polizei sind?«

»Lassen Sie es mich mal versuchen«, sagte Berger und drückte auf den Knopf der Gegensprechanlage rechts neben der Tür. Marino leuchtete mit der Taschenlampe, denn es war wirklich stockfinster.

»Dr. Wilson? Ich bin Jaime Berger von der Staatsanwaltschaft. Wir müssen nach Ihrer Nachbarin sehen. Aber das können wir nur, wenn Sie uns ins Haus lassen.«

»Nein«, meldete sich die Stimme. »Wenn Sie ein paar richtige Streifenwagen herholen, kann ich es mir ja noch mal überlegen.«

»Damit haben Sie es wahrscheinlich noch schlimmer gemacht«, sagte Marino zu Berger. »Ich garantiere Ihnen, dass er da drin Gras geraucht hat. Deshalb hat er auch das dämliche Fenster geöffnet.«

Lucy saß in Marinos Auto. Grelle rote und blaue blinkende Lichter spiegelten sich im Glas.

»Das beeindruckt mich gar nicht.« Inzwischen klang die Stimme noch störrischer. »Diese Dinger kann jeder kaufen.« »Ich rede noch mal mit ihm«, schlug Berger vor und hielt sich wegen des blendenden, rotierenden Blaulichts schützend die Hand vor Augen.

»Ich sag Ihnen jetzt was, Mr. Wilson«, zischte Marino in die Gegensprechanlage. »Ich gebe Ihnen eine Telefonnummer, die Sie anrufen sollen. Wenn die Zentrale sich meldet, erklären Sie, dass vor Ihrem Haus ein Kerl steht, der angeblich Detective P. R. Marino ist, einverstanden? Lassen Sie es sich bestätigen, denn die Zentrale weiß, dass ich mit Staatsanwältin Jaime Berger hier warte.«

Schweigen. »Er wird nicht anrufen«, meinte Berger. Lucy kam die Stufen hinaufgelaufen.

» Kannst du mir noch einen Gefallen tun, während ich mir hier die Beine in den Bauch stehe?«, fragte Marino.

Er bat sie, zurück zum Wagen zu gehen und die Zentrale anzurufen, worauf sie erwiderte, was denn aus seinem Funkgerät geworden sei oder ob die Polizei die Dinger abgeschafft hätte. Er antwortete, er habe es im Auto vergessen. Sie könne es ihm ja mitbringen, nachdem sie bei der Zentrale Verstärkung in Form eines Streifenwagens, Einbruchswerkzeugs und eines Rammbocks angefordert hätte. Lucy meinte, eine alte Tür wie diese ließe sich mit einem Stemmeisen öffnen. Doch Marino antwortete, das sei ihm zu wenig. Dieser elende Wicht von einem bekifften Doktor solle ruhig einen Turbo- Rammbock zu sehen bekommen, wie man sie zum Aufbrechen der Türen von Crack-Häusern verwendete. Dann würden sie ihn vermutlich gar nicht benutzen müssen, weil das Arschloch sie sofort hereinlassen würde. Außerdem solle Lucy auch einen Krankenwagen rufen, für den Fall, dass Eva Peebles ärztliche Hilfe brauchte.

Mrs. Peebles ging weder ans Telefon noch an die Gegensprechanlage. Marino konnte nicht feststellen, ob in ihrer Wohnung Licht brannte. Das Fenster, vor dem der Computer stand, war

dunkel.

Er hatte Lucy weder den Funkcode noch weitere Anweisungen geben müssen, denn sie wusste alles, was ein Cop wissen musste. Als er nun zusah, wie sie in sein Auto stieg, fühlte er sich an alte Zeiten erinnert. An damals, als sie noch zusammen Motorrad gefahren und zum Schießen gegangen waren, als sie gemeinsam ermittelt und sich zur Entspannung ein kühles Bier genehmigt hatten. Er fragte sich, was für eine Waffe sie wohl bei sich trug.

Dass sie bewaffnet war, stand für ihn fest, denn Lucy wäre niemals, nicht einmal in New York, ohne Waffe aus dem Haus gegangen. Außerdem erkannte er eine Pistol-Pete-Jacke auf den ersten Blick und hatte sofort bemerkt, dass sie eine anhatte, als sie aus dem Taxi gestiegen war, während er und der Officer den verpackten Stuhl zum Transporter schleppten. Die scheinbar ganz gewöhnliche Motorradjacke aus schwarzem Leder war mit einer abnehmbaren Außentasche ausgestattet, die groß genug für eine Pistole jeden Fabrikats war.

Vielleicht war es ja die Glock Kaliber 040 mit Lasersichtgerät, die er ihr vor einem Jahr zu Weihnachten geschenkt hatte, als sie beide noch in Charleston lebten. Das hätte wieder einmal bewiesen, was für ein Pechvogel er war. Als er sich aus ihrem Leben geschlichen hatte, hatte er nämlich keine Gelegenheit mehr gehabt, die Waffe auf sie umzumelden. Wenn sie also jemanden mit dem verdammten Ding um nietete, würde der Verdacht deshalb sofort auf ihn fallen. Gleichzeitig sagte ihm der Gedanke zu, die Waffe könnte ihr so wichtig sein, dass sie gegen das geltende New Yorker Gesetz verstieß und damit eine Gefängnisstrafe riskierte. Lucy würde sich nie verbieten lassen, eine Waffe zu tragen.

Sie stieg aus seinem Wagen und kam zurückgelaufen. Marino spielte mit dem Gedanken, den Stier bei den Hörnern zu packen und sie zu fragen, ob sie eine Waffe bei sich hatte, und wenn ja, welche. Doch er tat es nicht. Sie stellte sich neben Berger. Zwischen den beiden lief etwas, das war Marino ebenso wenig entgangen wie die Pistol-Pete-Jacke. Normalerweise stand oder saß Berger nie dicht bei anderen Menschen. Nie ließ sie es zu, dass jemand die unsichtbare Barriere durchbrach, die sie um sich errichtet hatte und die sie für unverzichtbar hielt. Doch nun berührte sie Lucy. Sie lehnte sich an sie und sah sie oft an.

Lucy reichte Marino sein Funkgerät.

»Offenbar bist du ein bisschen eingerostet. Zu lange keine richtige Polizeiarbeit mehr?«, meinte Lucy ernst und ohne eine Miene zu verziehen, auch wenn er ihr Gesicht in der Dunkelheit kaum erkennen konnte. »Es war keine gute Idee, das Funkgerät im Auto zu lassen. Kleine Versäumnisse wie diese können dazu führen, dass jemand zu Schaden kommt.«

»Wenn ich einen Kurs bei dir belegen will, melde ich mich an«, entgegnete er.

»Mal schauen, ob ich noch Plätze frei habe.«

Marino funkte die Verstärkung an, um festzustellen, wo die Kollegen waren.

»Wir biegen gleich um die Ecke«, lautete die Antwort. »Mit Blaulicht und Sirene«, sagte Marino. Er drückte auf den Knopf der Gegensprechanlage. »Hallo?«, meldete sich die Stimme.

»Dr. Wilson, Sie öffnen jetzt sofort die Tür. Sonst lasse ich sie aufbrechen!«

Eine Sirene heulte. Im nächsten Moment hörte er ein Surren und schob die Tür auf. In der kleinen Vorhalle machte er Licht. Direkt vor ihm führte eine gebohnerte alte Holztreppe nach oben. Marino zückte die Pistole und wies die Verstärkung per Funk an, Blaulicht und Sirene abzuschalten und die Vorderseite des Gebäudes im Auge zu behalten. Dann eilte er, gefolgt von Lucy und Berger, die Treppe hinauf.

Im zweiten Stock spürte er die kalte Luft, die durch die offene Dachluke hereinströmte. Auch hier brannte kein Licht. Marino tastete an der Wand nach dem Lichtschalter. Durch die Öffnung konnte er den Nachthimmel sehen. Eine Leiter war nicht in Sicht, und seine böse Vorahnung wuchs. Bestimmt lag die Leiter auf dem Dach. Im nächsten Moment bemerkte er, dass die Tür

von ID nur angelehnt war. Er schob Berger zur Seite und sah Lucy an. Marino stand unter Hochspannung, als er die Tür auftrat, so dass sie mit einem dumpfen Geräusch an die Wand prallte.

»Polizei!«, rief er und streckte die Pistole mit beiden Händen von sich. »Ist hier jemand? Polizei!«

Er brauchte Lucy nicht eigens aufzufordern, mit der Taschenlampe den Raum abzuleuchten, denn sie tat es bereits. Ihr Arm glitt an seiner Schulter vorbei. Als sie den Lichtschalter betätigte, tauchte ein alter, verschnörkelter Kronleuchter das Zimmer in einen weichen Schein. Marino und Lucy traten ein und bedeuteten Berger, sich hinter ihnen zu halten. Eine Zeitlang blieben sie reglos stehen. Während sie sich umsahen, lief Marino der kalte Schweiß den Rücken hinunter. Er wischte sich die Stirn mit dem Ärmel ab und warf einen Blick auf den mit braunem Cord bezogenen Lehnsessel, wo er vorhin noch gesessen, und auf das Sofa, wo Mrs. Peebles ihren Bourbon getrunken hatte. Der Flachbildfernseher an der Wand war eingeschaltet, allerdings ohne Ton. Der Hundeflüsterer redete lautlos auf einen Beagle mit gefletschten Zähnen ein.

In allen Zimmern waren die alten hölzernen Fensterläden geschlossen. Als Lucy auf eine Taste des Computers auf dem Schreibtisch drückte, erschien die völlig verwüstete Website von Gotham Gotcha auf dem Bildschirm.

Gotham Gotcha verwandelte sich in OH C Tha Maggot. Die New Yorker Skyline hob sich schwarz von einem blinkenden roten Hintergrund ab. Der Weihnachtsbaum vor dem Rockefeller Center stand im Central Park kopf, ein Schneesturm tobte, Blitze zuckten, und im Spielwarenladen FAO Schwarz donnerte es, bis kurz darauf die Freiheitsstatue explodierte.

Berger musterte schweigend den Monitor und starrte dann Lucy an.

»Macht weiter«, meinte Lucy zu Marino, was hieß, dass sie ihm und Berger Rückendeckung geben würde, während sie die Wohnung durchsuchten.

Marino sah in der Küche, auf der Gästetoilette und im Esszimmer nach und stand schließlich vor der geschlossenen Tür, die vermutlich ins Schlafzimmer führte. Er drehte den Türknauf aus Kristallglas, schob die Tür mit dem Fuß auf und zielte in alle Richtungen. Das Schlafzimmer war leer, das Doppelbett mit der karierten und mit Hunden bestickten Überdecke ordentlich gemacht. Auf dem Nachttisch stand ein leeres Glas. In einer Ecke bemerkte er einen kleinen Transportkorb für Haustiere. Von einem Hund oder einer Katze fehlte allerdings jede Spur.

Jemand hatte die Lampen von den Nachttischen genommen und sie zu beiden Seiten einer offenen Tür platziert, so dass ihr Schein auf schwarzweiße Fliesen fiel. Marino bezog Posten auf einer Seite der Badezimmertür und zielte mit seiner Pistole, als er eine Bewegung wahrnahm, bevor er erkannte, was es war.

Eva Peebles' magerer, nackter Körper hing an einer Kordel aus goldfarbenem Satin. Das eine Ende war um ihren Hals geschlungen, das andere an einer Kette an der Decke befestigt. Ihre Handgelenke und Knöchel waren mit durchscheinenden Plastikbändern fest zusammengeschnürt. Ihre Zehen schwebten dicht über dem Boden. Der kalte Wind, der durch das offene Fenster hineinwehte, war Grund für die unheimliche Bewegung, da die Leiche langsam im Luftzug hin und her schwang, wobei die Kordel sich erst in die eine, dann in die andere Richtung verdrehte.

Scarpetta befürchtete, dass die Person, die die zweiundsiebzigjährige Eva Peebles ermordet hatte, auch Terri Bridges auf dem Gewissen haben könnte. Und sie befürchtete, dass diese Person Oscar Bane war.

Dieser Gedanke war in dem Moment gekommen, als sie das Badezimmer betreten und die Lampen auf dem Boden gesehen hatte. Die Leiche hing an einer goldenen Kordel, die von

einem Vorhang im Esszimmer stammte und an eine kurze Eisenkette geknotet war. Der halbkugelförmige Schirm der Lampe aus Alabaster, an deren S-förmiger Aufhängung die Kette baumelte, lag in der Badewanne auf einem Haufen von Kleidern. Scarpetta, die an der Tür stand und Fotos machte, bemerkte, dass die Sachen an den Nähten aufgeschnitten waren. Offenbar hatte der Täter sie dem Opfer ausgezogen, nachdem er der Frau Hände und Füße gefesselt hatte. Vermutlich lebte sie zu diesem Zeitpunkt noch.

Auf dem geschlossenen weißen Toilettendeckel befanden sich unverkennbare Schuhabdrücke, nicht größer als die eines Knaben und mit auffälligem Profil. Allem Anschein nach war der Täter dort hinaufgeklettert, um die Lampe erreichen zu können. Eine Person von einem Meter achtundzwanzig Größe hätte das mühelos geschafft, insbesondere dann, wenn sie gut durchtrainiert war.

Falls es sich bei Oscar Bane also doch um den Täter handelte, hatte Scarpetta ihn völlig falsch eingeschätzt, und zwar zum Teil auf Grund der vom Maßband gelieferten Daten. Sie hatte sich von ihrem Pflichtgefühl als Ärztin leiten lassen, obwohl kein Platz für Irrtümer oder das Arztgeheimnis war, wenn es um Menschenleben ging. Vielleicht hätte sie ihre Meinung für sich behalten, Oscar die Polizei auf den Hals hetzen oder zumindest seine Entlassung aus dem Bellevue aktiv verhindern sollen. Sie hätte Berger einen Grund liefern können, ihn zu verhaften. Scarpetta hätte da einiges zu bieten gehabt, nicht zuletzt den Umstand, dass Oscar sich die Verletzungen selbst zugefügt, die Polizei belogen und einen Einbrecher erfunden hatte. Er hatte falsche Angaben gemacht, warum sein Mantel im Auto lag, und die Existenz eines Buches und einer CD in seiner Bibliothek vorgetäuscht. Der Zweck hätte die Mittel gerechtfertigt, denn dann hätte Oscar nicht frei herumlaufen und Eva Peebles aufhängen können.

Stattdessen hatte Scarpetta sich verhalten, als wäre sie Oscars gottverdammte Ärztin. Sie hatte den Fehler gemacht, Mitleid und Anteilnahme für ihn zu empfinden. Sie nahm sich vor, in Zukunft einen Bogen um Verdächtige zu machen und sich auf Patienten zu beschränken, die nicht mehr leiden konnten, denn es war leichter, den Toten zuzuhören, sie zu befragen und sie zu untersuchen.

Berger kehrte ins Schlafzimmer zurück und hielt Sicherheitsabstand. Sie hatte nämlich genug Erfahrung mit Tatorten und war im Gegensatz zu Scarpetta nicht von Kopf bis Fuß in Schutzkleidung gehüllt. Außerdem gehörte sie nicht zu den Menschen, bei denen die Neugier die Oberhand über einen kühlen Kopf gewann, und verhielt sich in jeder Situation vernünftig.

»Marino und Morales sind bei dem einzigen Nachbarn, der derzeit zu Hause ist«, erklärte Berger. »Einem Typen, den sich keiner als Hausarzt wünschen würde. Soweit ich informiert bin, herrschen in seiner Wohnung nur etwa fünfzehn Grad, weil sämtliche Fenster offen stehen. Das Gras kann man aber immer noch riechen. Wir haben vor dem Gebäude Kollegen postiert, die verhindern, dass jemand das Haus betritt. Lucy kümmert sich um den Computer im Wohnzimmer.«

»Hat dieser Nachbar denn nicht bemerkt, dass die verdammte Dachluke offen war und dass nirgendwo Licht brannte?«, fragte Scarpetta. »Wann, zum Teufel, ist er denn nach Hause gekommen?«

Sie sah sich noch immer um, ohne etwas zu berühren. Die Leiche drehte sich im flackernden Licht der Lampen weiterhin langsam an ihrer Kordel.

»Wir wissen nur, dass er gegen neun zurückgekehrt sein will und das Licht zu diesem Zeitpunkt noch an war. Die Dachluke soll auch geschlossen gewesen sein«, erwiderte Berger. »Angeblich ist er vor dem Fernseher eingeschlafen und hat nicht gehört, dass jemand ins Haus eingedrungen ist, vorausgesetzt, wir können ihm das glauben.«

»Ich denke, das können wir.«

»Die Leiter zur Dachluke wird hier oben in einem Werkzeugschrank aufbewahrt. Genauso wie gegenüber. Laut Benton befindet sich diese Leiter eindeutig auf dem Dach. Entweder kannte sich der Täter im Haus aus oder ist mit Gebäuden wie diesem und Terris vertraut und musste die Leiter deshalb nicht lange suchen. Dann ist er einfach durch die Dachluke gestiegen und hat die Leiter hochgezogen.«

»Und wie soll er ins Haus gekommen sein?«

»Momentan verfolgen wir die Theorie, dass sie ihn selbst reingelassen hat. Das Licht hat er vermutlich auf dem Weg nach oben in ihre Wohnung ausgemacht. Offenbar kannte sie ihn oder hatte zumindest keine Angst vor ihm. Außerdem behauptet der Nachbar, keine Schreie gehört zu haben, was interessant ist. Ist es denn möglich, dass sie nicht geschrien hat?«

»Ich erzähle dir jetzt, was ich hier sehe«, entgegnete Scarpetta. »Vielleicht beantwortet das deine Frage. Erstens erkenne ich schon aus der Entfernung an ihrem geröteten Gesicht, der heraushängenden Zunge, der in einem steilen Winkel dicht unterhalb ihres Kinns verlaufenden und hinter dem rechten Ohr verknoteten Schlinge sowie dem Fehlen anderer offensichtlicher Würgemale, dass es sich vermutlich um Tod durch Erhängen handelt. Ich denke nicht, dass sie zuerst mit einer Garotte erdrosselt oder mit einer Würgefessel malträtiert und anschließend mit einer Vorhangkordel an der Lampenfassung aufgehängt worden ist.«

»Jetzt bin ich genauso schlau wie vorher«, sagte Berger. »Denn ich begreife einfach nicht, warum sie nicht geschrien hat. Wenn einem jemand die Hände hinter dem Rücken und dann die Fußknöchel zusammenschnürt, und zwar ziemlich fest mit einer Art Plastikfessel. Zu allem Überfluss war sie nackt … «

»Keine Plastikfessel. Es scheinen die gleichen Bänder zu sein wie bei Terri Bridges. Außerdem wurden ihr, eine weitere Gemeinsamkeit mit dem Mord an Terri, die Kleider vom Leibe geschnitten. Ich glaube, er will uns mitteilen, dass er einem ganz bestimmten zeitlichen Ablauf folgt, und dabei gibt er sich alle erdenkliche Mühe. Selbst die Lampen hat er eigens dort hingestellt, damit wir etwas sehen können, denn die einzige Beleuchtung im Bad hatte er ja abmontiert und ebenfalls in die Badewanne gelegt.«

»Du nimmst also an, dass er die Lampen für uns drapiert hat?«

»Zuerst einmal für sich selbst. Schließlich brauchte er Licht, um sein Werk zu vollenden. Dann hat er sie stehen gelassen, damit derjenige, der die Leiche findet, sofort ins Bad läuft. Das erhöht den Schockeffekt.«

»Erinnert mich an Gainesville. Der abgehackte Kopf im Bücherregal«, sagte Berger und blickte an Scarpetta vorbei auf die Leiche, die sich immer noch in einem makabren und grausigen Todestanz drehte.

»In gewisser Weise«, antwortete Scarpetta. »Das und die Tatsache, dass die Leiche ständig in Bewegung bleibt, vermutlich der Grund, warum das Fenster offen steht. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich um den letzten Pinselstrich, bevor er sich aus dem Staub gemacht hat.«

»Außerdem beschleunigt er auf diese Weise künstlich das Auskühlen der Leiche.«

»Ich denke, das war ihm egal«, entgegnete Scarpetta. »Sicher hat er das Fenster aufgemacht, damit der Wind hereinweht und genau diesen Effekt erzeugt. Er wollte sie zum Tanzen bringen.«

Schweigend beobachtete Berger die sich drehende Leiche. Scarpetta nahm ihre Kamera und zwei Chemiethermometer mit LED-Anzeige aus ihrem Tatortkoffer.

»Da wir hier von anderen Gebäuden umgeben sind«, stellte sie mit harter Stimme fest, »hat er zumindest die Fensterläden schließen müssen, während er hier sein Unwesen trieb. Ansonsten hätte jemand die ganze Folterszene beobachten, sie mit dem Mobiltelefon filmen und sie bei

YouTube ins Netz stellen können. Deshalb war es ziemlich kaltblütig von ihm, die Fensterläden zu öffnen, bevor er ging, nur damit der Wind hereinwehte und für diesen Effekt sorgte.«

»Tut mir leid, dass du Marino unter diesen Umständen wiedertreffen musstest«, sagte Berger, die Scarpettas Zorn zwar spürte, aber den Grund dafür nicht kannte.

Allerdings hatte Scarpettas Missstimmung nichts mit Marino zu tun. Sie hatte sich mit dem Problem auseinandergesetzt und betrachtete es für den Moment als mehr oder weniger abgehakt. Jetzt gab es Wichtigeres zu tun. Berger war mit Scarpettas Verhalten am Tatort nicht vertraut, weil sie sie noch nie zu einem begleitet hatte und deshalb ihre Reaktion auf einen grausigen Anblick wie diesen nicht kannte - insbesondere dann nicht, wenn sie befürchten musste, dass sie diesen Mord hätte verhindern können.

Es musste ein grauenhafter Tod gewesen sein. Eva Peebles hatte große Schmerzen und entsetzliche Angst ausgestanden, als der Mörder sie aus reinem Sadismus gefoltert hatte. Ein Wunder - und auch ein Jammer -, dass sie nicht durch einen Herzinfarkt erlöst worden war.

Nach dem steilen Winkel der Kordel um ihren Hals zu urteilen, hatte sie nicht sofort das Bewusstsein verloren, sondern war qualvoll erstickt, da der Strick unter dem Kinn ihr die Luft abgeschnürt hatte. Bis man wegen Sauerstoff mangels besinnungslos wurde, konnte es mehrere Minuten dauern, die dem Opfer bestimmt wie eine Ewigkeit erschienen waren. Sicher hätte sie wie wild um sich getreten, hätte der Täter ihr nicht die Füße gefesselt, was genau der Grund dafür gewesen sein mochte. Möglicherweise hatte er seine Technik nach dem Mord an Terri Bridges perfektioniert, da er dabei gelernt hatte, seine Opfer besser nicht mit den Beinen strampeln zu lassen.

Scarpetta konnte keine Spuren eines Kampfes entdecken, nur eine Abschürfung am linken Schienbein. Allerdings ließ sich bis jetzt nur feststellen, dass diese erst vor kurzer Zeit entstanden war.

»Meinst du, sie war schon tot, als er sie aufgehängt hat?«, erkundigte sich Berger.

»Nein, auf keinen Fall. Ich glaube, er hat sie gefesselt, ihr die Kleider vom Leib geschnitten, die Sachen in die Wanne gelegt, ihr die Kordel um den Hals gewickelt und sie so weit hochgezogen, bis die Schlinge durch ihr eigenes Körpergewicht eng genug geworden war, um ihr die Luftröhre abzuschnüren«, erklärte Scarpetta. »Wegen der Fesseln konnte sie sich nicht wehren. Außerdem ist sie sehr zierlich, höchstens eins sechzig groß und etwa achtundvierzig Kilo schwer. Für den Täter ein Leichtes, sie zu überwältigen.«

»Sie saß nicht auf einem Stuhl. Also musste sie nicht ihre eigene Ermordung beobachten.«

»Diesmal vermutlich nicht. Wir sollten Benton nach dem Grund fragen. Vorausgesetzt, wir haben es mit demselben Mörder zu tun.«

Scarpetta fotografierte weiter. Es war ihr wichtig, alles optisch fest zuhalten, bevor sie den Tatort weiter untersuchte. »Zweifelst du etwa daran? «, wollte Berger wissen.

»Ich erläutere dir nur, was ihre Leiche mir erzählt, nämlich, dass dieser Mord und der an Terri eindeutig Gemeinsamkeiten aufweisen.«

Die Blende klickte, der Blitz leuchtete auf.

Die Hände auf dem Rücken verschränkt, trat Berger an die Tür und blickte in den Raum. »Marino ist bei Lucy im Wohnzimmer. Sie ist überzeugt, dass das Opfer Verbindungen zu Gotham Gotcha hatte.«

»Die Seite abstürzen zu lassen war keine gute Lösung«, erwiderte Scarpetta, ohne sich umzudrehen. »Hoffentlich gelingt es dir, ihr das klarzumachen. Auf mich hört sie ja meist nicht.«

»Sie hat ein Autopsiefoto von Marilyn Monroe erwähnt.« »Es war keine gute Lösung«, wiederholte Scarpetta, begleitet vom Zucken des Blitzlichts. »Ich wünschte, sie hätte es nicht getan.«

Die Leiche drehte sich langsam an der verzwirbelten Kordel. Eva Peebles' blaue Augen starrten stumpf und weit aufgerissen aus dem mageren, runzligen Gesicht. Strähnen ihres schneeweißen Haares hatten sich in der Schlinge verfangen. Als einziges Schmuckstück trug sie links ein dünnes Fußkettchen, genau wie Terri Bridges.

»Hat sie es zugegeben?«, hakte Scarpetta nach. »Oder hast du es nach der Ausschlussmethode rausgekriegt? «

»Mir gegenüber hat sie gar nichts zugegeben. Und es wäre mir auch lieber, wenn das so bliebe.«

»Es gibt offenbar eine ganze Menge Dinge, die du lieber nicht von ihr hören möchtest«, entgegnete Scarpetta.

»Ich habe ihr genug zu sagen, und zwar auf eine Art und Weise, die niemanden in Schwierigkeiten bringt«, entgegnete Berger. »Aber ich verstehe genau, was du meinst.«

Scarpetta musterte den schwarzweiß gefliesten Boden, bevor sie den ersten von einem Überschuh aus Papier geschützten Fuß in den Raum setzte. Das eine Thermometer legte sie auf den Badewannenrand, das andere steckte sie Eva Peebles unter die linke Achselhöhle.

»Soweit ich es nachvollziehen kann«, fuhr Berger fort, »hat das Virus, das die Website zum Absturz gebracht hat, ihr auch ermöglicht, sich einzuhacken. Mit dieser Methode hat sie sich Zugriff auf Eva Peebles' E-Mail- Verkehr verschafft, frag mich nicht, wie. Lucy hat einen Ordner entdeckt, der praktisch jede jemals in Gotham Gotcha veröffentlichte Kolumne enthält, einschließlich der von heute Morgen und von heute Nachmittag. Außerdem hat sie das Foto von Marilyn Monroe gefunden, das Eva Peebles offenbar geöffnet hat. Mit anderen Worten, diese Frau« - damit meinte sie die Ermordete - »hat die Kolumne nicht selbst geschrieben. Sie wurden ihr von verschiedenen IP-Adressen, die laut Lucy anonymisiert sind, per E-Mail geschickt. Da es sich hier wieder um einen Mord mit möglichem E-Mail-Zusammenhang handelt, wird der Provider uns sicherlich verraten müssen, wem das Konto gehört.«

Scarpetta reichte ihr Notizblock und Stift. »Möchtest du mitschreiben? Raumtemperatur sechzehn Grad, Körpertemperatur neunundzwanzig Komma sieben. Das verrät uns nicht viel, da sie unbekleidet ist und es im Raum immer kühler wird. Leichenstarre noch nicht eingetreten. Auch nicht weiter überraschend. Auskühlung verzögert sie nämlich. Wann genau hat sie denn die Polizei angerufen?«

»Exakt um acht Uhr neunundvierzig.« Berger machte sich Notizen. »Allerdings haben wir keine Ahnung, wann sie in der Tierhandlung war. Es muss etwa eine Stunde vor ihrem Anruf bei der Polizei gewesen sein.«

»Ich würde mir gern das Band anhören«, sagte Scarpetta. Sie umfasste die Hüften der Leiche, um die ständigen langsamen Umdrehungen aufzuhalten, betrachtete sie gründlich, leuchtete sie mit der Taschenlampe ab und entdeckte eine glänzende Substanz im Vaginalbereich.

»Uns ist bekannt, dass sie angeblich Jake Loudin begegnet war. Wenn er also der Letzte ist, der sie lebend gesehen hat ... ? «, stellte Berger fest.

»Die Frage ist, ob er wirklich der Letzte war. Könnte eine persönliche Beziehung zwischen Jake Loudin und Terri Bridges bestehen?«

»Vielleicht rein zufällig.«

Berger berichtete ihr von Marinos Befragung vom Nachmittag und von dem Welpen, einem Boston Terrier namens Ivy, den Terri hatte loswerden wollen. Sie fügte hinzu, es stehe nicht fest, wer Terri den kranken Welpen geschenkt habe. Vielleicht Oscar. Vielleicht eine dritte Person. Möglicherweise stammte der Hund ja aus einer von Jake Loudins Zoohandlungen. Aber das sei im Nachhinein nicht mehr herauszufinden.

»Ich brauche nicht eigens zu betonen, dass er ziemlich außer sich ist«, sprach Berger weiter

und meinte damit Marino. »Es ist der Albtraum jedes Polizisten, wenn ein Zeuge nach der Befragung ermordet wird. Man macht sich Vorwürfe, ob man es nicht hätte verhindern können.«

Scarpetta hielt die Leiche fest und musterte die gallertartige Masse, die in dem grauen Schamhaar und an den Schamlippen klebte. Das Fenster wollte sie nicht schließen, bevor die Polizei die Spuren dort nicht mit den geeigneten Methoden gesichert hatte.

»Irgendein Gleitmittel«, sagte sie. »Kannst du nachfragen, ob Lucys Flugzeug schon in LaGuardia gestartet ist?«

Berger rief sie vom drei Türen entfernten Wohnzimmer aus an.

»In diesem Fall ist es kein Pech, sondern Glück«, meinte sie zu Lucy. »Wir müssen nämlich noch etwas mitschicken. Spitze. Vielen Dank.«

»Sturmwarnung«, erklärte sie Scarpetta, nachdem sie das Telefonat beendet hatte. »Die Maschine steht noch auf dem Rollfeld.«

29

Die auf dem Toilettensitz in Eva Peebles' Badezimmer sichergestellten Schuhabdrücke stimmten dem Profil nach genau mit den Schuhen überein, die Oscar Bane an dem Abend getragen hatte, an dem er Terris Leiche gefunden haben wollte.

Noch belastender waren die Fingerabdrücke an dem Lampenschirm, den der Mörder von der Decke genommen und in die Badewanne gelegt hatte - sie stammten ebenfalls von Oscar. Kurz nach Mitternacht wurde der Haftbefehl erlassen und per Funk und im Internet bekannt gegeben, dass Oscar nun auf der Fahndungsliste stand.

Inzwischen nannte man ihn nicht mehr »Killerzwerg«, sondern »Monsterzwerg«, und die Polizei fahndete im ganzen Land nach ihm. Morales hatte auch Interpol verständigt, für den Fall, dass es Oscar gelingen sollte, dem Flughafensicherheitsdienst und den Grenzkontrollen durch die Maschen zu schlüpfen und die Vereinigten Staaten zu verlassen. Viele Zeugen wollten ihn angeblich gesehen haben. Um drei Uhr morgens meldete eine Nachrichtensendung, viele Kleinwüchsige, insbesondere junge Männer, wagten sich inzwischen aus Angst vor Belästigung oder noch Schlimmerem nicht mehr aus dem Haus.

Inzwischen war es Mittwochmorgen kurz vor fünf. Scarpetta, Benton, Morales, Lucy, Marino und eine Ermittlerin aus Baltimore, die darauf bestand, mit ihrem Nachnamen Bacardi - angesprochen zu werden, saßen schon seit Stunden im Wohnzimmer von Bergers Penthousewohnung. Auf dem Couchtisch türmten sich Fotos und Fallakten, und überall standen Kaffeebecher und Tüten von einem nahe gelegenen Imbiss herum, der die ganze Nacht geöffnet hatte. Stromkabel verbanden Laptops mit den Steckdosen an den Wänden. Alle Anwesenden bearbeiteten ihre Tastaturen, blätterten in Akten oder erörterten den Fall.

Lucy saß, ihr MacBook auf dem Schoß, im Schneidersitz in einer Ecke des geschwungenen Sofas, warf hin und wieder einen Blick auf Morales und fragte sich, ob sie nicht im Begriff war, sich in etwas zu verrennen. Berger hatte eine Flasche Knappogue Castle Single Malt - einen irischen Whiskey, Jahrgang einundfünfzig - und eine Flasche dreißigjährigen Brora Single Malt Scotch im Haus, deutlich sichtbar durch die Glasscheibe der Hausbar gegenüber. Ihr waren die Flaschen beim Betreten des Zimmers sofort aufgefallen. Und als Morales ihren Blick bemerkt hatte, war er hingegangen, um sie sich aus der Nähe anzusehen.

»Ein Mädchen mit meinem Geschmack«, hatte er gesagt. Sein Tonfall hatte in Lucy ein beklommenes Gefühl ausgelöst, das sie einfach nicht loswurde und das sie daran hinderte, sich zu konzentrieren. Berger hatte neben ihr im Loft gesessen, als sie das vermeintliche Interview gelesen hatte. Darin hatte Scarpetta Terri Bridges angeblich erzählt, sie trinke Whisky, der sicher mehr koste als Terris Lehrbücher. Warum hatte Berger geschwiegen? Wie konnte sie

diese äußerst seltenen und teuren Whiskymarken im Schrank haben, ohne es Lucy gegenüber zu erwähnen?

Berger trank dieses Zeug. Nicht Scarpetta. Und noch beunruhigender war die Vorstellung, in wessen Gesellschaft sie das wohl tat. Dieser Gedanke war ihr beim Anblick von Morales' Miene, als sie die Flaschen in der Hausbar bemerkt hatte, sofort gekommen. Sein Grinsen war beinahe selbstgefällig gewesen, und während er sie nun betrachtete, stand ein Funkeln in seinen Augen, als hätte er einen Wettbewerb gewonnen, von dem Lucy nichts wusste.

Bacardi und Scarpetta debattierten heftig, und zwar schon seit einer geraumen Zeit.

»Nein, nein, nein, Oscar kommt bei meinen beiden Leichen nicht als Täter in Frage.« Bacardi schüttelte den Kopf. »Hoffentlich trete ich niemandem auf die Zehen, wenn ich das Wort Zwerg benutze, aber an „kleinwüchsig“ kann ich mich einfach nicht gewöhnen. Schließlich bin ich auch nicht gerade die Größte, und außerdem bringt man einem alten Hund keine neuen Tricks mehr bei. Ich bin froh, wenn ich nicht die vergesse, die ich schon kann.«

Bacardi war zwar ziemlich klein, allerdings nicht kleinwüchsig. Lucy hatte im Leben schon zahlreiche Bacardis kennengelernt. Die meisten fuhren Harleys, Frauen um die eins fünfzig, die darauf bestanden, auf den dicksten Maschinen herumzukurven, acht Zentner Metall, obwohl ihre Füße dabei kaum den Boden berührten. Am Anfang ihrer Laufbahn bei der Polizei von Baltimore hatte Bacardi einer Motorradeinheit angehört, was man ihrem Gesicht ansah - einem Gesicht, das zu oft Sonne und Wind ausgesetzt gewesen war. Außerdem kniff sie häufig die Augen zusammen und verzog finster das Gesicht.

Sie hatte kurzes rotes Haar und leuchtend blaue Augen und war stämmig, ohne dick zu sein. Offenbar hatte sie beschlossen, sich fein zu machen, als sie sich für eine braune Lederhose, Cowboystiefel und einen Pulli mit Schalkragen entschieden hatte, der den winzigen eintätowierten Schmetterling an ihrer linken Schulter und viel Dekollete sehen ließ, sobald sie sich vorbeugte, um etwas aus ihrem auf dem Boden stehenden Aktenkoffer zu nehmen. Sie hatte auf ihre Art eine erotische Ausstrahlung und war humorvoll. Ihr Alabama-Akzent war so dick wie Karamellpudding. Außerdem fürchtete sie sich vor nichts und niemandem. Marino konnte den Blick nicht von ihr abwenden, seit sie - beladen mit drei Kartons voller Akten zu den vor fünf Jahren in Baltimore und Greenwich begangenen Morden - hereingekommen war.

»Ich will ja auch gar nicht darauf hinaus, ob ein Kleinwüchsiger die Tat verübt haben kann«, entgegnete Scarpetta.

Im Gegensatz zu den meisten anderen war sie stets so höflich, mit dem Tippen aufzuhören und vom Computerbildschirm aufzuschauen, wenn sie mit jemandem sprach.

»Aber er hätte es nicht gekonnt«, beharrte Bacardi. »Ich möchte mich ja nicht ständig wiederholen, doch ich will sichergehen, dass mich auch alle verstanden haben. Okay?«
Sie sah sich um.

»Okay«, wiederholte sie. »Mein Opfer, Bethany, war fast eins achtzig. Um von einem eins achtundzwanzig großen Täter mit einer Garotte erdrosselt zu werden, hätte sie sich auf den Boden legen müssen.«

»Ich möchte nur betonen, dass sie mit einer Garotte erdrosselt wurde, und zwar auf der Grundlage der Fotos und der Autopsieergebnisse, die Sie mir gezeigt haben«, erwiderte Scarpetta geduldig. »Der Winkel der Würgemale an ihrem Hals, die Tatsache, dass mehrere davon vorhanden sind, und so weiter und so fort. Damit will ich mich nicht auf die Person des Täters festlegen.«

»Aber ich. Ich spreche davon, wer als Täter in Frage kommt. Bethany hat nicht mit den Beinen gestrampelt oder sich gewehrt. Wenn doch, hat sie sich dabei wie durch ein Wunder keine Verletzungen zugezogen. Ich bin sicher, dass ein Mensch von normaler Größe hinter sie

getreten ist und dass die beiden standen. Wahrscheinlich hat er sie dabei von hinten vergewaltigt, weil ihn das angemacht hat. Genauso war es bei Rodrick. Der Junge stand, und der Täter war hinter ihm. In meinen Fällen hatte der Mörder den Vorteil, dass er kräftig genug gebaut war, um seine Opfer zu überwältigen. Er hat sie eingeschüchtert, so dass sie sich von ihm die Hände auf dem Rücken fesseln ließen. Offenbar haben sie sich beide nicht gesträubt.«

»Ich frage mich, wie groß Rodrick war«, sagte Benton. Sein Haar war zerzaust, und die Bartstoppeln in seinem Gesicht erinnerten Lucy an Salz.

Man sah ihm die zwei schlaflosen Nächte an.

»Eins dreiundsiebzig«, antwortete Bacardi. »Einundsechzig Kilo. Mager und nicht sehr kräftig. Kein Kämpfer.«

»Wir können also feststellen, dass alle Opfer eines gemeinsam haben«, fuhr Benton fort. »Das heißt, die Opfer, die wir kennen. Sie waren leichte Beute, behindert oder auf sonstige Weise körperlich unterlegen.«

»Sofern der Mörder nicht Oscar ist«, hielt Berger den anderen vor Augen. »Dann ändern sich die Kräfteverhältnisse. In diesem Fall spielt es nämlich keine Rolle, ob man ein dünnes Bürschen auf Oxycodon ist. Wenn man von einem eins achtundzwanzig großen Täter angegriffen wird, ist man nicht notwendigerweise im Nachteil. Ich wiederhole mich zwar nur ungern, aber welche Erklärung gibt es sonst für seine Fingerabdrücke am Tatort Eva Peebles? Und die Abdrücke eines Brook Ariel, Größe sechsunddreißig, zufälligerweise genau die Größe und das Modell, das Oscar trägt?«

»Wir dürfen auch nicht vergessen, dass er verschwunden ist«, ergänzte Marino. »Obwohl er wissen muss, dass wir ihn suchen, hat er sich lieber aus dem Staub gemacht. Er könnte sich doch genauso gut stellen. Es wäre in seinem eigenen Interesse und weniger riskant für ihn.«

»Du sprichst hier von einem Menschen, der an schwerer Paranoia leidet«, wandte Benton ein. »Nichts auf der Welt könnte ihn davon überzeugen, dass es sicherer für ihn wäre, sich zu stellen.«

»Das muss nicht unbedingt stimmen«, widersprach Berger und sah Scarpetta an.

Da diese gerade Autopsiefotos durchblätterte, bemerkte sie Bergers forschenden Blick nicht.

»Ich glaube nicht«, entgegnete Benton, als hätte er Bergers Gedanken gelesen. »Er würde es nicht einmal für sie tun.« Lucy kam zu dem Schluss, dass Berger plante, Scarpetta als Lockvogel einzusetzen.

»Wie sollen wir ihm die Nachricht denn zukommen lassen? Außer sie ruft ihn zu Hause an. Vielleicht kann er ja der Versuchung nicht widerstehen, seinen Anrufbeantworter abzuhören.«

»Nie im Leben«, beharrte Benton. »Versetzt euch einmal in Oscars Gedankenwelt hinein. Wer sollte ihn denn anrufen, mit dem er sprechen will? Der einzige Mensch, der ihm wichtig war und dem er offenbar vertraut hat, ist tot. Ich vermute außerdem, dass er Kay inzwischen nicht mehr traut. Jedenfalls wird er sicher nicht mit der Fernabfrage seine Nachrichten abhören. Er geht doch sowieso schon davon aus, dass er überwacht und ausspioniert wird, meiner Ansicht nach sein wichtigster Grund, sich zu verstecken. Ganz sicher wird er sich nicht dem Risiko aussetzen, wieder auf den Radarschirm seiner Feinde zu geraten.«

»Was ist mit E-Mails?«, schlug Marino vor. »Sie könnte ihm doch eine Mail schicken, und zwar von der Adresse Scarpetta612. Schließlich glaubt er ja wirklich, dass du das bist.«

Er betrachtete Scarpetta, während diese den Blick über die Anwesenden schweifen ließ, die angeregt debattierten, wie sie Oscar dazu bringen könnten, sich der Polizei zu stellen. Lucy erkannte an ihrer Miene, dass sie nicht die geringste Lust hatte, für Oscar Bane den Lockvogel zu spielen. Der Unterschied war nur, dass sie es inzwischen konnte, denn sie war nicht mehr an die ärztliche Schweigepflicht gebunden. Oscar war auf der Flucht vor der Polizei. Es lag ein

Haftbefehl gegen ihn vor, und wenn nicht ein Wunder geschah, würde er festgenommen, vor Gericht gestellt und verurteilt werden. Lucy wollte sich lieber gar nicht erst ausmalen, was im Gefängnis mit ihm geschehen würde.

»Bestimmt vermutet er, dass wir seine E-Mails gelesen haben«, stellte Lucy fest. »Also wird er sie auch nicht abfragen. Ansonsten müsste er dumm, völlig verzweifelt oder kurz vor dem Durchdrehen sein. Ich stimme Benton zu. Wollt ihr meinen Vorschlag hören? Versucht es mit dem Fernsehen. Sofern er nicht befürchtet, jemanden auf seine Spur zu führen, wenn er in einem Holiday Inn den Fernseher einschaltet, ist der wahrscheinlich sein einziger Kontakt zur Außenwelt. Bestimmt sieht er sich die Nachrichten an.«

»Du könntest auf CNN an ihn appellieren«, meinte Berger. »Ich finde das genial«, sagte Morales. »Bitten Sie Oscar auf CNN, sich zu stellen. Unter diesen Umständen ist das die beste Methode, sein verpfuschtes Leben zu retten.«

»Er könnte sich bei der nächsten Niederlassung des FBI melden«, fügte Benton hinzu. »Dann bräuchte er nicht zu befürchten, irgendeinem Dorfsheriff in die Hände zu fallen. Hängt davon ab, wo er gerade ist.«

»Wenn er das FBI anruft, werden die sich mit der Verhaftung brüsten«, widersprach Morales.

»Wen interessiert es, wer sich mit was brüstet?«, fiel ihm Marino ins Wort. »Meiner Ansicht nach hat Benton recht.« »Ich stimme ebenfalls zu«, sagte Bacardi. »Er sollte das FBI anrufen.«

»Danke, dass hier alle die Entscheidungen für mich treffen«, wandte Berger ein. »Aber ich teile eure Auffassung. Es wäre gefährlich, wenn er an die falschen Leute geriete. Und falls er sich zufällig nicht mehr in den USA aufhält, könnte er sich trotzdem beim FBI melden. Solange er nur wieder nach New York gebracht wird, ist mir egal, wer ihn verhaftet.«

Sie sah Morales an.

»Wer hier die Lorbeeren einheimst, ist nicht unser Problem«, fügte sie hinzu.

Er erwiderte ihren Blick und zwinkerte Lucy dann zu. Dieser Dreckskerl.

»Ich werde ihn nicht auf CNN bitten, sich zu stellen«, verkündete Scarpetta. »Das entspricht weder meiner Person, noch gehört es zu meinen Aufgaben. Ich beziehe keine Position.«

»Meinen Sie das ernst?«, wunderte sich Morales. »Soll das heißen, dass Sie nicht hinter den Bösen her sind? Dr. CNN ist doch immer auf Verbrecherjagd. Geben Sie sich einen Ruck. Sie wollen Ihren Ruf wohl nicht wegen eines Zwerges aufs Spiel setzen.«

»Damit meint sie, dass sie sich als Beistand des Opfers sieht«, erklärte Benton.

»Juristisch betrachtet ist das richtig«, ergänzte Berger. »Sie arbeitet weder für mich noch für die Verteidigung.«

»Falls alle damit fertig sind, über mich bestimmen zu wollen, und niemand mehr eine Frage hat, würde ich jetzt gern nach Hause gehen«, sagte Scarpetta und stand auf. Sie wurde von Minute zu Minute wütender.

Lucy versuchte, sich zu erinnern, wann sie ihre Tante zum letzten Mal so zornig erlebt hatte - insbesondere in Gegenwart anderer. Es passte so gar nicht zu ihr.

»Wann wird Dr. Lester voraussichtlich mit der Obduktion von Eva Peebles anfangen? Das heißt, dass sie sich tatsächlich an die Arbeit macht, nicht, welchen Zeitpunkt sie dafür vorschlägt. Ich habe nämlich nicht vor, stundenlang sinnlos in der Gerichtsmedizin herumzusitzen, und kann leider ohne sie nicht weiterermitteln. Es ist ein Jammer, dass sie dafür zuständig ist.«

Scarpetta sah Morales an. Er hatte Dr. Lester vom Tatort aus angerufen.

»Darauf habe ich keinen Einfluss«, erwiderte Berger. »Ich könnte mit dem Chief Medical Examiner sprechen, doch das ist keine gute Idee. Ich hoffe, du hast Verständnis dafür. Er findet ohnehin schon, dass ich mich zu viel einmische.«

»Das liegt daran, dass Sie es tun«, meinte Morales. »Jaime, die überall ihre Nase hineinsteckt. So redet man wenigstens über Sie.«

Berger stand auf, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, und sah auf ihre sündteure Uhr.

»Sie hat von sieben Uhr gesprochen, richtig?«, fragte sie Morales.

»Ja, das hat Lester gesagt.«

»Wenn Sie sich so gut mit ihr verstehen, könnten Sie vielleicht herausfinden, ob sie tatsächlich um sieben anfangen will. Schließlich möchte Kay nach einer durchgearbeiteten Nacht nicht mit dem Taxi hinfahren und dann dort herumsitzen.«

»Wissen Sie, was?«, wandte sich Morales an Scarpetta. »Ich fahre zu ihr und hole sie ab. Was halten Sie davon? Und wenn wir unterwegs sind, rufe ich Sie an. Ich könnte Sie auch abholen.«

»Ihre beste Idee seit langem«, meinte Berger zu ihm. »Danke, doch ich bin lieber unabhängig. Aber rufen Sie mich bitte an«, erwiderte Scarpetta.

Als Berger, die Scarpetta und Benton zur Tür begleitet hatte, zurückkehrte, schlug Marino vor, neuen Kaffee zu kochen. Lucy folgte Berger in die geräumige, mit Edelstahl, wurmstichigem Kastanienholz und Granit ausgestattete Küche und beschloss, dass sie jetzt reinen Tisch machen musste. Bergers Antwort würde bestimmen, wie es mit ihnen weitergehen würde.

»Musst du auch los?« Bergers Tonfall war vertraulich, als sie Lucy in die Augen blickte und eine Tüte Kaffee öffnete. »Die Whiskys in deiner Hausbar«, begann Lucy, spülte die Kaffeekanne aus und füllte sie mit Wasser. »Welche Whiskys?« »Du weißt genau, welche ich meine«, entgegnete Lucy. Berger nahm ihr die Kanne ab und goss das Wasser in die Kaffeemaschine.

»Nein, das tue ich nicht«, erwiderte sie. »Soll das heißen, du hättest gern ein Schlückchen, damit dir nicht die Augen zufallen?«

»Das ist kein Scherz, Jaime.«

Berger schaltete die Kaffeemaschine an und lehnte sich an die Arbeitsfläche. Sie schien wirklich nicht zu verstehen, was Lucy von ihr wollte, aber Lucy glaubte ihr nicht.

Sie erwähnte den irischen Whiskey und den Scotch in Bergers Hausbar.

»Die Flaschen stehen im obersten Regal hinter einer Glasscheibe in deiner verdammten Hausbar«, fügte sie hinzu. »Man kann sie nicht übersehen.«

»Greg«, antwortete Berger. »Er sammelt sie. Und ich habe sie wirklich übersehen.«

»Er sammelt sie? Ich wusste gar nicht, dass er weiterhin hier wohnt«, gab Lucy zurück. Noch nie im Leben hatte sie sich so elend gefühlt.

»Ich wollte damit sagen, dass sie ihm gehören«, erklärte Berger ruhig wie immer. »Wenn du die Schränke aufmachst, wirst du ein Vermögen in Form von Single Malt in limitierter Auflage finden. Ich habe nicht darauf geachtet und auch nicht daran gedacht, weil ich seine kostbaren Whiskys nicht trinke. Das habe ich noch nie getan.«

»Wirklich? «, hakte Lucy nach. »Warum weiß Morales dann, dass du sie hast?«

»Das ist erstens eine alberne Unterstellung und zweitens nicht der richtige Ort und Zeitpunkt«, erwiderte Berger leise. »Bitte hör auf damit.«

»Er hat die Flaschen angeschaut, als verrieten sie ihm etwas. War er schon einmal in dieser Wohnung?«, fragte Lucy. »Vielleicht ist die Sache mit der Tavern on the Green doch nicht nur leeres Gerede.«

»Darauf muss ich nicht antworten, und ich werde es auch nicht. Außerdem kann ich nicht«, meinte Berger, ohne die Stimme zu erheben und in fast sanftem Ton. »Wärst du bitte so gut zu fragen, wer einen Kaffee will und Milch und Zucker braucht?«

Lucy marschierte aus der Küche, allerdings ohne die Anweisung auszuführen. Stattdessen zog sie den Stecker aus der Steckdose, wickelte sich in aller Seelenruhe das Kabel um die Hand

und verstaute es in einer Tasche ihres Nylonkoffers. Dann packte sie das MacBook ein.
»Ich muss ins Büro«, meinte sie zu den anderen, als Berger zurückkehrte.
Diese erkundigte sich nach dem Kaffee, als ob alles in bester Ordnung gewesen wäre.
»Wir haben uns den Mitschnitt von dem Anruf bei der Zentrale noch nicht angehört«, fiel Bacardi plötzlich ein. »Es würde mich interessieren. Die anderen auch?«
»Ich stimme dafür«, sagte Marino.
»Ich bin nicht neugierig darauf«, erwiderte Lucy. »Falls es jemand für wichtig hält, kann er mir ja die Tondatei mailen. Wenn ich etwas Neues rauskriege, melde ich mich. Ich finde allein hinaus«, sagte sie zu Jaime Berger, ohne sie anzusehen.

30

Scarpetta und Benton stiegen in den Aufzug des luxuriösen Apartmenthauses, in dem sie wohnten, und fuhren in den einunddreißigsten Stock hinauf. Sobald sich die Wohnungstür hinter ihnen geschlossen hatte, begannen sie, sich auszuziehen.
»Ich wünschte, du würdest nicht hinfahren«, meinte Benton.
Mit einer ungeduldigen Bewegung zerrte er sich die Krawatte vom Hals und schlüpfte aus dem Sakko. Der Mantel lag schon auf einem Stuhl.
»Du hast Abstriche gemacht und weißt, woran sie gestorben ist. Warum also?«, fügte er hinzu.
»Könnte mich heute wenigstens einmal jemand so behandeln, als hätte ich einen eigenen Verstand und wäre in der Lage, zumindest halbwegs selbständig zu denken?«, gab Scarpetta zurück.
Sie warf die Jacke ihres Hosenanzugs und die Bluse in den Wäschekorb für kontaminierte Kleidungsstücke neben der Tür, eine Sache, die so alltäglich für sie war, dass sie sich nur selten fragte, was für ein seltsamer Anblick das für jemanden sein mochte, der sie womöglich mit einem Fernrohr beobachtete. Dann fiel ihr der neue Helikopter ein, den die New Yorker Polizei angeschafft hatte. Lucy hatte da etwas erwähnt.
Er war mit einer Kamera ausgestattet, die selbst auf drei Kilometer Entfernung noch ein Gesicht darstellen konnte.
Scarpetta öffnete den Reißverschluss ihrer Hose und zog sie aus. Dann nahm sie die Fernbedienung von dem Stickley-Couchtisch aus Eiche im Wohnzimmer. Sie schloss die elektrischen Jalousien. Fast fühlte sie sich wie Oscar, der sich vor allen versteckte.
»Ich bin nicht sicher, ob du mir zustimmst«, meinte sie zu Benton, als sie beide - in Unterwäsche und die Schuhe in der Hand - dastanden. »Übrigens geht es auch um uns. Bist du glücklich? Hast du mich deshalb geheiratet? Jemanden, der sich beim Nachhausekommen umziehen muss, weil er sich an so unhygienischen Orten herumtreibt?«
Er nahm sie ihn die Arme und schmiegte seine Nase an ihr Haar. »Du bist nicht so schlimm, wie du glaubst«, sagte er. »Wie soll ich das verstehen?«
»Nein, ich war ganz deiner Ansicht. Ja, denn wenn nicht ... « Er streckte den rechten Arm hinter ihrem Kopf aus und sah auf die Uhr. »Viertel nach sechs. Verdammt. Wahrscheinlich musst du sofort wieder weg. Und damit bin ich nicht einverstanden. Es ist nicht richtig, dass du für Dr. Lester den Babysitter spielst. Ich werde für einen starken Sturm beten, der dich daran hindert, das Haus zu verlassen. Wir könnten gemeinsam unsere Schuhe unter der Dusche abspülen, wie immer, wenn wir an einem Tatort waren. Und weißt du, was wir anschließend gemacht haben?«
»Was ist denn in dich gefahren?« »Nichts.«
»Also stimmst du zu, dass ich das mit dem Fernsehen lasse«, sagte sie. »Und ich bitte dich

darum, zu beten. Ich habe keine Lust, diese Frau zu bewachen. Alles, was du gesagt hast, ist richtig. Ich weiß, was Eva Peebles zugestoßen ist. Sie und ich haben es in ihrem Badezimmer erörtert. Ich brauche also nicht mit Dr. Lester zu sprechen, die sowieso nicht zuhört und viel engstirniger ist als Eva Peebles. Außerdem bin ich müde und erschöpft und lasse es mir anmerken. Ich bin wütend. Tut mir leid.«

»Aber nicht auf mich«, meinte er. »Nicht auf dich«, erwiderte sie.

Er liebkoste ihr Gesicht und ihr Haar und blickte ihr tief in die Augen, wie er es immer tat, wenn er versuchte, etwas Verloren geglaubtes wieder finden zu müssen.

»Es geht nicht um die Protokollfrage, auf wessen Seite du stehst«, fuhr er fort, »sondern um Oscar. Um die Opfer brutaler Gewalttaten. Solange du nicht sicher bist, wer der Täter ist und welche Motive er hatte, ist es besser, sich bedeckt zu halten. Und zurzeit würde ich dir raten, einen Bogen um Dr. Lester zu machen und zu schweigen. Mist«, fügte er plötzlich hinzu.

Er fischte seine Hose wieder aus dem Wäschekorb, griff in die Tasche und holte den noch immer in die violetten Handschuhe gewickelten USB-Stick heraus.

»Das hier könnte wichtig sein«, sagte er.

Scarpettas Mobiltelefon läutete. Es war Dr. Kiselstein von Y-12.

»Lucy berichtet, alles sei wohlbehalten eingetroffen«, begann Scarpetta, ohne ihn zu Wort kommen zu lassen. »Ich möchte mich tausendmal bei Ihnen entschuldigen. Ich hoffe, Sie mussten nicht zu lange warten.«

Dr. Kiselsteins Stimme mit ihrem deutschen Akzent. »Da ich normalerweise keine Proben von Privatjets abhole, habe ich mich mit Musik aus dem iPod getröstet, den meine Frau mir zu Weihnachten geschenkt hat. Das Ding ist so klein, dass man es als Krawattennadel tragen könnte. Also kein Problem. Ich kenne McGhee Tyson, den Luftwaffenstützpunkt der Nationalgarde, obwohl Jets von millionenschweren Privatbürgern dort recht selten landen. Normalerweise werden uns die Sachen aus Langley, die die NASA geheim halten will, von einer C-130 oder einer anderen Frachtmaschine angeliefert. Fehlerhafte Hitzeschutzschilder zum Beispiel. Oder Prototypen, was mir lieber ist, weil die noch keine Katastrophe hinter sich haben. Hinter seltsamen Lieferungen von Ihnen steckt allerdings meistens etwas Unangenehmes. Ich habe schon ein paar Ergebnisse, denn mir ist klar, wie eilig es Ihnen ist. Der offizielle Bericht über die Analyse wird jedoch noch ein Weilchen dauern.«

Benton gab das Warten auf, tätschelte ihre Wange und ging duschen.

»Es handelt sich im Grunde genommen um eine Salbe, vermischt mit Blut, vermutlich Schweiß und Silbersalzen sowie Baumwoll- und Wollfasern«, fuhr Dr. Kiselstein fort.

Scarpetta setzte sich aufs Sofa und nahm Stift und Notizblock aus einer Schublade des Beistelltischs.

»Hauptsächlich Silbernitrat und Kaliumnitrat. Außerdem Kohlenstoff und Sauerstoff, was zu erwarten war. Ich schicke Ihnen die Bilder per Mail in unterschiedlichen Vergrößerungen, bis zu eintausend. Selbst bei fünfzigfacher Vergrößerung erkennt man bereits, dass die mit Blut und Silber befleckten Stellen aufgrund ihrer höheren Atomzahl viel heller sind. Außerdem sieht man Silbernitrat im Holz - kleine, silbrig weiße Flecken, die gleichmäßig auf der Oberfläche verteilt sind.«

»Das mit der gleichmäßigen Verteilung ist interessant«, antwortete sie. »Ist es bei den Baumwollfasern genauso?«

»Ja, das ist bei den höheren Vergrößerungsstufen deutlich festzustellen. «

Für Scarpetta wies eine gleichmäßige Verteilung eher auf eine Manipulation hin als auf eine zufällige Verschmutzung. Doch wenn sie mit ihrer Vermutung richtig lag, hatten sie es wahrscheinlich mit einer Mischung aus beidem zu tun.

»Was ist mit Hautzellen?«, fragte sie.

»Ja, eindeutig. Die werden noch im Labor untersucht, was ein paar Tage dauern kann. Was haben wir verbrochen, dass wir einfach keine Ruhe kriegen? Dass Sie so viele Proben geschickt haben, erschwert die Sache zusätzlich. Ich rufe Sie wegen zwei davon an, eine aus jeder Quelle, also von dem Stuhl und dem Abstrich. Man möchte meinen, dass die Baumwoll- und Wollfasern von der Leiche stammen, doch das kann ich noch nicht genau feststellen. Aber von der Sitzfläche des Stuhls haben Sie keine Abstriche genommen, oder?«

»Nein, die habe ich nicht angerührt.«

»Dann müssen wir daraus schließen, dass die Baumwoll- und Wollfasern auf dem Polster der Sitzfläche aus einem anderen Grund dorthin gekommen sind. Vielleicht wurden sie von der Salbe übertragen, was uns vor eine Herausforderung stellt, weil sich daraus nichts schließen lässt. Das heißt, dass wir variablen Druck einsetzen müssen, um das hohe Vakuum herzustellen, das man zur Erzeugung des Elektronenstrahls braucht, wenn der Rest der Kammer wieder mit trockener, gefilterter Luft gefüllt wird. Außerdem haben wir die Streuung des Elektronenstrahls durch Verringerung der Entfernung reduziert. Aber das sind alles nur Vorwände. Die Salbe ist deshalb so schwer darzustellen, weil sie unter dem Elektronenstrahl schmilzt. Ich fürchte, wir müssen warten, bis sie trocknet.«

»Silbernitrat zum Peeling der Haut vielleicht? Das ist das Erste, was mir dazu einfällt«, sagte Scarpetta. »Das könnte auch das Vorhandensein von Blut, Schweiß und Hautzellen erklären. Ebenso wie den DNA-Mix, falls wir es mit einer von mehreren Menschen benutzten Dose Salbe zu tun haben. Möglicherweise in einer Arztpraxis? Einer Hautarztpraxis?«

»Zur Herkunft kann ich nichts sagen«, erwiderte Dr. Kiselstein.

»War sonst noch etwas Interessantes an dem Stuhl?«

»Der Rahmen besteht aus Eisen, die Lackierung enthält Spuren von Goldelementen. Als wir ihn in die Kammer gestellt haben, hat niemand darauf gesessen.«

Als Scarpetta Dr. Elizabeth Stuarts verschiedene Nummern anrief, erreichte sie immer nur die Mailbox. Sie hinterließ keine Nachricht und blieb nachdenklich auf dem Sofa sitzen.

Sie hatte geglaubt, das Thema Marino für sich abgehakt zu haben, doch als sie beschloss, ihn anzurufen, wurde ihr klar, dass sie seine Telefonnummer gar nicht hatte. Also wählte sie Bergers Nummer. An ihrem Tonfall glaubte sie zu erkennen, dass die Staatsanwältin mit einem anderen, und zwar einem persönlichen, Anruf gerechnet hatte.

»Ich bin es, Kay.«

»Oh«, entgegnete Berger. »Es hieß unbekannter Anrufer, also war ich nicht sicher.«

Wenn Lucy anrief, unterdrückte sie immer ihre Rufnummer. Scarpetta hatte den Eindruck, dass zwischen den bei den etwas Unschönes lief. Lucy war bei der Besprechung ungewöhnlich still gewesen. Scarpetta hatte nicht versucht, sie zu erreichen, in der Annahme, dass sie noch bei Berger war. Vielleicht ja doch nicht.

»Morales hat sich vor ein paar Minuten bei mir gemeldet und gesagt, dass er bei dir nur die Mailbox erreicht«, fuhr Berger fort.

»Ich habe mit Y-12 telefoniert. Ich kann jetzt noch nicht in die Gerichtsmedizin fahren.«

Sie fasste die Ergebnisse kurz für Berger zusammen. »Dann hätten wir ja eine Gemeinsamkeit«, stellte Berger fest. »Die Hautärztin. Terri war ihre Patientin. Und deinen Worten nach gilt oder galt das auch für Oscar.«

Scarpetta hatte das bei der Sitzung vorhin erwähnt, da sie ja nicht mehr an die ärztliche Schweigepflicht gebunden war. Es wäre nicht richtig gewesen, diese Information für sich zu behalten, auch wenn sie sich nicht recht wohl dabei fühlte. Dass sich die Rechtslage geändert hatte, bedeutete nicht automatisch einen Wandel ihrer Einstellung. Als Oscar mit ihr gesprochen

und geweint hatte, hatte er nicht damit gerechnet, dass sie ihn eines Tages verraten würde, ganz gleich, wie oft sie ihn auch gewarnt und ihm empfohlen hatte, sich einen guten Anwalt zu nehmen.

Scarpetta war hin und her gerissen. Sie war zornig und ärgerte sich, weil sie eigentlich den Anspruch an sich hatte, eine Vertrauensperson für ihn zu sein. Gleichzeitig hatte sie eine Riesenwut auf ihn, weil er sie mit gerade diesem Vertrauen in eine unangenehme Lage gebracht hatte.

»Ich wollte Marino die Ergebnisse von Y-12 mitteilen«, meinte sie nun zu Berger. »Aber ich weiß nicht, wie ich ihn erreichen soll.«

Berger diktierte ihr zwei Nummern. »Hast du von Lucy gehört?«, fragte sie.

»Ich dachte, sie wäre bei dir«, antwortete Scarpetta.

»Alle sind vor etwa einer halben Stunde gegangen. Sie ist ein paar Minuten nach Benton und dir weg, und ich dachte, sie hätte sich vielleicht bei dir gemeldet. Sie und Morales kommen nicht gut miteinander zurecht.«

»Er ist eben nicht ihr Typ.«

»Das liegt daran, dass sie eine Reihe von Dingen nicht versteht«, erwiderte Berger nach einer Pause.

Scarpetta schwieg.

»Wenn wir älter werden, gibt es keine absoluten Werte mehr«, fuhr Berger fort. »Die gab es eigentlich nie.« Scarpetta hatte nicht vor, ihr eine goldene Brücke zu bauen. »Wenn du nicht darüber reden willst, auch in Ordnung.« Bergers Stimme klang zwar noch ruhig, doch der Unterton hatte sich verändert.

Scarpetta schloss die Augen und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. Sie fühlte sich ohnmächtig, weil sie keinen Einfluss auf die Ereignisse hatte. Allerdings wäre es albern und falsch gewesen, sich einzumischen.

»Vielleicht könntest du mir einen Gefallen tun, Lucy anrufen und ihr erzählen, was man bei Y-12 herausgefunden hat«, sagte sie. »Wenn du mir das abnimmst, versuche ich unterdessen, Marino zu erreichen. Und da du sie dann ohnehin an der Strippe hast, rate ich dir, zur Abwechslung mal deine Taktik zu ändern. Sei ganz offen und ehrlich mit ihr, selbst wenn du befürchtest, dass sie sich aufregen und die Information gegen dich verwenden könnte. Schenk ihr einfach reinen Wein ein, auch auf das Risiko hin, dass du den Prozess verlierst. Das ist für Menschen wie uns nicht leicht, und mehr möchte ich dazu nicht sagen. Könnte Bacardi - ich werde mich wohl nie daran gewöhnen, einen Menschen mit diesem Namen anzusprechen - vielleicht wissen, ob Bethany und Rodrick im Jahr 2003 in hautärztlicher Behandlung waren? Wenn ich mich recht entsinne, stand im Polizeibericht, dass er Acutane gegen seine Akne nahm.«

»Was auf einen Hautarzt hinweist«, stellte Berger fest. »Hoffentlich. Das ist nämlich ein starkes Medikament.« »Ich gebe alles an Lucy weiter. Danke.«

»Ich weiß, dass du ihre Fragen beantworten wirst«, entgegnete Scarpetta.

Inzwischen hatte Benton geduscht, lag, in einen dicken Bademantel gewickelt, auf dem Bett und war mit seinem Laptop beschäftigt. Scarpetta schob den Computer beiseite und setzte sich neben ihn. Sie stellte fest, dass er den USB-Stick eingelegt hatte.

»Ich bin ungewaschen und stinke vermutlich fürchterlich«, sagte sie. »Hättest du noch Respekt vor mir, wenn ich jemanden anlügen würde?«

»Hängt davon ab, wen.«

»Eine Kollegin.«

»Das geht in Ordnung. In Zukunft würde ich mich beim Lügen allerdings an Rechtsanwälte

halten.«
»Ich habe selbst Jura studiert und mag keine Anwaltswitze«, gab sie grinsend zurück.
Sie fuhr ihm mit den Fingern durch sein immer noch feuchtes Haar.
»Wenn ich in deiner Gegenwart lüge, ist es nicht ganz so schlimm. Ich kann es kaum erwarten, unter die Dusche zu kommen, und diese ... «
Gerade hatte sie festgestellt, dass sie noch immer ihre schmutzigen Schuhe in der Hand hielt, während sie mit der anderen sein Haar berührte.
»Ich dachte, wir wollten zusammen duschen und unsere Schuhe waschen«, sagte sie.
»Ich bräuchte tatsächlich eine zweite Dusche, und meine Schuhe sind immer noch nicht sauber«, antwortete er.
Scarpetta stand vom Bett auf und griff nach dem Festnetztelefon.
Diesmal rief sie nicht direkt in Dr. Stuarts Suite oder auf ihrem Mobiltelefon an, sondern die Rezeption des St. Regis.
Sie sagte, sie sei von CNN und versuche, Dr. Stuart zu erreichen, die ihres Wissens nach unter dem Namen Dr. Oxford dort wohne.
»Einen Moment bitte.«
Kurz darauf hatte sie Dr. Stuart am Apparat.
»Ich spreche nicht über meine Patienten«, entgegnete Dr. Stuart barsch, nachdem Scarpetta ihr erklärt hatte, wer sie war.
»Und ich erwähne Berufskollegen normalerweise nicht vor laufender Kamera«, gab Scarpetta zurück. »Doch in Ihrem Fall könnte ich eine Ausnahme machen.«
»Was soll das heißen?«
»Genau das, was ich gesagt habe, Dr. Stuart. Innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden ist mindestens einer Ihrer Patienten ermordet worden. Ein zweiter wird dieses Mordes und möglicherweise eines anderen bezichtigt, weitere Anklagen könnten folgen, der Mann selbst ist verschwunden. Was ist mit Eva Peebles, die ebenfalls letzte Nacht ermordet wurde? War sie auch bei Ihnen in Behandlung? Die Ergebnisse der kriminaltechnischen Untersuchung lassen es mir ratsam erscheinen, dass Sie mit uns zusammenarbeiten. Zum Beispiel frage ich mich, ob eine gewisse Frau aus Palm Beach, die eine Zweitwohnung in New York hat, Ihre Patientin ist.«
Scarpetta nannte den Namen der Rollstuhlfahrerin, deren DNA in Terri Bridges' Vagina gefunden worden war.
»Sie wissen doch genau, dass ich keine Informationen über meine Patienten preisgeben darf.«
Etwas an Dr. Stuarts Tonfall ließ Scarpetta vermuten, dass die Frau tatsächlich ihre Patientin war.
»Ich kenne das Spiel«, erwiderte Scarpetta und fügte sicherheitshalber hinzu: »Sagen Sie einfach nein, wenn sie nicht Ihre Patientin ist.«
»Ich sage überhaupt nichts mehr.«
Scarpetta stellte dieselbe Frage zu Bethany und Rodrick, ohne Dr. Stuart den Grund dafür zu verraten. Falls die Hautärztin die beiden kannte, brauchte Scarpetta ihr nicht zu erklären, dass sie vor fünf Jahren ermordet worden waren, denn dann hätte sie es gewusst.
»Wie Sie sich sicher vorstellen können, habe ich viele Patienten in der Gegend von Greenwich, weil ich auch in White Plains eine Praxis betreibe«, entgegnete Dr. Stuart, während Scarpetta sich an Benton lehnte, um einen Blick auf den Bildschirm seines Laptops zu werfen.
Sie sah eine Reihe von Landkartenausschnitten, die jemand - vermutlich - an Oscar gemailt hatte.
»Ich möchte mich nicht festlegen, ob diese beiden Personen von jemandem in meiner Praxis

behandelt worden sind«, fuhr Dr. Stuart fort. »Allerdings erinnere ich mich an den Tod des jungen Mannes. Alle waren schockiert, so wie jetzt wegen der Ereignisse in New York. Ich habe es gestern in den Nachrichten gesehen. Greenwich fällt mir deswegen wieder ein, weil der Aston-Martin-Händler ... «
»Bugatti«, verbesserte Scarpetta.
»Ich bin Kundin bei Aston Martin, und von dort ist es ein Katzensprung zu Bugatti«, erklärte Dr. Stuart. »Deshalb ist der Mord an dem Jungen mir auch so nahgegangen. Wahrscheinlich bin ich nur einen Häuserblock entfernt am Tat- oder Fundort vorbeigefahren, als ich meinen Aston Martin zur Inspektion gebracht habe. Deshalb musste ich daran denken, wenn Sie verstehen, was ich meine. Allerdings habe ich den Wagen nicht mehr.«
Damit wollte sie andeuten, dass weder Rodrick noch Bethany bei ihr in Behandlung gewesen waren und dass sie den sadistischen Sexualmord nur deshalb zur Kenntnis genommen hatte, weil er sie an ein Auto erinnerte, das mehr kostete als ein Haus.
»Haben Sie Mitarbeiter oder sonstige mit Ihrer Praxis verbundene Personen, die sich die Polizei einmal ansehen sollte?«, fragte Scarpetta. »Oder um Ihnen die Antwort zu erleichtern: An wen würden Sie an meiner Stelle denken?«
»Zuallererst an die Angestellten, insbesondere die Teilzeitkräfte.«
»Welche Teilzeitkräfte? «
»Arzthelferinnen, Praktikanten, Leute, die einfache Büroarbeiten erledigen. Ein ständiges Kommen und Gehen. Manche sind nur während der Sommerferien oder abends bei mir beschäftigt, putzen, nehmen Telefonate entgegen oder piepsen den Arzt an, der gerade Bereitschaftsdienst hat. Einer ist sogar Tierpfleger. Aber ich habe nie ein Problem mit ihm gehabt. Ich kenne ihn einfach nicht sehr gut, weil ich nicht persönlich mit ihm zusammenarbeite. Seine Aufgabe besteht hauptsächlich darin, sauber zu machen und den anderen Ärzten zu assistieren. Meine Praxis ist sehr groß. Mehr als sechzig Beschäftigte an vier verschiedenen Standorten.«
»Tierpfleger? «, hakte Scarpetta nach.
»Ich glaube, das ist seine Vollzeitstelle. Er muss irgendetwas mit Zoohandlungen zu tun haben, denn er hat einigen meiner Mitarbeiter Welpen besorgt. Vermutlich versorgt er die Tiere in diesen Läden. Offen gestanden, möchte ich gar keine Einzelheiten wissen«, sagte Dr. Stuart. »Ein komischer Vogel. Letzten Sommer wollte er mir einen Welpen zum Geburtstag schenken. Einen von diesen chinesischen Nackthunden, die nur an Kopf, Schwanz und Pfoten Fell haben. Er war etwa acht Wochen alt, machte einen ungesunden Eindruck und sah aus, als litte er unter krankhaftem Haarausfall. Das arme Ding zitterte und hustete nur. Auf die Karte hat er geschrieben, ich könnte ja jetzt damit werben, dass ich auch Haarentfernungen bei Hunden durchführe und meine Hautarztpraxis auf Haustiere ausweite. Ich fand das sehr befremdlich und überhaupt nicht witzig und habe ihn gebeten, den Hund zurückzunehmen. Offen gestanden, war mir das Ganze sehr unangenehm.« »Haben Sie ihn je gefragt, was aus dem Hund geworden ist?« »Ich kann es mir gut vorstellen.« Ihr Tonfall war unheilverkündend.
»Er verabreicht gern Spritzen, um es einmal so auszudrücken«, fuhr Dr. Stuart fort. »Er kann gut mit Injektionsnadeln umgehen und hat eine Spezialausbildung für Venenerkrankungen. Hören Sie, mich regt das alles sehr auf. Der Mann heißt Juan Amate.«
»Ist das sein voller Name? Spanische Namen schließen häufig auch den Mädchennamen der Mutter, nicht nur den des Vaters ein.«
»Keine Ahnung. Er arbeitet schon seit ein paar Jahren in meiner Praxis in der Upper East Side. Persönlich kenne ich ihn nicht, denn er darf den Raum nicht betreten, wenn ich gerade einen Patienten behandle.«

»Warum?«

»Soll ich ganz offen sein? Die meisten meiner Patienten sind Prominente, weshalb ich mir nicht von Teilzeitkräften assistieren lasse. Ich habe meine festangestellten Arzthelferinnen, die wissen, wie man mit berühmten Persönlichkeiten umgehen muss. Es gehört sich einfach nicht, dass eine Aushilfe einem bekannten Filmstar Blut abnimmt.«

»Haben Sie Terri Bridges oder Oscar Bane persönlich behandelt, oder waren sie bei einem Ihrer angestellten Ärzte Patienten? «

»Ich hatte keinen Grund, mich selbst ihrer anzunehmen.

Allerdings habe ich einige kleinwüchsige Patienten. Die meisten haben mit Gewichtsproblemen zu kämpfen, und Hauterkrankungen können ein unangenehmer Nebeneffekt sein, wenn man dauernd auf Diät lebt. Akne, Faltenbildung im Gesicht schon in jungen Jahren, und da die Haut Feuchtigkeit nicht richtig speichert, wenn man zu wenig Fett zu sich nimmt, führt das häufig zu Trockenheit und Schuppenbildung.«

Sie hatte Terri und Oscar nicht selbst behandelt. Dazu waren sie nicht wichtig genug.

»Können Sie mir noch etwas über Juan Amate erzählen?«, fragte Scarpetta. »Ich will ihm ja nichts unterstellen, möchte aber verhindern, dass noch jemand verletzt oder umgebracht wird, Dr. Stuart. Wissen Sie vielleicht, wo er wohnt?«

»Keine Ahnung. Ich bezweifle, dass er sehr wohlhabend ist. Er hat dunkle Haut und schwarzes Haar. Ein Latino. Spricht Spanisch, was manchmal hilfreich ist. Außerdem fließend Englisch, in meiner Praxis ein absolutes Muss.«

»Ist er amerikanischer Staatsbürger?«

»Sollte er eigentlich sein. Aber um diese Dinge kümmere ich mich nicht. Ich gebe zu, dass ich es nicht weiß.«

»Haben Sie sonst noch Informationen über ihn, zum Beispiel, wo ihn die Polizei jetzt in diesem Augenblick finden kann, um ihn zu befragen?«

»Leider nein. Ich kenne den Mann kaum. Ich fand die Sache mit dem Welpen nur ziemlich unschön«, erwiderte sie. »Die Geste hatte etwas Bösartiges an sich. Als ob er mich ausgerechnet mich - beleidigen wollte, indem er mir einen ausgesprochen hässlichen Hund mit Haarausfall und einer Hautkrankheit schenkt. Ich erinnere mich nur daran, dass ich sehr aufgebracht war. Außerdem haben meine Mitarbeiter mich scheel angesehen, weil ich verlangt habe, dass er das erbärmliche kleine Geschöpf sofort zurücknahm. Er sagte, er wisse nicht, was er nun damit anfangen solle, so dass es sich anhörte, als verurteilte ich das arme Ding zum … Nun, ich hatte den Eindruck, dass er mich als herzlos hinstellen wollte. Danach habe ich mit dem Gedanken gespielt, ihm zu kündigen. Ich hätte es wohl besser tun sollen.«

Benton hatte die Hand auf Scarpettas nackten Oberschenkel gelegt. Nachdem sie das Telefonat beendet hatte, schlang er den Arm um sie und zeigte ihr, was er während ihres Gesprächs mit Dr. Stuart herausgefunden hatte.

Er rief eine Reihe von Stadtplan ausschnitten auf.

»Die Aufzeichnung von Spaziergängen«, stellte er fest. »Siehst du diese dicken, dunkelvioletten Linien?« Er fuhr eine nach, die von der Amsterdam Avenue bis zu einer Adresse in der Third Avenue in der Upper East Side führte. »Eine zurückgelegte Strecke, nachvollzogen mit GPS.«

»Simuliert oder echt? «, fragte Scarpetta.

»Ich glaube, diese Wege wurden tatsächlich gegangen. Offenbar handelt es sich um Oscars Ausflüge. Es sind Hunderte. Während er verschiedene Örtlichkeiten aufgesucht hat, ist er beobachtet worden. Das sieht man ganz deutlich.«

Er blätterte ein Dutzend weiterer Stadtplan ausschnitte durch.

»Die meisten beginnen oder enden vor dem Haus in der Amsterdam Avenue, wo er wohnt. Nach dem zu urteilen, was ich hier vor mir habe, beginnen die Aufzeichnungen am 10. Oktober letzten Jahres und enden am 3. Dezember.«

»Der 3. Dezember«, meinte Scarpetta. »Das ist doch derselbe Tag, an dem das Foto von mir im Autopsiesaal gleichzeitig von Scarpetta612s und Terris E-Mail-Konten gelöscht wurde.«

»Und außerdem der Tag, an dem Oscar in Bergers Büro angerufen hat und bei Marino gelandet ist«, fügte Benton hinzu.

»Was zum Teufel wird hier gespielt?«, fragte Scarpetta. »Ist er mit einer Art GPS-Chip herumgelaufen und hat sich dann die Ergebnisse selbst gemailt, um den Eindruck zu erwecken, dass er tatsächlich verfolgt und ausspioniert wird, wie er behauptet?«

»Du warst doch in seiner Wohnung, Kay. Oscar glaubt es wirklich. Aber kannst du dir vorstellen, wie jemand ihm diese Aufzeichnungen seiner Spaziergänge gemailt haben will?«

»Nein.«

Benton betrachtete weitere Stadtplanausschnitte. Die Adressen von Lebensmittelläden, einigen Fitness-Studios, Schreibwarenläden. Er merkte an, Oscar könne beim Joggen auch nur daran vorbeigekommen sein, ohne das Restaurant, die Bar oder den Laden betreten zu haben.

»Wie du siehst«, sprach Benton weiter, »werden seine Ziele im Laufe der Zeit immer willkürlicher und wechseln ständig. Er ändert täglich seine Route. Die Wege sind niemals dieselben. An dem Zickzackkurs kreuz und quer über den Stadtplan kann man seine Angst regelrecht erkennen. Oder seine angebliche Angst, vorausgesetzt, er spielt uns wirklich nur Theater vor. Doch ich kann mir nicht vorstellen, dass er die Paranoia vortäuscht.«

»Mal dir aus, wie die Geschworenen das aufnehmen werden«, erwiderte Scarpetta und stand auf. »Sie werden den Eindruck gewinnen, der verrückte Cyber-Professor hätte einen ausgeklügelten Plan geschmiedet, damit es aussieht, als wäre er ins Visier irgendeines Geheimbundes oder einer Terrorgruppe geraten. Als hätte er sich gewissermaßen selbst mit einem GPS-Gerät verfolgt, seine Wohnung mit allen möglichen bizarren Utensilien geschmückt und sie auch an seiner Person und im Auto mitgeführt.«

Inzwischen hatte sie sich ausgezogen, um endlich zu duschen. Es gab noch so viel zu tun. Bentons Blick ruhte auf ihr, als er sich vom Bett erhob.

»Kein Mensch wird ihm glauben«, sagte sie, als Benton sie berührte und sie küsste.

»Ich helfe dir beim Duschen«, meinte er und führte sie ins Bad.

31

Der Wind ging Lucy durch Mark und Bein, als sie auf dem eiskalten Beton des Backsteingebäudes saß und die Kamera am Sockel der Satellitenschüssel fotografierte.

Es handelte sich um eine preiswerte Internetkamera mit Audio- Funktion, angeschlossen an das drahtlose Netzwerk des Hauses, das allen Mietern offen stand.

Außerdem lieferte sie die Daten noch an jemand anderen, und zwar an Mike Morales. Dafür, dass Lucy erst jetzt auf den Gedanken gekommen war, der Sache auf den Grund zu gehen, hätte sie sich ohrfeigen können.

Da das Vorhandensein eines weiteren ans Netzwerk angeschlossenen Geräts - der Kamera, die Morales seinen Worten nach selbst installiert hatte - allgemein bekannt war, war es Lucy nicht eingefallen, sich in den Router des drahtlosen Netzwerks einzuloggen und sich dessen Verwaltungsseite anzusehen.

Denn wenn sie das schon letzte Nacht getan hätte, hätte sie sich viel Rätselraten erspart. Wieder versuchte sie, Marino zu erreichen. Seit einer halben Stunde schon rief sie bei ihm und Berger an und erreichte immer nur die Mailbox.

Sie hinterließ keine Nachricht. Das, was sie den beiden mitzuteilen hatte, war nichts für einen Anrufbeantworter.
Zum Glück meldete Marino sich endlich.
»Ich bin es«, sagte sie. »Sitzt du in einem Windkanal oder so was?«, erwiderte er. »Nein, genau neben der Kamera, bei deren Installation du Morales auf dem Dach ertappt hast. Nur dass er sie vermutlich nicht anbringen, sondern entfernen wollte, als du hier aufgekreuzt bist.«
»Wovon redest du? Ich habe deutlich gesehen ... Nein, du hast recht. Ich habe es nicht genau gesehen. Ich telefonierte gerade mit deiner Tante ... «
»Hör zu, Marino, die verdammte Kamera hängt schon seit drei Wochen hier oben! Sie verfügt über einen Bewegungsmelder, so dass sie jede Aufnahme sofort an jemanden weitermailt, der dann Opfer eines Hackerangriffs wird. Ich kenne Morales' verdammte IP-Adresse und seinen Zugangscode. Sie sind identisch mit denen von Scarpetta612. Verstehst du, was ich damit sagen will?«
»Hältst du mich für total verblödet?«
Wie in den guten alten Zeiten. So oft hatte er das im Laufe der Jahre zu ihr gesagt.
»Es bedeutet, dass die Person, die die Kamera hier oben angebracht hat und E-Mails von ihr empfangt, auch Mails an Terri geschickt und sich als meine Tante ausgegeben hat. Vermutlich mit irgendeinem elektronischen Terminplaner. Der Dreckskerl hat sich einfach vor das John Jay gestellt, sich dort ins drahtlose Netzwerk eingeloggt und die dortige IP-Adresse genutzt. Der MAC-Zugangscode ist auch derselbe wie bei dem Gerät, das benutzt wurde, um Terri das Foto zu schicken das, das aus dem Internetcafe in der Nähe von Dr. Stuarts Praxis versendet wurde. Morales hat Terri am 3. Dezember angewiesen, das Foto zu löschen ... «
»Warum?«
»Weil das Schwein gern Spielchen treibt. Vermutlich war er in der Gerichtsmedizin, als das dämliche Foto gemacht wurde, wahrscheinlich sogar von ihm selbst. Genau wie das Foto von Jaime in der Tavern on the Green. Sicher hat er es in Auftrag gegeben und dann an Gotham Gotcha geschickt.«
»Dann hat er also etwas mit Gotham Gotcha zu tun.« »Keine Ahnung. Allerdings weiß ich, dass Eva Peebles für die Person gearbeitet hat, die hinter Gotham Gotcha steckt. Doch ich bezweifle, dass die arme Frau uns mehr über Gotham Gotcha verraten könnte, wenn sie noch am Leben wäre. Nichts in ihrem Computer weist auf die Identität des Verfassers hin. Während wir uns unterhalten, prüfen meine Suchmaschinen, ob es Überschneidungen gibt. Morales ist ein Drecksack. Ich werde diesem Arschgesicht mal einen Hausbesuch abstatten.«
Beim Sprechen tippte sie in ihr MacBook und führte einen Portscan durch. Marino war totenstill geworden. »Bist du noch dran?« »Ja.«
»Könntest du mir verraten, warum zum Teufel ein Cop drei Wochen vor einem Mord eine Überwachungskamera installiert?«, erkundigte sie sich.
»Mein Gott, aus welchem Grund hat er unter Scarpettas Namen diese miesen Mails verschickt?«
Lucy hörte im Hintergrund eine Frauenstimme. Bacardi. »Warum fragst du ihn nicht selbst?«, entgegnete Lucy. »Wahrscheinlich war er es, der Terri den Floh ins Ohr gesetzt hat, eine Anfrage an die Website des John Jay zu richten, sie wolle gern Kontakt zu meiner Tante aufnehmen. Terri tut es, und Wunder über Wunder, rate mal, wer ihr sofort schreibt.«
»Sicher hat er ihr auch den kranken Welpen geschenkt.
Ist wohl seine Vorstellung von Humor«, murmelte Marino.
»Dann kriegt Eva Peebles den Hund. Der Hund geht ein. Kurz darauf stirbt sie selbst. Ob er derjenige war, der in Terris Wohnung Reparaturen ausgeführt hat? Der Kerl, den der Vermieter

erwähnte? Das würde zu ihm passen, sich als Kumpel und Vertrauter aufzuspielen, als toller Typ, bei dem man sich anlehnen kann. Es ist ihm auch zuzutrauen, dass er jemanden wie Terri, eine Studentin der forensischen Psychologie, dazu überredet, einen Text auf eine Website zu stellen. Er lässt seine Mitmenschen eben gern durch den Reifen springen. Aber warum will er Scarpetta zerstören?«

»Weil er als Arzt gescheitert ist und meine Tante nicht.

Keine Ahnung. Die Menschen haben die merkwürdigsten Motive.«

»Du lässt die Kamera doch, wo sie ist? Er soll nicht merken, dass wir sie gefunden haben.«

»Selbstverständlich.« Der Wind zerrte an Lucy, als wollte er sie vom Dach reißen. »Sicher war er hier, um das verdammte Ding abzubauen, und hat nicht damit gerechnet, dass du die Feuerleiter hochklettern würdest. Deshalb musste er etwas tun, um seinen Arsch zu retten, und hat ein Riesentheater veranstaltet, er habe eine Kamera installiert, für den Fall, dass der Mörder zum Tatort zurückkehrt. So ein Schwachsinn! Ich habe den Verlauf hier vor mir auf dem Bildschirm. Diese Kamera hat in den letzten drei Wochen über zehntausend Bilder verschickt und läuft weiter, während wir miteinander sprechen. Laut Status hat sich das Arschloch gerade in diesem Moment ins Netzwerk eingeloggt. Du wirst dich sicher freuen zu hören, dass ich die Audio- Funktion deaktiviert habe. Auch wenn man bei dem verdammten Wind hier oben sowieso nichts verstehen würde.«

»Bist du ganz sicher?«, erkundigte sich Marino.

»Und ich bin drin, was absolut illegal ist«, gab Lucy zurück.

»Oh, mein Gott«, fügte sie erschrocken hinzu, als sie weiter die Videodateien durchging.

Es handelte sich um Dateien in Mike Morales' privatem E-Mail-Konto. Sein Benutzername lautete Forenxxx.

Lucy war auf eine Videodatei gestoßen, die nicht mit der Kamera auf dem Dach aufgenommen worden war. Sie öffnete sie und klickte auf Play.

»Mein Gott!«, rief sie. »Eine Aufnahme vom Silvesterabend. Nur dass sie nicht auf dem Dach entstanden ist, sondern in Terris Wohnung. Verdammter Mist!«

Bergers Penthousewohnung verfügte über zwei Etagen. Sie und Lucy hatten oben in einer Sitzecke neben dem Schlafzimmer Platz genommen und sahen sich auf einem riesigen Plasmabildschirm den Mord an Terri Bridges an.

Obwohl ihnen derartige Dinge nicht neu waren, konnten sie den Anblick kaum ertragen. Wie erstarrt kauerten sie auf dem Sofa und betrachteten Terris Gesicht im Badezimmerspiegel, während zwei Hände in Latexhandschuhen sie von hinten mit einem blauen Gurt erdrosselten, wie sie in Arztpraxen für gewöhnlich zum Abbinden des Arms bei der Blutabnahme verwendet wurden. Opfer und Täter waren nackt. Terris Hände waren auf dem Rücken gefesselt. Sie saß auf dem Stuhl mit der herzförmigen Lehne und trat wild um sich. Als er sie würgte, bis sie die Besinnung verlor, hob er sie fast vom Stuhl hoch.

Dann ließ er locker, bis sie wieder zu sich kam, und begann das Spiel erneut.

Sie sagte die ganze Zeit kein Wort, sondern stieß nur ein grausiges Röcheln aus, während ihr die Augen aus den Höhlen quollen, ihr die Zunge aus dem Mund hing und der Speichel ihr Kinn hinunter rann. Ihr Sterben dauerte genau vierundzwanzigeinhalb Minuten, denn er brauchte so lange, um zu ejakulieren und ihr dann den Rest zu geben, weil sie ihren Zweck erfüllt hatte.

Nachdem er das Kondom in der Toilette hinuntergespült hatte, schaltete er die Kamera ab.

»Spul bitte zurück«, sagte Berger. »Ich möchte noch einmal hören, was gesprochen wird, als er sie ins Bad schleppt. Ich habe nämlich den Eindruck, dass sie schon einmal Sex miteinander hatten. Vielleicht sagt er ja auch etwas, das auf sein Motiv hinweist. Den Vorsatz. Er könnte noch einen anderen Grund gehabt haben als Sadismus und Befriedigung seines Sexualtriebs.

Hat sie ihn Juan genannt? Oder war das ein Geräusch?«

»Ich vermute, dass sie bereits mit ihm geschlafen hat, als sie Oscar noch gar nicht kannte«, erwiderte Lucy. »Das schließe ich aus seinen vertraulichen Bemerkungen. Bestimmt ist sie ihm vor einigen Jahren in Dr. Stuarts Praxis begegnet. Es ist mir egal, dass wir nicht mit Gewissheit sagen können, ob es sich um Juan Amate handelt. Jedenfalls ist es ein und dieselbe Person. Es muss einfach so sein. Vielleicht hat sie ja Juan gesagt, aber es war wirklich schwer zu verstehen.«

Sie nahm die Fernbedienung und drückte auf Play. Der Film begann mit einer Aufnahme des Frisiertischs und Terris verängstigtem Gesicht in dem ovalen Spiegel. Hinter ihr war der nackte Körper eines Mannes zu sehen. Er bewegte sich und rückte die Kamera zurecht, bis sein erigierter Penis ins Bild kam, den er ihr zwischen die Schulterblätter stieß wie einen Gewehrlauf. Der Mann war lediglich von der Taille abwärts zu erkennen.

»Nur das Übliche, Baby, mit ein bisschen scharfer Sauce extra«, verkündete die Stimme des Mörders.

»Ich weiß nicht so recht«, antwortete sie mit zitternder Stimme, während seine behandschuhte Hand ein Skalpell vor den Spiegel hielt. Es funkelte im Licht.

Das Geräusch von zerreißendem Stoff, als er ihr den Bademantel und den roten Push-up-BH aufschnitt. Dann zerschnitt er das passende rote Spitzenhöschen. Er richtete die Kamera auf den rosafarbenen Bademantel, die Pantoffeln und den BH, als er sie in die Badewanne warf. Seine behandschuhte Hand schwenkte das Höschen vor der Kamera.

»Ich habe die Flagge erobert. Und stecke sie ein, um sie später zu genießen, kleines Mädchen.«

»Lassen wir es lieber«, sagte sie. »Ich glaube, ich mag das nicht.«

»Das hättest du dir früher überlegen müssen, bevor du den kleinen Mann in all unsere Geheimnisse eingeweiht hast.« »Ich habe ihm nichts erzählt. Er wusste es aus deinen E-Mails.«

»Da hast du ja etwas Schlimmes angerichtet. Wie wollen wir das wiedergutmachen? Er hat sich bei der verdammten Staatsanwaltschaft beschwert. Was unternehmen wir denn da, Baby? Ich habe mich auf dich verlassen und dir einen Gefallen getan. Und du hast es ihm verraten.«

»Nein, habe ich nicht. Er hat es mir gesagt. Du hast ihm die E-Mails geschickt, und irgendwann hat er sich mir anvertraut. Er hat es mit der Angst zu tun gekriegt. Warum? Warum tust du das ... ?« Dann kam das Wort, das wie Juan klang.

»Du wagst es, mich zu fragen, warum?« Das Skalpell zischte durch die Luft, berührte fast ihre Wange und verschwand dann aus dem Bild.

»Nein.«

»Wer ist dein Mann? Der Kleine oder ich?«

»Du natürlich«, sprach ihr verängstigtes Gesicht in den Spiegel. Seine behandschuhte Hand kniff sie in die Brustwarze.

»Nein, das stimmt nicht, sonst hättest du nicht geplaudert«, höhnte die Stimme des Mörders.

»Ich schwöre, ich war es nicht. Er ist wegen der Mails dahinter gekommen, der Karten, die du ihm geschickt hast. Er hat mit mir darüber gesprochen. Du hast ihm Angst gemacht.«

»Jetzt, Baby« - er kniff sie noch heftiger in die Brustwarzen -, »habe ich genug von deinen Lügen. Außerdem muss ich nun einen Weg finden, das verdammte Ding aus seinem Hintern rauszuholen, bevor ein anderer es tut.«

Als Lucy auf Pause drückte, war verschwommen Terris Gesicht mit den weit aufgerissenen Augen zu sehen. Sie sprach in den Spiegel, während er ihre Brustwarzen bearbeitete.

»Hier haben wir es«, stellte Lucy fest. »Was schließen wir aus seiner Ausdrucksweise? Ob er Oscar umbringen will? Und was will er aus seinem Hintern rausholen?«

»Das frage ich mich auch«, erwiderte Berger.
Sie unterstrich dreimal einen Satz auf ihrem Notizblock:
Terris Idee - GPS?

»Ich glaube, es steht fest, wie es angefangen hat«, sagte sie zu Lucy. »Terri hat Morales gebeten, Oscar zu beschatten, weil sie zu Eifersucht und Kontrollzwang neigte. Sie konnte einfach niemandem vertrauen, und bevor sie eine feste Bindung mit ihm einging oder ihrer Familie von ihm erzählte, wollte sie Beweise dafür, dass er ein Ehrenmann war.«
»Auf diese Weise hört sich Wahnhaftigkeit fast logisch an.« »Genau das soll es ja auch. Geschworene erwarten Begründungen. Man kann ihnen nicht einfach erzählen, dass der Angeklagte eben ein böser Mensch ist oder spontan Lust hatte, jemanden umzubringen.«

»Wahrscheinlich hat sie erwähnt, sie wolle wissen, was Oscar im Schilde führte. Doch ich bezweifle, dass es ihr Einfall war, ihm ein GPS zu implantieren«, entgegnete Lucy. »Sicher überstieg es ihre Vorstellungskraft, dass Morales ihr diesen Gefallen tun würde. Dann ist er sogar noch so weit gegangen, ihm anonym den GPS- Verlauf zu mailen, um ihn in den Wahnsinn zu treiben und ihm das Leben zur Hölle zu machen. Die Mails mit den GPS-Spuren haben aufgehört, nachdem Oscar mit Terri darüber gesprochen hatte. Sicher hat sie Morales deswegen die Leviten gelesen.«

»Richtig. Und darauf spielt Morales an.« Berger wies auf das eingefrorene Bild auf dem Schirm. »Sie hat den Fehler gemacht, sich bei Morales zu beklagen und ihn vielleicht sogar zu beschimpfen. Einen Mann wie ihn? Man beleidigt keinen Narzissten. Und als typischer Psychopath gibt er nun ihr die Schuld, weil sie es schließlich war, die Oscar nachspionieren wollte. Plötzlich ist es ihr Fehler, dass Oscar die Staatsanwaltschaft angerufen hat und Anzeige erstatten wollte.«

»Und zwar bei Marino am 3. Dezember«, ergänzte Lucy. »Dann hat Oscar die Festplatte seines Computers zerstört und den USB-Stick in seiner Bibliothek versteckt, wo meine Tante und Benton ihn gefunden haben. Morales hat aufgehört, ihm Mails zu schicken, weil Terri Bescheid wusste und das Spiel aus war.«

»Kay hat einen Faden auf dem Teppich vor Oscars Wohnungstür erwähnt. Außerdem eine Dachluke und eine Feuerleiter. Ob Morales in der Wohnung war, um seine Mails zu löschen, und dabei eine Dose Aqualine hinterlassen hat? Ich frage mich, ob er durchs Fenster hereingekommen ist, die Alarmanlage ausgelöst und sich dann durch die Dachluke verdrückt hat, damit der Portier ihn nicht sieht. Er hatte einen Schlüssel und kannte den Code und das Passwort. Nach dem Mord an Terri hat er einige unangenehme Überraschungen erlebt. Oscar hat gefordert, ins Bellevue gebracht zu wer- den und Benton und Kay zu sehen. Damit hatte sich der Einsatz beträchtlich erhöht. Morales hatte es plötzlich mit starken Gegnern zu tun. Einschließlich dir. Er musste an den verdammten GPS- Verlauf herankommen, damit jemand wie du ihn nicht bis zu ihm zurückverfolgt. Außerdem musste er erreichen, dass Oscar wegen vierfachen Mordes verurteilt wird.«

»Ein klassischer Fall von einem Menschen, der immer mehr den Bezug zur Realität verliert«, sagte Lucy. »Der Mord an Eva Peebles war völlig überflüssig. Terri hätte er eigentlich auch nicht töten müssen. Früher war er schlauer und hat sich an Fremde gehalten. Was ich immer noch nicht verstehe, ist, warum Oscar das mit sich hat machen lassen.«
»Meinst du das Implantat?«

»Wir haben es doch gerade selbst gehört. Er hat Oscar etwas in den Hintern gesteckt und muss es zurückhaben. Was sonst könnte das bedeuten? Meiner Ansicht nach ist das die einzige Antwort. Aber man kann doch nicht einfach zu jemandem hingehen und ihn fragen, ob man ihm ein GPS-Mikrochip unter die Haut schieben darf.«

Berger legte die Hand auf Lucys nacktes Knie und beugte sich vor, um nach dem schnurlosen Telefon zu greifen. Zum zweiten Mal innerhalb einer Stunde rief sie Scarpetta an. »Wir sind es wieder«, sagte Berger. »Vielleicht könnten du und Benton mal herkommen.«
»Ich kann, er nicht«, erwiderte Scarpetta.

Berger stellte das Telefon auf Raumlautsprecher und platzierte es aufrecht auf dem Couchtisch in der geschmackvoll mit Leder und Glas eingerichteten Sitzecke. An den Wänden hingen psychedelische Gemälde und Siebdrucke, die zu schimmern und sich zu verändern schienen, sobald Berger sich bewegte.
Gregs Zimmer.

Hier pflegte er sich vor dem Fernseher zu räkeln, während Berger im Nebenzimmer allein im Bett lag und schlief oder arbeitete. Sie brauchte eine Weile, bis sie dahinter kam, warum er einen so seltsamen Tagesrhythmus hatte, als lebte er nach britischer Zeit - er lebte tatsächlich nach britischer Zeit. Deshalb saß er in seinem Zimmer und rief irgendwann gegen Mitternacht seine Freundin, die Anwältin, an, die in London gerade aufstand.

»Benton ist bei Marino und Bacardi«, erklärte Scarpetta. »Sie sind gemeinsam losgezogen. Er hat ziemlich geheimnisvoll getan. Von Dr. Lester habe ich noch nichts gehört. Offenbar lässt sie sich Zeit. Ich nehme an, bei dir hat sie sich auch nicht gemeldet.«

Morales hatte Dr. Lester vorhin in der Gerichtsmedizin abgesetzt, nicht ahnend, was Lucy herausgefunden hatte. Inzwischen wusste er, dass nach ihm gesucht wurde, denn Berger hatte sich mit ihm in Verbindung gesetzt. »Ich denke, Sie sind uns eine Erklärung schuldig«, lauteten ihre einzigen Worte.

Sie war noch dazu gekommen, das Silbernitrat und Dr. Stuart zu erwähnen. Dann hatte er aufgelegt.

»Wahrscheinlich wird mir jemand Bescheid sagen, ob meine Anwesenheit notwendig ist«, meinte Scarpetta. »Obwohl ich das ernsthaft bezweifle. Sie soll Eva Peebles gründlich röntgen, ich muss das wiederholen, denn die Leiche darf die Gerichtsmedizin nicht verlassen, ohne dass jeder Zentimeter von ihr durchleuchtet worden ist. Dasselbe gilt für Terris Leiche, und zwar ebenso gründlich.«

»Darum kümmere ich mich noch«, erwiderte Berger. »Doch im Moment beschäftigt mich der eingepflanzte Mikrochip mehr. Hattest du bei deinem Gespräch mit Oscar den Eindruck, er hätte das aus irgendeinem Grund zugelassen? Lucy und ich schauen uns gerade immer wieder dieses grausame Video an, in dem der Mörder davon redet. Morales, meine ich. Inzwischen wissen wir, dass er es ist.«

»Oscar hätte das niemals erlaubt«, antwortete Scarpetta. »Stattdessen hat er sich darüber beklagt, die Behandlungen seien sehr schmerzhaft gewesen, insbesondere die Haarentfernung mit dem Laser. Er hat sich die Behaarung am Rücken und vielleicht auch am Gesäß entfernen lassen. Sein ganzer Körper ist, abgesehen von Gesicht, Kopf und Schambereich, völlig haarlos. Außerdem hat er Demerol erwähnt. Wenn jemand im OP-Kittel und mit Gesichtsmaske den Raum betreten hat, während Oscar auf dem Bauch lag, hat er den Assistenten vermutlich nicht gesehen, geschweige denn ihn später wiedererkannt. Als Morales Oscar nach dem Mord an Terri in deren Wohnung antraf, hätte dieser ihn niemals mit irgendeiner Hilfskraft aus Dr. Stuarts Praxis in Verbindung gebracht.«

»Auf dem Video klingt es, als ob Terri ihn Juan nennt. Wir sind nicht ganz sicher. Du musst es dir selbst anhören«, antwortete Berger.

»Es gibt da ein R&D-Netzwerküberwachungssystem mit drahtlosen, in Glas eingeschlossenen GPS-Chips und winzigen Antennen, dessen Batterien etwa drei Monate halten. Etwa so groß wie ein Reiskorn, vielleicht sogar kleiner. Ein solches Ding könnte in sein Gesäß implantiert

worden sein, ohne dass er davon weiß, insbesondere, falls es noch tiefer gewandert ist, was häufig passiert. Wenn wir ihn aufspüren, werden wir es mit Hilfe einer Röntgenaufnahme finden. Übrigens ist er nicht der Einzige, der in dieser Hinsicht paranoid ist. Die Regierung hat einige Pilotprogramme in dieser Richtung laufen, und es gibt viele, die befürchten, das Tragen eines Chips könnte bald gesetzlich verpflichtend werden.«

»Dann wandere ich aus«, kommentierte Berger.

»Da dürftest du nicht die Einzige sein. Viele bezeichnen den 666-Chip von Mark Tech als Teufelswerk.«

»Aber auf Terris Röntgenbildern hast du nichts dergleichen entdeckt?«

»Ich habe nachgesehen«, sagte Scarpetta. »Die Dateien und alles andere liegen mir vor, und ich habe seit unserem letzten Gespräch nichts anderes getan, als darüber zu brüten. Die Antwort lautet nein. Es ist sehr wichtig, dass Dr. Lester weitere Aufnahmen macht, die ich mir unbedingt anschauen muss. Insbesondere vom Rücken, dem Gesäß und den Armen. Normalerweise werden Mikrochips in den Arm eingesetzt. Morales kennt sich sicher sehr gut mit Mikrochip- Technologie aus, und zwar aus dem einfachen Grund, weil man diese Dinger normalerweise Tieren einpflanzt. Gewiss hat er in Tierarztpraxen beobachtet, wie Haustieren Chips implantiert wurden. Möglicherweise hat er es sogar selbst getan, denn es ist keine Kunst. Man braucht nur den Chip und eine Implantationsspritze mit einer Fünfzehner-Nadel. Ich könnte in etwa einer halben Stunde bei euch sein.«

»Das wäre gut.«

Berger beendete das Gespräch und legte den Hörer zurück auf die Ladestation. Dann machte sie sich weitere Notizen, wobei sie einzelne Wörter und Sätze unterstrich. Als Lucy und sie einen langen Blick wechselten, hätte sie sie am liebsten noch einmal geküsst und das fortgesetzt, was unten an der Tür begonnen hatte. Berger hatte sie an der Hand genommen und in die obere Etage gezogen, ohne ihr Zeit zu geben, die Jacke abzulegen. Allerdings wusste Berger nicht, was sie jetzt davon halten würde, solange das abscheuliche Standbild auf dem Flachbildschirm zu sehen war. Vielleicht jedoch dachte sie genau dasselbe. Jedenfalls wollte Berger nicht allein sein.

»Diese Erklärung erscheint mir am plausibelsten«, ergriff Lucy endlich das Wort. »Morales hat Oscar in der Hautarztpraxis den Chip implantiert. Vermutlich glaubte Oscar, er bekäme eine Demerolspritze in den Hintern. Sicher hatte Terri mit Morales über Oscar gesprochen und ihm erzählt, sie wisse nicht, ob sie ihm vertrauen könne. Wahrscheinlich war das ganz am Anfang der Beziehung. Daraufhin hat Morales Oscar den Chip verpasst und weiter so getan, als wäre er Terris bester Freund und Vertrauter.«

»Und jetzt zu der Frage: Kannte Terri ihn als Juan Amate oder als Mike Morales? «

»Juan Amate, würde ich sagen. Es wäre viel zu riskant für ihn gewesen, zuzugeben, dass er bei der New Yorker Polizei arbeitet. Ich denke, sie hat ihn Juan genannt. So hat es für mich wenigstens angehört.«

»Wahrscheinlich hast du recht.«

»Wie passt es zusammen, dass sie mit ihm geschlafen hat?«, erkundigte sich Lucy. »Morales hat es doch sicher gestört, dass sie sich mit einem anderen Mann traf.«

»Nein, denn wie ich bereits erklärt habe, tut er, als wäre er dein bester Freund. Frauen vertrauen sich ihm an. Auch ich bin anfangs auf ihn hereingefallen.«

»Wie weit bist du gegangen?«

Die Sache mit den Whiskyflaschen in der Hausbar war noch nicht ausdiskutiert.

»Eigentlich sollte ich nicht darauf antworten müssen«, entgegnete Berger. »Aber dazu ist es zwischen Morales und mir nicht gekommen. Außerdem denke ich, dass du das auch nicht

geglaubt hast. Sonst säßen wir nämlich nicht hier. Du hättest dich nicht mehr hier blicken lassen. Die Gerüchte um die Tavern on the Green sind nichts weiter als leeres Geschwätz. Ich bin sicher, dass er sie in die Welt gesetzt hat. Er und Greg mochten einander.«

»Das gibt es doch nicht!«

»Nein, nein, nicht, wie du meinst«, protestierte Berger. »Die einzige Sache, in der Greg nicht zwiegespalten ist, sind seine sexuellen Vorlieben. Er würde niemals mit einem Mann ins Bett gehen.«

32

Scarpetta schenkte Kaffee nach und arrangierte etwas Essbares auf einem Tablett. Ihrer Ansicht nach war gutes Essen das beste Mittel gegen Schlafentzug.

Sie stellte den Teller mit frischem Büffelmozzarella, geschnittenen Eiertornaten, Basilikum und kalt gepresstem, unfiltriertem Olivenöl auf den Tisch. In einem mit einer Leinenserviette ausgelegten Flechtkorb befand sich selbstgebackenes, knuspriges italienisches Brot. Sie forderte die anderen auf, es herumzureichen und sich ein Stück abzubrechen. Marino war als Erster an der Reihe, während sie vor ihn und vor Bacardi kleine Teller und blaukarierte Servietten hinlegte.

Für sich selbst deckte sie neben Benton und gesellte sich zu ihm aufs Sofa.

»Vergiss nur eines nicht«, meinte Benton. »Wenn sie es erfahrt, und das wird sie sicher, verrätst du ihr nicht, was ich vorhabe. Weder vor- noch hinterher.«

»Ganz richtig«, bekräftigte Marino. »Ihr dämliches Telefon wird klingeln, bis es explodiert. Ich muss zugeben, dass mir nicht ganz wohl dabei ist. Es wäre schön, mehr Zeit zum Nachdenken zu haben.«

»Die haben wir aber nicht«, entgegnete Benton. »Zeit ist ein Luxus, auf den wir momentan verzichten müssen. Oscar läuft irgendwo da draußen herum, und wenn Morales ihn nicht schon erwischt hat, wird er ihn früher oder später kriegen. Er wird ihn jagen wie ein Tier.«

»Das tut er doch bereits die ganze Zeit«, wandte Bacardi ein. »Bei einem Typen wie ihm wird man wieder zur Befürworterin der Todesstrafe.«

»Für uns ist es hilfreicher, Leute wie ihn zu untersuchen«, erwiderte Benton sachlich. »Sie umzubringen erfüllt keinen praktischen Zweck.«

Er war mit einem eleganten Maßanzug bekleidet, den er nie im Krankenhaus getragen hätte, dunkelblau mit einem hellblauen Nadelstreifenmuster, und dazu ein hellblaues Hemd und eine silbrig blau changierende Krawatte. Die Maskenbildnerin bei CNN würde sich keine fünfzehn Minuten mit ihm beschäftigen müssen. Benton konnte nicht mehr viel tun, um sein Äußeres aufzuwerten, vielleicht ein bisschen Puder und ein Hauch von Spray auf sein weißes Haar. Übrigens war ein Friseurbesuch überfällig. Für Scarpetta sah er aus wie immer, und sie hoffte, dass er das Richtige tat ebenso wie sie selbst.

»Ich werde Jaime nichts davon sagen und mich raushalten«, sagte sie und bemerkte im selben Moment, dass sie angefangen hatte, sie Jaime zu nennen, seit sie so viel Zeit mit Lucy verbrachte.

In all den Jahren hatte sie sie nur als Berger bezeichnet, ein wenig distanziert und vielleicht auch nicht sonderlich respektvoll.

»Ich werde ihr mitteilen, dass sie sich an dich halten soll«, fügte sie, an Benton gewandt, hinzu. »Schließlich ist es nicht mein Sender, und außerdem stehst du nicht unter meinem Pantoffel, auch wenn das die meisten Leute anders sehen.«

Marinos Mobiltelefon läutete. Er griff danach und warf einen Blick auf die Leuchtanzeige.

»Das Finanzamt. Sicher wegen meiner vielen wohltätigen Treuhandfonds«, meinte er und

drückte auf das blinkende Bluetooth-Headset, um das Gespräch anzunehmen. »Marino. Ja. Ich sitze gerade so rum. Und Sie? Moment, ich schreibe mit.«

Alle verstummten, damit er sprechen konnte. Marino klemmte das Mobiltelefon zwischen Ohr und Schulter und stützte den Notizblock auf sein breites Knie. Dann fing er an, ihn zu bekritzeln. Marinos Handschrift sah immer gleich aus, egal ob man sie vorwärts oder rückwärts betrachtete. Scarpetta hatte sie noch nie entziffern können, zumindest nicht, ohne dabei ziemlich ungeduldig zu werden, denn er hatte seine eigene Form von Kurzschrift entwickelt.

»Ich wollte nicht witzig sein«, sagte Marino. »Aber als Sie die Isle of Man erwähnten, hatte ich wirklich keine Ahnung, wo das ist. Ich dachte, es wäre eine dieser karibischen Steueroasen oder eine der Fidschiinseln. Aha, da hätten wir ja etwas. Und dabei war ich schon mal dort. In England, meine ich. Mir ist klar, dass sie nicht in England selbst liegt. Die Isle of Man ist eine gottverdammte Insel. Aber wenn Sie in Erdkunde nicht gefehlt haben, wissen Sie, dass England ebenfalls eine gottverdammte Insel ist.«

Scarpetta beugte sich zu Bentons Ohr vor und wünschte ihm viel Glück. Wie gern hätte sie ihm trotz der Anwesenheit von Zeugen gesagt, dass sie ihn liebte, aber aus irgendeinem Grund tat sie es nicht. Sie stand auf, zögerte jedoch, denn Marino schien sein Telefonat fast beendet zu haben.

»Nehmen Sie es nicht persönlich, aber das ist uns bekannt.

Diese Adresse haben wir«, meinte Marino.

Kopfschüttelnd sah er Bacardi an, wie um auszudrücken, dass der Finanzbeamte, mit dem er gerade sprach, so blöd wie Brot sei - einer seiner Lieblingsausdrücke.

»Richtig«, erwiderte er. »Nein, Sie meinen sicher oA. Also Terri Bridges' Wohnung. Ich weiß, dass es sich um eine eingetragene Gesellschaft handelt und dass Sie den Namen noch nicht haben, aber das ist ihre Wohnung. Nein. Nicht 10. Sie wohnte in oA.« Er runzelte die Stirn. »Sind Sie sicher. Ich meine, wirklich sicher? Moment mal. Der Typ ist doch Brite, richtig? Okay, er ist Italiener, lebt aber in Großbritannien und hat die britische Staatsbürgerschaft. Gut, das würde zu dem Mist mit der Isle of Man passen. Hoffentlich haben Sie recht, denn in etwa einer halben Stunde wird diese verdammte Tür eingetreten.«

Marino berührte sein Headset und beendete das Telefonat mit dem Finanzbeamten, ohne sich zu bedanken oder zu verabschieden.

»Gotham Gotcha«, sagte er. »Wir kennen zwar noch nicht den Namen der Person, die dahintersteckt, wissen aber, wo sie wohnt. Und zwar über Terri Bridges. ID. Falls sich nichts geändert hat, ohne dass man es uns mitgeteilt hätte, ist noch immer keiner der Bewohner zu Hause. Der Mieter besagter Wohnung ist ein italienischer Finanzdienstleister namens Cesare Ingicco, Hauptwohnsitz Isle of Man, wo sich auch seine Firma befindet. Die Gesellschaft, die die Wohnung angemietet hat, ist eine Investmentfirma, von deren Existenz wir dank Lucy wissen. Ganz sicher wohnt der Kerl nicht selbst in dieser Wohnung, sondern lässt eine andere Person dort arbeiten. Vielleicht steht sie ja auch leer. Wir sollten uns einen Durchsuchungsbeschluss besorgen und reingehen. Oder wir machen es umgekehrt. Egal. Warum Zeit vergeuden? Schließlich war Eva Peebles indirekt bei diesem Cesare Ingicco von gegenüber beschäftigt. Allerdings lebt der wahrscheinlich nicht wirklich in dieser Wohnung, sondern auf seiner Insel. Sicher werden wir herausfinden, dass er nur telefonisch Kontakt zu Eva gehalten hat. Und Eva hatte nicht den blassesten Schimmer, was gespielt wurde. Schöner Mist!«

»Am besten setze ich mich mit euren Leuten dort in Verbindung«, schlug Bacardi vor. »Sie sollten die Gegend überwachen. Wenn Benton im Fernsehen spricht, wird die Hölle los sein.«

»Ich stimme zu«, sagte Benton. »Falls Morales bis dahin noch Zweifel hatte, wird ihm

spätestens dann ein Licht aufgehen: Wir wissen, dass er hinter Oscar her ist. Und der Rest der Welt hat zur Jagd auf Mike Morales geblasen.«

»Halten Sie es für möglich, dass Oscar und Morales unter einer Decke stecken?«, fragte Bacardi. »Vielleicht sehe ich ja Gespenster, aber wie können wir sicher sein, dass die beiden nicht zusammenarbeiten wie Henry Lee Lucas und Ottis Toole? Inzwischen haben sogar viele den Verdacht, dass der Son of Sam einen Partner hatte. Wir dürfen keine Möglichkeit ausschließen.«

»Das halte ich für äußerst unwahrscheinlich«, erwiderte Benton, während Scarpetta an der Tür den Mantel anzog. »Morales ist viel zu selbstverliebt, um sich einen Partner zuzulegen. Er ist nicht teamfähig, ganz gleich in welchem Bereich.«

»Das stimmt«, bekräftigte Marino.

»Und was ist mit Oscars Schuh- und Fingerabdrücken, die wir in Eva Peebles' Wohnung gefunden haben?« Ein berechtigter Einwand von Bacardi. »Sollen wir einfach darüber hinwegsehen und annehmen, es handle sich um manipulierte Beweise oder einen Irrtum?«

»Jetzt raten Sie mal, wer die Abdrücke sichergestellt hat«, entgegnete Marino. »Morales, dieser Dreckskerl. Außerdem war er im Besitz eines Paars Turnschuhe von Oscar, da er am Abend zuvor seine Kleidung beschlagnahmt hatte.«

»Hat jemand zugesehen, wie er die Fingerabdrücke von der Lampe abgenommen hat?«, hakte Bacardi nach. »Die sind nämlich nicht so leicht anzubringen. Das mit den Turnschuhen des Verdächtigen ist eine andere Sache. Aber man kann ja schlecht seine Finger nehmen, um Abdrücke zu hinterlassen. Ich will darauf hinaus, dass eine Menge Gerissenheit nötig ist, um Fingerabdrücke an einem Tatort zu sichern und dann dafür zu sorgen, dass es in der Computerdatenbank IAFIS zu einem Treffer kommt.«

»Morales ist ein schlauer Bursche«, erwiderte Marino. »Ich fahre nach Murray Hill. Wen kriege ich als Unterstützung? «, verkündete Bacardi und stand auf.

»Setzen Sie sich wieder.« Marino zupfte sie sanft hinten am Gürtel. »Sie werden doch nicht etwa ein Taxi nehmen? Sie sind Detective bei der Mordkommission. Ich fahre Sie hin und komme sofort zurück. In meinem Kofferraum liegt ein Rammbock, den Sie benutzen können. Ich habe mir ihn letzte Nacht besorgt, als ich ihn mir zum Tatort im Fall Peebles bringen ließ. Spezialausrüstung. Und dann habe ich ganz vergessen, ihn zurückzugeben.«

»Ich gehe jetzt«, sagte Scarpetta. »Bitte seid alle vorsichtig.

Mike Morales ist ein böser Mensch.«

»Wirklich?«, wunderte sich Berger. »Ich habe es noch nie jemandem erzählt.«

»Du brauchst mir nichts zu erzählen«, entgegnete Lucy. »Vermutlich hat Morales die Anwältin für Greg weichgekocht und ist wie immer vom Schürzenjäger zum Vertrauten geworden, der stets ein offenes Ohr für sein Gegenüber hat. Je länger ich darüber nachdenke, desto abstruser erscheint es mir, und das ist noch milde ausgedrückt.«

»Glaubst du, Greg wusste Bescheid?«

»Nein, ganz bestimmt nicht. Soll ich uns noch einen Kaffee machen?«

»Wie kommst du darauf, dass Morales die Anwältin gevögelt hat?«

»So etwas merkt man, wenn man mit anderen Menschen in einem Büro zusammenarbeitet. Ich mische mich zwar nicht ein, kriege aber doch so manches mit. Rückblickend betrachtet ist es sonnenklar. Wahrscheinlich hat Morales solche Dinge schon häufig praktiziert, und zwar direkt vor meiner Nase. Zumindest habe ich da so einiges läuten hören. Er verführt eine Frau, damit sie ihren Freund oder Ehemann betrügt. Und anschließend geht er mit seinem Opfer eine fürsorgliche Helferbeziehung ein und unterstützt es dabei, die Sache zu kitten. Oder er macht sich an den Mann heran, dem er Hörner aufgesetzt hat, der aber nichts davon ahnt. Morales

freundet sich nämlich gern mit Leuten an, die nicht wissen, was für ein Teufel er ist. Sadistische Spiele. Er und Greg saßen häufig unten, tranken teuren Whisky und redeten. Vermutlich über mich, zumindest manchmal. Und zwar nichts Gutes.«
»Wie lange ist das her?«
»Morales ist vor etwa einem Jahr in die Ermittlungsabteilung versetzt worden. Es war ungefähr um diese Zeit. Gegen Ende unserer Ehe, kurz bevor Greg nach London gezogen ist. Ich bin sicher, dass Morales ihn dazu aufgestachelt hat. Vielleicht wollte er Greg und mich ja auseinanderbringen.«
»Um selbst etwas mit dir anzufangen?«
»Um mich fertigzumachen und dann wiederaufzubauen.
Darauf steht er«, erwiderte Berger.
»Also hat Morales die Tipps mit dem irischen Whiskey und dem Scotch, die er in dem gefälschten Interview mit meiner Tante an Terri geschickt hat, von Greg«, stellte Lucy fest.
»Greg hätte sich nicht so leicht breitquatschen lassen sollen. Zum Teufel mit ihm. Er hat eine Entscheidung gefällt. Und Morales wird bald keinen Schaden mehr anrichten, sondern sich selbst ein Bein stellen. Du wirst schon sehen.«
»Wenn man sich die Flaschen unten in der Hausbar anschaut«, entgegnete Berger, »haben er und Greg sich vermutlich einen ordentlichen Schluck genehmigt. Morales hatte sicher Lust auf das Teuerste, das wir im Haus hatten. Typisch für ihn. Und dann dieser hinterhältige Seitenhieb, Kay trinke Whisky für siebenhundert Dollar die Flasche. Überhaupt hat er sie ziemlich negativ dargestellt. Nicht auszudenken, wenn Terris Magisterarbeit oder ihr sogenanntes Buch je fertig geworden wäre! Sicher hattest du auch schon den Verdacht, dass er hinter Gotham Gotcha stecken könnte. So etwas würde zu ihm passen.«
»Die IP-Adresse des Verfassers dieser Kolumnen ist anonymisiert. Der Provider kann das Konto zu einer Gesellschaft auf der Isle of Man zurückverfolgen«, erklärte Lucy. »Dort gelten die wohl weltweit strengsten Gesetze in Sachen Offshore-Treuhandfonds. Der Gerätezugangscode stimmt mit keinem überein, den ich kenne. Also wurden diese Kolumnen nicht auf einem der Laptops oder Geräte geschrieben, die sich in unserem Besitz befinden. Auch die E- Mails, die wir gelesen haben, wurden nicht von dort aus versendet. Das Problem ist, dass Justizbezirke wie die Isle of Man, Nevis oder Belize so gnadenlose Datenschutzgesetze haben, dass es schwierig werden dürfte, trotzdem herauszufinden, wer sich hinter einer bestimmten Gesellschaft verbirgt. Ich habe eine Kontaktperson beim Finanzamt, die sich für mich umhören wird. Interessant ist, dass sich die ganze Sache in Großbritannien abspielt. Ich hätte eher mit den Caymans gerechnet, so wie bei Enron und etwa fünfundsiebzig Prozent aller übrigen registrierten Hedge-Fonds. Allerdings glaube ich nicht, dass Morales der Autor von Gotham Gotcha ist.«
»Jedenfalls haben wir jetzt Hinweise darauf, dass diese Person, wer immer sie auch sein mag, eine Menge Geld auf einem Offshore- Konto geparkt hat«, merkte Berger an.
»Natürlich hat sie das«, entgegnete Lucy. »Allein schon durch ihre Produktempfehlungen und die Werbeeinnahmen. Wahrscheinlich werden astronomische Summen an ihre Konten überwiesen. Ich hoffe nur, dass sie sich bei der Umgehung gewisser Steuergesetze ein bisschen zu schlau anstellt, damit wir irgendwann auf ihre wirkliche Adresse stoßen. Ich meine, sie muss doch eine Wohnung mieten oder besitzen und Rechnungen bezahlen. Oder jemand erledigt das in ihrem Auftrag. Bestimmt wohnt sie irgendwo in dieser Stadt, und sie hat, wie wir wissen, auch eine Mitarbeiterin hier entlohnt. Jemand hat Eva Peebles Geld aus Großbritannien überwiesen, und zwar im Zusammenhang mit Gotham Gotcha. Ich habe meinem Kontaktmann, der früher für die ATF gearbeitet hat und heute beim Finanzamt ist, auch Marinos Namen

genannt. Er versucht, mehr über Eva Peebles' Bankverbindung in Erfahrung zu bringen. Mich interessiert, wer die Verfasserin von Gotham Gotcha ist und wo zum Teufel sie sich versteckt. Ob sie wohl Steuern hinterzieht? Nun, dann viel Spaß im Knast.«

»Sie? Meinst du, es ist eine Frau?«

»Nach Veröffentlichung der ersten Kolumne über Tante Kay habe ich eine Sprachanalyse von etwa fünfzig archivierten Artikeln durchgeführt. Nein, ich denke nicht, dass Morales solche Texte schreibt und eine derartige Website unterhält. Es wäre viel zu viel Aufwand, sie zu pflegen. Er steht, wie es allgemein heißt, eher auf die schnelle Tour und liebt das Risiko. Und das wird ihm letztlich das Genick brechen.«

»Hast du die Website etwa zur gleichen Zeit analysiert, als du sie hast abstürzen lassen?«, erkundigte sich Berger.

»Ich habe sie nicht abstürzen lassen. Das war Marilyn Monroe.«

»Darüber sprechen wir ein andermal. Aber um eines klarzustellen: Ich lehne es ab, Websites mit Viren zu infizieren«, merkte Berger an.

»Immer wieder tauchen dieselben Wörter und Redewendungen, Anspielungen, Sprachbilder und Vergleiche auf«, erläuterte Lucy ihre Sprachanalyse.

»Wie kann ein Computer Vergleiche erkennen?«, wunderte sich Berger.

»Ich gebe dir ein Beispiel: Wenn du die Wörter wie und als eingibst, sucht der Computer danach, und zwar gefolgt von Adjektiven oder Substantiven. Wie ein langes, hartes Stuhlbein - als ob er drei davon hätte. In der blumigen Sprache von Gotham Gotcha finden sie sich haufenweise. Leicht gekrümmt wie eine Banane in einem Slip von Calvin Klein, der wie abgegossen saß. Und wenn ich mich recht entsinne: Ihre winzigen Titten sind so flach wie zwei Kekse, ihre Brustwarzen so klein wie Rosinen.«

»Und mit welcher Methode ermittelt der Computer ein Sprachbild?«, hakte Berger nach.

»Anhand von geschlossenen Informationseinheiten, die nicht zusammenpassende Substantive und Verben im selben Satz enthalten. Mein Schädel überwinterte im feuchten Nest meines Haars. Schädel und überwintern in einem Satz würde als widersprüchlich erkannt. Ebenso wie Nest und Haar. Doch wenn du es metaphorisch betrachtest, hast du eine Zeile des Nobelpreisträgers Seamus Heaney vor dir. Und den würdest du sicher nicht als Kitschautor bezeichnen.«

»Also liest deine neurale Netzwerk-Software Gedichte, wenn sie nicht gerade damit beschäftigt ist, im Internet Bösewichte zu jagen?«

»Jedenfalls teilt sie mir mit, dass hinter Gotham Gotcha aller Wahrscheinlichkeit nach eine Frau steckt«, erwiderte Lucy. »Und zwar eine hinterhältige, engstirnige, neidische und zornige Person. Eine Frau, die andere Frauen als Rivalinnen betrachtet. Die andere Frauen so sehr hasst, dass sie sogar eine Geschlechtsgenossin mit Dreck bewirft, die sexuell missbraucht wurde. Sie setzt alles daran, das Opfer noch ein zweites Mal zu demütigen und zu erniedrigen - oder es zumindest zu versuchen.«

Berger nahm die Fernbedienung und drückte auf Play. Terris von Panik erfülltes Gesicht sprach in den Spiegel, während Hände in Latexhandschuhen ihre Brüste malträtierten. Sie hatte Tränen in den Augen. Offenbar litt sie Schmerzen.

»Nein, ich kann nicht, tut mir leid«, sagte sie mit zitternder Stimme. »Sei mir nicht böse, aber ich möchte es wirklich nicht.«

Ihr Mund war so trocken, dass ihre Lippen und ihre Zunge schmatzende Geräusche von sich gaben.

»Klar willst du, Baby«, entgegnete die Stimme des Täters. »Du stehst doch darauf, wenn man dich fesselt und durchfickt, oder? Und heute wird der Jackpot geknackt.«

Behandschuhte Hände stellten ein Glas Aqualine auf die Theke und schraubten es auf. Er fuhr mit den Fingern hinein und schmierte ihr das Gleitmittel in die Vagina, während sie mit dem Rücken zu ihm stand. Dabei ließ er sich Zeit. Sein mit einem Kondom verhüllter Penis bohrte sich fest zwischen ihre Schulterblätter. Seine Finger und das Gleitmittel waren ein sexueller Übergriff. Er vergewaltigte sie mit Angst. Falls er mit dem Penis in sie eingedrungen war, war es im Bild nicht zu sehen. Doch vermutlich hatte er andere Absichten.

Der Stuhl schabte über den Steinboden, als er sie zwang, sich zu setzen.

»Schau, wie hübsch du im Spiegel aussiehst«, meinte er. »Wie hübsch du dasitzt. Du bist fast so groß wie im Stehen. Über wen lässt sich das sonst sagen, kleines Mädchen?« »Nicht«, sagte sie. »Bitte nicht. Oscar wird jeden Moment hier sein. Bitte hör auf. Meine Hände sind schon ganz taub. Bitte mach die Fesseln ab. Bitte.«

Sie weinte zwar, tat aber immer noch so, als handelte es sich nur um Theater, als drohte ihr keine Gefahr und als wäre alles nur ein sexuelles Rollenspiel. Aus den Andeutungen und ihrem Verhalten ließ sich schließen, dass sie sicher schon öfter miteinander Sex gehabt hatten, vielleicht sogar gewaltsamen. Aber nicht so. So weit war es noch nie gekommen. Offenbar ahnte sie, dass sie sterben musste, und zwar auf grausige Weise. Doch sie gab sich die größte Mühe, die Situation umzudeuten.

»Der pünktliche kleine Oscar kommt erst um fünf, der Arme. Das ist nur deine Schuld«, sagte Morales zu ihrem Gesicht im Spiegel. »Was jetzt passiert, Baby, hast du dir selbst eingebrockt … «

Berger schaltete den Fernseher wieder ab und machte sich ein paar Notizen.

Alles passte zusammen, aber sie konnten es nicht beweisen, denn bis jetzt hatten sie kein einziges Mal Mike Morales' Gesicht gesehen. Weder auf diesem Video noch auf dem, das entstanden war, als er im Sommer 2003 nach dem Abschluss seines Medizinstudiums an der Johns Hopkins University Bethany in seiner heruntergekommenen Wohnung umgebracht hatte. Auch nicht auf den Aufnahmen einige Monate später, die zeigten, wie er Rodrick ermordete und den anmutigen Körper des Jungen neben dem Bugatti-Autohaus in Greenwich ablegte. Vermutlich war Morales in der Tierarztpraxis, in der er damals als Aushilfe arbeitete, auf Rodrick aufmerksam geworden. Bethany hatte er wahrscheinlich in einer anderen Tierarztpraxis in Baltimore kennengelernt.

In beiden Fällen war er genauso vorgegangen wie bei Terri.

Er hatte die Handgelenke der Opfer gefesselt, war mit den Fingern in sie eingedrungen und hatte dabei eine Art Gleitmittel benutzt. Damals hatte er kurz vor seinem Eintritt in die New Yorker Polizeiakademie gestanden und als Aushilfe bei Tierärzten, nicht bei Hautärzten gearbeitet. Tierärzte verwendeten ätzende Salben und Gleitmittel wie Aqualine. Das Mitnehmen einer angebrochenen Dose vom Arbeitsplatz gehörte vermutlich schon seit seinem ersten Mord zu seiner Vorgehensweise.

Berger wusste nicht, wie viele Menschen Morales auf dem Gewissen hatte, doch sie fragte sich, ob er das Gleitmittel benutzte, um die Polizei mit einem DNA-Mix auf eine falsche Fährte zu locken.

»Vielleicht findet er das witzig«, sagte sie zu Lucy. »Als wir tatsächlich einen Treffer bei CODIS gelandet haben und auf die Rollstuhlfahrerin aus Palm Beach gestoßen sind, hat er wahrscheinlich Luftsprünge gemacht und sich halb totgelacht.«

»Er wird nicht ungeschoren davonkommen«, verkündete Lucy.

»Da wäre ich mir nicht so sicher.«

Die Polizei hatte Morales noch nicht aufgespürt, und er war auch noch nicht zur Fahndung ausgeschrieben. Ihr größtes Problem waren und blieben die Beweise. Wissenschaftlich ließ

sich nicht belegen, dass Morales einen Mord begangen hatte. Das Vorhandensein seiner DNA am Tatort und an Terris Leiche hatte nichts zu bedeuten, da er die Wohnung betreten, das Opfer auf Lebenszeichen untersucht und es dabei berührt hatte. Er leitete die Ermittlungen und hatte deshalb alles, was mit diesem Fall zusammenhing, schon einmal in den Händen gehabt.

Sein Gesicht war auf keinem der Videos zu sehen. Es gab auch keine Aufnahmen davon, wie er das Haus, in dem Terri gewohnt hatte, betrat oder verließ, denn er hatte vermutlich die Dachluke benutzt und die Leiter hinter sich hochgezogen, um sie später wieder in den Schrank zu stellen. Wo mochte die Leiter gewesen sein, während er Terri ermordete? Sicher nicht in ihrer Wohnung. Viel zu gefährlich, weil ihn jemand hätte beobachten können, und Morales war zu schlau, um ein derartiges Risiko einzugehen.

Wahrscheinlich wieder auf dem Dach, dachte Berger. Sie konnte das nicht ausschließen, auch wenn sie es vermutlich nie erfahren würde.

Morales war ein schlauer Fuchs. Immerhin hatte er Abschlüsse von Dartmouth und Johns Hopkins vorzuweisen. Außerdem war er ein Sadist und ein psychopathischer Triebtäter, vielleicht der gnadenloseste und bedrohlichste, der Berger je untergekommen war. Sie dachte an die Gelegenheiten, wo sie mit ihm allein gewesen war. In seinem Auto. In der Tavern on the Green. Im Ramble, an einem Tatort also, wo eine Marathonläuferin vergewaltigt und mit bloßen Händen erwürgt worden war und den sie zum zweiten Mal besichtigt hatten. Inzwischen fragte sich Berger, ob Morales auch für diesen Mord die Verantwortung trug.

Sie hatte den starken Verdacht. Aber sie konnte es nicht beweisen. Die Geschworenen würden sich niemals auf eine Identifikation anhand der Stimme einlassen. Denn die konnte - wie der blutige Handschuh im Fall O. J. Simpson nach Belieben verändert werden, so dass sie nicht mehr wie die Stimme des Mörders klang. Der Mann sprach mit einem starken spanischen Akzent, während Morales normalerweise keinen Akzent hatte. Einen Prozess konnte man nicht allein mit Hilfe einer forensischen Stimmanalyse gewinnen, ganz gleich, wie gut die Software auch war.

Und dass jemand - insbesondere eine erfahrene Staatsanwältin wie Berger - sich lächerlich machte, indem sie vorschlug, den Penis von Morales mit dem auf dem Video zu vergleichen, kam nicht in Frage. Es war ein ganz gewöhnlicher Penis, nicht beschnitten und ohne besondere Merkmale. Außerdem hatte er ein Kondom benutzt, was ungefähr dieselbe Wirkung hatte wie eine Strumpfmaske über dem Gesicht, die jede Besonderheit, wie zum Beispiel Sommersprossen, verbarg.

Der Polizei - oder Lucy - blieb lediglich die Möglichkeit, zu belegen, dass sich diese scheinbar beweiskräftigen Gewaltvideos auf seinem E- Mail- Konto befunden hatten. Doch woher hatte er sie? Dass sie sich in seinem Besitz befanden, hieß nicht, dass er jemanden ermordet oder den Film auch nur gedreht hatte. Vermutlich hatte er den Camcorder auf ein Stativ gestellt. Lucy wäre die Letzte gewesen, die geleugnet hätte, dass es nicht leicht war, Geschworenen klarzumachen, was es mit IP-Adressen, Gerätezugangscodes, Anonymisierungsprogrammen, Cookies, Packet Sniffing und etwa einem Hundert weiterer Fachausdrücke auf sich hatte, mit denen sie tagtäglich um sich warf. Genauso musste es in den späten Achtzigern und frühen Neunzigern gewesen sein, den Anfangstagen, als Berger sich damit abgemüht hatte, Richter und Geschworene in die Geheimnisse der DNA-Analyse einzuweihen.

Damals hatten die Leute stumpf ins Leere gestarrt. Die Sache war allen suspekt gewesen. Berger hatte unzählige Stunden und sehr viel Kraft investiert, sich an den Frye Standard das Gesetz, das die Identifizierung von DNA regelte - zu halten, und versucht, die Zulassung von DNA-Beweisen vor Gericht zu erwirken. Offen gestanden, hatte die DNA den letzten Nagel in den Sarg ihrer Ehe geschlagen. Denn mit der Weiterentwicklung dieses neuen

Wissenschaftszweiges waren der Druck und die Anforderungen in noch nie da gewesener Weise gestiegen. Wäre die Kriminaltechnik auf dem Stand stehen geblieben wie während ihrer Studienzeit an der Columbia University - damals hatte sie mit einer Frau zusammengelebt, die ihr das Herz gebrochen und sie Greg direkt in die Arme getrieben hatte -, hätte sie nun vielleicht nicht vor den Trümmern ihres Privatlebens gestanden. Sie hätte öfter Urlaub machen können, sogar ohne einen Aktenkoffer mitzunehmen. Sie hätte mehr Zeit gehabt, Gregs Kinder wirklich kennenzulernen. Sie hätte die Möglichkeit gehabt, sich eingehender den Menschen in ihrem beruflichen Umfeld, wie zum Beispiel Scarpetta, zu widmen. Sie hatte ihr nach Roses Tod nicht einmal eine Karte geschrieben, obwohl sie davon gewusst hatte.
Marino hatte es ihr erzählt.
Vielleicht hätte Berger sogar die Muße gefunden, sich selbst besser kennenzulernen.
»Kay ist gleich hier. Ich muss mich anziehen«, sagte sie zu Lucy. »Und du solltest es besser auch tun.«
Lucy trug ein Unterhemd von Jockey und eine Unterhose.
Die beiden hatten sich praktisch unbekleidet einen Film angesehen, der in manchen Kreisen als Snuff bezeichnet wurde. Es war noch früh, kaum zehn Uhr, und doch herrschte eine spätnachmittägliche Stimmung. Berger fühlte sich wie unter Zeitverschiebung nach einem Langstreckenflug. Sie trug noch immer einen Seidenpyjama und einen Morgenmantel, denn sie hatte erst wenige Minuten vor Lucys Ankunft geduscht.
In den knapp fünf Stunden, seit Scarpetta, Benton, Bacardi und Morales in ihrem Wohnzimmer gesessen hatten, hatte Berger die grausige Wahrheit erfahren und die Tat mit angesehen, als geschähe sie vor ihren eigenen Augen. Sie war Zeugin des qualvollen Sterbens dreier Menschen geworden, alle Opfer eines Mannes, dessen Aufgabe es eigentlich gewesen wäre, sie zu beschützen. Eines Arztes, der nie in seinem Beruf gearbeitet hatte und der auch nie hätte Polizist werden dürfen. Dem man, genau genommen, hätte verbieten müssen, sich seinen Mitmenschen auf mehr als einen Kilometer zu nähern.
Bis jetzt hatte man nur Jake Loudin aufspüren können. Allerdings würde er sicher nicht zugeben, dass er Mike Morales kannte oder ihn womöglich damit beauftragte, unverkäufliche Tiere einzuschläfern. Nur der Himmel wusste, welche Aufgaben er sonst noch für ihn erledigte. Vielleicht trat Morales in der Zoohandlungszene, wo er gegen Bezahlung in Kellern weitere Grausamkeiten verübte, ja auch unter dem Namen Juan Amate auf. Berger hoffte, dass es ihr gelingen würde, Loudin im Austausch für eine Strafminderung das Geständnis zu entlocken, er habe Morales gestern Abend angerufen, als Eva Peebles zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen war - und zwar im Keller einer Zoohandlung. Sie glaubte zwar nicht, dass Loudin einen Mord in Auftrag gegeben hatte, doch Eva Peebles war lästig geworden, und das wiederum hatte Morales einen Vorwand geliefert, sich ein wenig zu amüsieren.
Während sie sich noch anzog, surrte die Gegensprech- anlage. Lucy saß auf dem Bett, denn sie hatten sich unterdessen weiter unterhalten.
Berger knöpfte ihre Bluse von Oxford zu und hob den Hörer des Haustelefons ab.
»Jaime? Ich bin es, Kay« , sagte Scarpettas Stimme. »Ich stehe vor deiner Tür.«
Berger drückte die Null auf dem Tastenfe1d und entriegelte damit das Schloss. »Komm rein«, antwortete sie. "Ich bin gleich unten.«
»Stört es dich, wenn ich rasch dusche? «, fragte Lucy.

33
Marino sah sich auf seinem elektronischen Terminplaner die Nachrichten an, während er raschen Schrittes die Central Park South entlangging. Mit den Schultern voran schob er sich

durch die anderen Passanten wie ein Football-Spieler kurz vor dem Tor.

Benton saß in seinem blauen Nadelstreifenanzug dem Journalisten, einem gewissen Jim Soundso, gegenüber. Marino wusste nicht, wie er hieß, weil es noch zu früh für einen Auftritt der bekannteren Moderatoren war. BENTON WESLEY, FORENSISCHER PSYCHOLOGE, MCLEAN HOSPITAL stand in Versalien am unteren Bildrand.

»Guten Morgen, liebe Zuschauer. Heute ist Dr. Benton Wesley bei uns, der ehemalige Leiter der Abteilung Verhaltensforschung beim FBI in Quantico. Derzeit sind Sie in Harvard und hier am John Jay tätig, richtig?«

»Jim, ich möchte sofort auf den Punkt kommen, denn die Zeit drängt. Wir appellieren an Dr. Oscar Bane, sich bitte beim FBI ... «

»Gestatten Sie mir eine kleine Unterbrechung, denn unsere Zuschauer sollen erfahren, dass es sich hier um einen höchst brisanten Fall handelt. In den letzten beiden Nächten wurden in New York nämlich zwei abscheuliche Morde verübt. Was können Sie uns dazu sagen?«

Direkt vor Marino befanden sich der Columbus Circle und das Time Warner Center, wo Benton in diesen Minuten im Studio saß. Es war keine gute Idee gewesen, auch wenn Marino verstand, warum Benton keinen anderen Ausweg gesehen hatte und Berger nicht nach ihrer Meinung hatte fragen wollen. Erstens wollte er verhindern, dass man sie zur Verantwortung zog, und zweitens war er ihr nicht rechenschaftspflichtig. Obwohl Marino wusste, dass niemand Benton gegenüber weisungsbefugt war, löste sein Auftritt im Fernsehen ein mulmiges Gefühl in ihm aus.

»Falls er sich gerade diese Sendung anschaut, soll er bitte das FBI anrufen«, hallte Bentons Stimme in der Live-Sendung durch Marinos Ohrhörer. »Wir haben Anlass zu großer Sorge um Mr. Banes Sicherheit. Auf keinen Fall- ich wiederhole, auf keinen Fall - soll er sich mit der örtlichen Polizei oder anderen Behörden in Verbindung setzen. Wenn er sich beim FBI meldet, wird man ihn in Sicherheit bringen.«

Eine von Scarpettas Devisen lautete, man dürfe einen Menschen niemals so unter Druck setzen und in die Enge drängen, bis er glaubte, er habe nichts mehr zu verlieren. Auch Benton hielt sich an diesen Wahlspruch. Marino ebenfalls. Warum also dieses Theater? Erstens hatte Berger Morales angerufen, in Marinos Augen eine Katastrophe. Damit hatte sie ihm nur aus Schadenfreude einen Vorsprung verschafft. Der geniale Morales war aufgeflogen! Sie, Berger, war eine ausgezeichnete Staatsanwältin und mit allen Wassern gewaschen. Und dennoch hätte sie es nicht tun sollen. Marino fragte sich noch immer nach ihren wahren Beweggründen.

Er hatte das eigenartige Gefühl, dass sie es ihm aus persönlichen Gründen heimzahlen wollte. Scarpetta hätte sich niemals so verhalten, obwohl sie genug Gelegenheit dazu gehabt hätte. Nach Mitternacht in Bergers Wohnzimmer hätte Scarpetta jede Menge Seitenhiebe auf Morales loslassen können, den sie genauso unsympathisch und wenig vertrauenswürdig fand, wie Marino es tat. Allerdings hatten sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht gewusst, dass er in seiner Freizeit als Hauptdarsteller in selbst gedrehten Snuff-Filmen agierte. Jedenfalls war Scarpetta so wie immer absolut professionell geblieben, obwohl Morales mit ihr im selben Raum saß. Falls sie ihn für den Mörder gehalten hatte, hätte sie kein Wort darüber verloren, solange sie es nicht beweisen konnte. So war sie nun einmal.

»Ich muss sagen, Dr. Wesley, dass ich noch nie so einen ungewöhnlichen Appell gehört habe. Appell ist ja wohl nicht das richtige Wort, aber warum ... «

Marino beobachtete die winzigen Gestalten, die sich auf dem Bildschirm ein Wortgefecht lieferten. Berger wohnte nur etwa zwei Häuserblocks entfernt von hier. Sie war in Gefahr. Es war ausgesprochen riskant, jemanden wie Morales zu sehr unter Druck zu setzen und ihm seine Fehler unter die Nase zu reiben. Sicher würde er zuschlagen. Und wen würde er wohl zuerst ins

Visier nehmen? Sicherlich die Frau, die er zu erobern versuchte, seit er Ermittler geworden war. Die Frau, über die er Lügen in die Welt setzte, um den falschen Eindruck zu erwecken, er ginge mit der für Sexualdelikte zuständigen Staatsanwältin ins Bett. Aber das stimmte nicht. Weit gefehlt.
Morales war nämlich nicht ihr Typ.
Anfangs hatte Marino geglaubt, Bergers Typ zu kennen, nämlich reiche Männer wie Greg. Doch als er sie und Lucy bei der Besprechung in ihrem Wohnzimmer beobachtet und gesehen hatte, wie Lucy ihr in die Küche gefolgt und kurz darauf gegangen war, war bei ihm endgültig der Groschen gefallen.
Bergers Schwäche, ihre Leidenschaft waren nicht die Männer. Sie war gefühlsmäßig und körperlich dem eigenen Geschlecht zugeneigt.
». .. Mr. Bane hat derzeit guten Grund, niemandem über den Weg zu trauen«, erklärte Benton gerade. »Inzwischen wissen wir, dass seine Ängste um seine eigene Sicherheit, die er den Behörden gegenüber zum Ausdruck gebracht hat, nicht aus der Luft gegriffen sind. Wir nehmen sie sehr, sehr ernst … «
»Moment mal. Gegen ihn wurde doch Haftbefehl wegen Mordes erlassen. Sie müssen schon entschuldigen, aber ich habe ganz den Eindruck, dass Sie hier den Falschen schützen … «
»Mr. Bane, wenn Sie mich hören können« - Benton wandte sich zur Kamera -, »müssen Sie das FBI anrufen, und zwar die nächste Niederlassung, ganz gleich, wo Sie sich befinden. Dann wird man Sie in Sicherheit bringen.«
»Ich denke, dass eher wir es sind, die uns Gedanken um unsere Sicherheit machen sollten, meinen Sie nicht, Dr. Wesley?
Er ist es doch, den die Polizei des Mordes …«
»Ich habe nicht vor, den Fall mit Ihnen zu erörtern, Jim. Danke, dass Sie mir Ihre Zeit geopfert haben.«
Benton nahm das Mikrofon vom Revers und stand auf. »Nun, das ist ein außergewöhnlicher Moment in der Geschichte der Strafverfolgung in New York. Zwei Morde erschüttern diese Stadt, und der legendäre - ich glaube, dieses Wort passt - Profiler Benton Wesley appelliert an den Mann, den alle für den Täter halten … «
»Mist«, zischte Marino.
Niemals würde Oscar das FBI anrufen. Das hätte kein Mensch nach so einer Sendung getan.
Marino loggte sich aus und verließ das Netz. Sein Schritt wurde schneller. Unter der alten Harley-Jacke aus Leder brach ihm der Schweiß aus, und von der kalten Luft tränten ihm die Augen. Die Sonne versuchte, die schweren, dunklen Wolken zu durchdringen. Im nächsten Moment klingelte sein Mobiltelefon.
»Ja«, meldete er sich. Dabei machte er einen Bogen um die anderen Passanten, als hätten sie die Lepra, und sah ihnen nicht ins Gesicht.
»Ich werde mit einigen Leuten in der hiesigen FBI-Niederlassung über unseren Plan sprechen«, sagte Benton.
»Es ist recht gut gelaufen«, meinte Marino.
Benton, der nicht um eine Manöverkritik gebeten hatte, antwortete nicht.
»Ich erledige hier im Studio noch ein paar Anrufe und fahre dann zu Kay«, sagte Benton und klang dabei ziemlich niedergeschlagen.
»Ich glaube, es ist recht gut gelaufen«, wiederholte Marino. »Bestimmt hat Oscar die Sendung gesehen. Sicher ist er in einem Motel, wo es einen Fernseher gibt. Sie werden das Interview Tag und Nacht wiederholen, so viel steht fest.«
Marino blickte an dem zweiundfünfzig Stockwerke hohen Gebäude aus Glas und Metall hinauf

bis zu dem Penthouse, das auf den Park zeigte. Über dem pompösen Eingang stand TRUMP in riesigen goldenen Buchstaben. Aber in dieser teuren Gegend schien Gold ohnehin die Lieblingsfarbe zu sein.

»Falls Oscar die Sendung nicht sieht«, sagte Marino wie zu sich selbst, während Benton schwieg, »möchte ich mir die Gründe dafür lieber gar nicht vorstellen. Wenn er sich das Ding nämlich nicht selbst rausoperiert hat, wird jede seiner Bewegungen per GPS überwacht - und du weißt ja sicher, mit wessen GPS. Also hast du richtig gehandelt. Du hattest keine andere Wahl.«

Er redete weiter, bis ihm klar wurde, dass die Verbindung abgebrochen war. Er hatte gar nicht bemerkt, dass er ins Leere gesprochen hatte.

Der Pistolenlauf in Scarpettas Nacken löste nicht die erwartete Panik aus, sondern eher Fassungslosigkeit.

Der Zusammenhang zwischen ihren Handlungen und deren Folgen, zwischen Ursache und Wirkung, zwischen warum und wieso und jetzt und später schien verloren gegangen zu sein. Sie spürte nur eine unbeschreibliche Verzweiflung, weil Morales durch ihr Versagen in Jaime Bergers Penthouse hatte gelangen können. Kurz vor Ende ihres Lebens hatte sie es geschafft, eine unverzeihliche Sünde zu begehen. Sie trug die Verantwortung für Leid und Schmerz. Wegen ihrer Nachlässigkeit und ihres Leichtsinns würden andere nun genau das Schicksal erleiden, gegen das sie immer gekämpft hatte.

Im Grunde genommen war alles nur ihre Schuld. Die Armut ihrer Familie. Der Tod ihres Vaters. Die Trauer ihrer Mutter. Die Borderline-Erkrankung und schwere psychische Störung ihrer Schwester Dorothy und alles, was Lucy bis jetzt zugestoßen war.

»Er war noch nicht da, als ich geläutet habe«, wiederholte sie. Morales lachte laut. »Ich hätte ihn nie reingelassen.«

Berger starrte Morales unverwandt an und blieb, das Mobiltelefon in der Hand, reglos unten an der Wendeltreppe stehen. Hinter ihr in ihrem luxuriösen Penthouse befand sich eine Galerie meisterhafter Kunstwerke. Durch die blitzblanke, gewölbte Glasfront war die Skyline von New York zu sehen. Vor ihnen erstreckte sich das tiefer gelegene Wohnzimmer, ausgestattet mit Möbeln aus teurem Holz und Polstern in Erdtönen, wo sie alle noch vor kurzem gesessen hatten, als Freunde und Verbündete in einem Feldzug gegen den Feind, der nun enttarnt und zurückgekehrt war.

Mike Morales.

Scarpetta spürte, wie sich der Pistolenlauf von ihrem Kopf entfernte. Doch anstatt sich umzudrehen, blickte sie Berger an, in der Hoffnung, sie würde verstehen, dass sie allein gewesen war, als sie den Aufzug verlassen, geläutet und sich angemeldet hatte. Dann, plötzlich, hatte sich jemand wie ein Dämon auf sie gestürzt, sie am Arm gepackt und sie zur Wohnungstür hereingezerrt. Vielleicht hätte sie die Bemerkung einer der Pförtnerinnen vorhin beim Betreten des Gebäudes stutzig machen sollen.

»Die anderen erwarten Sie schon, Dr. Scarpetta«, hatte die hübsche junge Frau in der eleganten Uniform lächelnd zu ihr gemeint.

Welche anderen?

Scarpetta hätte nachfragen sollen. Mein Gott, warum hatte sie es nicht getan? Morales hatte doch nur seine Dienstmarke vorzeigen müssen. Vermutlich hatte er sich sogar das sparen können, denn er war ja erst vor wenigen Stunden hier gewesen. Außerdem hatte er ein charmantes und überzeugendes Auftreten und ließ sich nicht so leicht abwimmeln.

Nun schaute Morales sich um. Seine Pupillen waren geweitet. Seine Hände, die in Latexhandschuhen steckten, ließen eine kleine Sporttasche auf den Boden fallen, die er öffnete.

Sie enthielt ein ausklappbares Stativ, farblose Nylonfesseln und andere Gegenstände, die Scarpetta nicht erkennen konnte. Doch beim Anblick der Fesseln schlug ihr Herz schneller. Sie wusste, was man damit anrichten konnte, und sie hatte Angst davor.

»Lassen Sie Jaime gehen. Dann können Sie mit mir machen, was Sie wollen«, sagte sie.

»Maul halten.«

Als ob sie ihn langweilte.

Mit einer raschen Bewegung fesselte er Berger die Hände hinter dem Rücken und stieß sie unsanft aufs Sofa.

»Schön brav sein«, sagte er zu Scarpetta und fesselte ihr ebenfalls sehr fest die Hände.

Sofort krampften sich ihre Finger zusammen. Der Schmerz war entsetzlich, als hätte man eine Metallspange um ihre Handgelenke geschlossen, die die Blutgefäße abschnürte und sich bis in den Knochen grub. Er schubste sie neben Berger aufs Sofa. Im nächsten Moment klingelte oben ein Mobiltelefon.

Langsam wanderten seine Augen von dem Telefon, das er Berger aus der Hand gerissen hatte, zu der Galerie und den Räumen im oberen Stockwerk.

Das Telefon läutete noch einmal und verstummte dann.

Wasser plätscherte und wurde abgedreht. Scarpetta dachte an Lucy. Morales offenbar auch.

»Es gibt noch ein Zurück, Mike. Sie müssen das nicht tun ... «, begann Berger.

Als Scarpetta aufstand, versetzte Morales ihr einen so heftigen Stoß, dass sie zurück aufs Sofa stürzte.

Dann hastete er die Wendeltreppe hinauf, beinahe ohne die Stufen zu berühren.

Lucy frottierte ihr kurzgeschnittenes Haar und atmete in tiefen Zügen den Dampf in einer der luxuriösesten Duschen ein, die sie seit langem benutzt hatte.

Gregs Geschmack. Mit gläserner Duschwand, Seitenstrahldüsen, Dampfbad, Musik von allen Seiten, einem beheizten Sitz, falls man einfach nur in Ruhe Musik hören wollte. Berger hatte eine CD von Annie Lennox eingelegt. Vielleicht ein Zufall, weil Lucy sie letzte Nacht im Loft gehört hatte. Greg und seine Whiskys, seine Luxusspielzeuge und seine Anwältin. Lucy wunderte sich darüber, warum ein Mann, der offenbar zu leben verstand, sich eine Frau ausgesucht hatte, mit der er wegen einer Laune der Natur heraus das alles nie würde wirklich teilen können.

So als hätte man sich bei einer Mathematikaufgabe um eine Stelle verrechnet. Bis man die lange und komplizierte Gleichung durchgeackert hatte, war man Lichtjahre vom Rechenergebnis entfernt und hatte die Prüfung versiebt. Berger war die richtige Person, aber die falsche Lösung. Lucy hatte ein wenig Mitleid mit Greg, wusste aber, dass sie selbst von dieser Situation profitierte. Denn sie empfand ein so unbeschreibliches Glücksgefühl, wie sie es noch nie gekannt hatte. Das ganze Leben war so aufbauend, so erfrischend.

Es war, als hörte man sich immer wieder dasselbe berauschende Musikstück an, wie sie es gerade unter der Dusche getan hatte. Jede Berührung, jeder Blick, jede zufällige Absichtlichkeit, die dazu führte, dass zwei Körper sich erotisch streiften. Gleichzeitig ging es ans Herz, weil es wirklich etwas zu bedeuten hatte. Es war keine schäbige Bettgeschichte, geprägt von Schuldgefühlen und Scham. Alles passte, und Lucy konnte kaum fassen, dass es ihr tatsächlich geschehen war.

Es war ein Traum, den sie nie zu träumen gewagt hatte.

Nicht etwa aus Furcht wäre sie nie auf den Gedanken gekommen, sich so etwas zu wünschen. Sie hatte einfach ebenso wenig darüber nachgedacht wie über Außerirdische, schnelle Flugzeuge oder Rennwagen. Denn die einen gab es nicht, die anderen konnte sie sich jederzeit spontan kaufen. Deshalb hatte Lucy auch keinen Gedanken daran verschwendet, was mit

Jaime Berger möglich oder nicht möglich wäre, auch wenn sie bei ihren früheren seltenen Begegnungen stets Schwindel und Aufgeregtheit empfunden hatte. So, als hätte man sie aufgefordert, mit einem Löwen oder einem Tiger zu spielen, einem Tier, mit dem sie sich nie in einem Raum aufhalten, geschweige denn es streicheln würde.

Lucy stand in der dampfenden Dusche auf. Wegen der beschlagenen Scheibe konnte sie nichts sehen. Dabei überlegte sie, wie sie es ihrer Tante am besten in einem offenen Gespräch beibringen sollte.

Als sie die Tür öffnete, bewegte sich davor eine Gestalt.

Dampf umhüllte Mike Morales' Gesicht. Er lächelte sie an. Seine Pistole war nur wenige Zentimeter von ihrem Kopf entfernt.

»Stirb, du Schlampe«, sagte er.

Die Tür gab unter der Wucht des Rammbocks nach und schlug gegen die Wand. Bacardi und der uniformierte Kollege, der, wie sie glaubte, Ben hieß, hörten beim Eintreten der Wohnung ID die leise Musik von Coldplay und standen vor Dr. Kay Scarpetta. »Was zum Teufel soll das!«, entfuhr es Bacardi.

Alle Wände waren mit Abbildungen von Scarpetta bedeckt. Poster, einige vom Boden bis zur Decke reichend, keine gestellten Aufnahmen, sondern Schnappschüsse, entstanden im Studio von CNN, am Ground Zero oder in der Gerichtsmedizin, wo sie abgelenkt gewesen war und nicht ahnte, dass sie gerade fotografiert wurde. Bacardi nannte so etwas ein Gedankenverbrechen: Die handelnde Person übte zwar keine körperliche Gewalt aus, bemächtigte sich aber gedanklich ihres Opfers.

»Das ist ja ein Altar!«, rief Ben oder wie er auch immer heißen mochte.

Die Wohnung lag im hinteren Teil des Hauses, eine Etage über der von Terri Bridges. Bis auf einen schlichten Schreibtisch aus Ahornholz an einer Wand und einen Bürostuhl war sie unmöbliert. Auf dem Tisch stand ein Laptop, eines dieser neuen Airbooks oder wie man die Dinger heutzutage nannte. Jedenfalls waren sie sündhaft teuer und federleicht. Bacardi hatte gehört, dass manche Menschen sie schon versehentlich mit einem Stapel Zeitungen weggeworfen hatten, und konnte sich das gut vorstellen. Der Laptop war mit einem Ladegerät verbunden. Auf iTunes lief »Clocks«, leise gestellt und auf Endlosschleife. Der Himmel wusste, wie lange das Lied schon spielte, denn jemand hatte auf dem Menü »Repeat« angeklickt.

Außerdem standen auf dem Tisch vier winzige Vasen aus billigem Kristallglas, jede mit einer verwelkten Rose darin. Bacardi ging zum Schreibtisch und zupfte ein Blütenblatt ab. »Gelb«, sagte sie.

Officer Ben, wie sie ihn nun in Gedanken nannte, war so sehr damit beschäftigt, den Scarpetta-Altar zu begutachten, dass er sich nicht für ein paar verwelkte Rosen interessierte. Offenbar verstand er auch nicht, dass die Farbe Gelb für eine Frau eine Bedeutung hatte. Doch Bacardi wusste es besser. Ein Mann, der einer Frau gelbe Rosen schenkte, war einer, den sie nie bekommen würde, und wenn sie Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um ihn sich zu angeln. Als sie Officer Ben ansah, befürchtete sie schon für einen Moment, sie hätte es laut ausgesprochen.

»Und jetzt?«, sagte sie, und ihre Stimme hallte von den alten, verputzten Wänden wider, als sie von Zimmer zu Zimmer ging. »Ich weiß nicht, was wir hier sollen, denn in dieser Wohnung gibt es nichts als den Computer und jede Menge Klopapier.«

Als sie wieder zurückkam, betrachtete Officer Ben noch immer die Fotos von Scarpetta, die, verglichen mit diesem Zimmer, so groß wie der Times Square wirkten. Er leuchtete sie mit seiner Taschenlampe ab, offenbar in der Hoffnung, dass sie ihm etwas verraten würden.

»Während Sie gaffen«, meinte Bacardi, »rufe ich Pete - für Sie Detective Marino - an und

frage ihn, was wir mit Gotham Gotcha anfangen sollen. Haben Sie eine Ahnung, wie man eine Website festnimmt, Ben?«
»Ban«, verbesserte er sie. »Abkürzung für Bannerman.« Wie ein abstürzender Komet glitt der Strahl seiner Taschenlampe über die riesigen Plakate.
»An Dr. Scarpettas Stelle würde ich ein paar Leibwächter anheuern«, stellte er fest.

34

Als das Haustelefon läutete, erklärte Berger Morales, dass es sich um die Gegensprechanlage handelte.
»Vermutlich der Sicherheitsdienst«, fügte sie hinzu. Sie saß auf dem Sofa und war vor Schmerzen ganz blass im Gesicht.
Ihre auf dem Rücken gefesselten Hände waren kirschrot angelaufen. Scarpetta konnte ihre eigenen Hände nicht mehr spüren; sie waren völlig taub.
»Wahrscheinlich haben sie den Schuss gehört.« Wenn eine Stimme grau sein konnte, dann war Bergers Stimme grau.
Als von oben der Klingelton eines Mobiltelefons zu hören gewesen und Morales die Treppe hinaufgehastet war, hatte Scarpetta die Frage gestellt, die die Ewigkeit für sie verändern würde.
»Ist Lucy da oben?«, flüsterte sie Berger zu.
Anstelle einer Antwort riss Berger nur die Augen auf. Im nächsten Moment fiel der Schuss.
Es klang, als wäre eine Eisentür ins Schloss gefallen, beinahe wie die stählernen Schleusen im Bellevue.
Dann herrschte Stille.
Inzwischen war Morales zurück. Scarpetta war bis auf Lucy alles gleichgültig geworden.
»Bitte rufen Sie einen Krankenwagen«, sagte sie zu ihm. »Ich gebe hier die Befehle, Doc.« Er fuchtelte mit der Pistole herum und schien kurz vor dem Durchdrehen. »Die Sache ist, dass Ihre Nichte, diese arrogante kleine Zicke, jetzt eine Kugel in ihrem Köpfchen hat. Wenn man sich vorstellt, wie viel IQ ich heute Morgen schon durch den Wolf gedreht habe. Mann!«
Er griff nach der offenen Sporttasche und baute sich damit vor dem Sofa auf. Am Bund seiner tiefsitzenden Jeans war ein elektronischer Terminplaner befestigt, auf dessen Anzeige ein GPS-Verlauf zu sehen war, eine dicke rosafarbene Linie, die sich durch einen Stadtplan schlängelte.
Morales stellte die Tasche auf dem Couchtisch ab. Seine Hand im Latexhandschuh holte ein Paar Joggingschuhe von Brooks in einer kleinen Größe und ein Plastiktütchen heraus, das die Polyvinylabdrücke von Oscars Fingerspitzen enthielt. Scarpetta hatte sie selbst angefertigt. Das Tütchen war fettig, als hätte Morales die Polyvinylabdrücke mit einem Gleitmittel bestrichen. Die Pistole balancierte er auf dem Oberschenkel.
Nachdem er die Abdrücke aus dem Tütchen genommen hatte, stülpte er sie über die Finger seiner linken Hand. Zum ersten Mal fiel Scarpetta auf, dass er Linkshänder war.
Die Pistole in der anderen Hand, stand er auf und spreizte grinsend die Finger mit den seltsam anmutenden weißlichen Fingerspitzen. Seine Pupillen waren so geweitet, dass er schwarze Löcher anstelle von Augen zu haben schien.
»Niemand wird von mir verlangen, dass ich die Umkehrung wieder umkehre«, meinte er. »Die hier sind nämlich umgekehrt. «
Langsam bewegte er seine gummiartigen Fingerspitzen und amüsierte sich offenbar königlich.
»Richtig, Dr. Sherlock? Sie wissen doch genau, wovon ich rede? Wie viele Menschen gibt es, die diese Methode kennen?«
Damit wollte er sagen, dass es sich um die Abdrücke von Abdrücken handelte, die sich beim

Anbringen auf einer Fläche natürlich umkehren würden. Vermutlich hatte Morales beim Fotografieren der Abdrücke, die er selbst an der Lampe in Eva Peebles' Badewanne zurückgelassen hatte, eine Lösung dafür gefunden. Wer die Abdrücke in Bergers Wohnung abnahm und fotografierte, würde feststellen, dass sie spiegelverkehrt waren, und sich fragen, wie das wohl hatte geschehen können. Ein Spezialist für Fingerabdrücke würde sie aus den unterschiedlichsten Perspektiven betrachten und eine genaue geometrische Analyse durchführen müssen, um diese gefälschten Fingerabdrücke mit denen von Oscar in IAFIS abzugleichen.

»Antworte gefälligst, wenn ich mit dir rede, du Schlampe.« Morales kam so nah, dass Scarpetta seinen Schweiß riechen konnte.

Er setzte sich neben Berger, steckte ihr die Zunge in den Mund und rieb den Pistolenlauf langsam zwischen ihren Beinen.

»Keiner wird drauf kommen«, sagte er zu Scarpetta, während er Berger mit dem Lauf des Revolvers streichelte. Sie saß da wie erstarrt.

»Keiner«, bestätigte Scarpetta.

Er stand auf und fing an, Fingerabdrücke aus Silikon an verschiedenen Stellen der Glasplatte des Couchtisches zu hinterlassen. Dann ging er zur Hausbar, öffnete eine Glastür und nahm den irischen Whiskey heraus. Er griff nach einem farbigen Cognacschwenker, der offenbar aus mundgeblasenem venezianischem Glas bestand, und schenkte sich ein. Während er den Alkohol gierig hinunterstürzte, brachte er Oscars Fingerabdrücke überall an Flasche und Glas an.

Wieder läutete das Haustelefon.

Morales achtete noch immer nicht darauf.

»Der Sicherheitsdienst hat einen Schlüssel«, erklärte Berger. »Wenn er im Haus merkwürdige Geräusche hört und man sich nicht meldet, schickt er jemanden rauf. Lassen Sie mich rangehen und bestätigen, dass alles in Ordnung ist. Wir brauchen keine weiteren Opfer.«

Morales trank noch einen Schluck, ließ den Whiskey sich im Mund entfalten und drohte Berger mit der Waffe.

»Sag ihnen, sie sollen abhauen«, befahl er. »Aber keine Tricks, sonst gibt es Tote.«

»Ich kann nicht abheben.«

Mit einem entnervten Seufzen nahm Morales den schnurlosen Hörer und hielt ihn ihr an Mund und Ohr.

Scarpetta bemerkte winzige rote Flecken auf seinem hellhäutigen Gesicht. Sie sahen aus wie Sommersprossen, waren aber keine, und etwas bewegte sich in ihr wie tektonische Platten vor einem gewaltigen Erdbeben.

Die rosafarbene Linie auf dem PDA bewegte sich zickzack- förmig weiter. Derjenige kam schnell voran. Oscar. »Bitte rufen Sie einen Krankenwagen«, flehte sie. »Tut mir leid«, flüsterte Morales achselzuckend.

»Hallo?«, sprach Berger in das Telefon, das er ihr hinhielt. »Wirklich? Wissen Sie, was? Das muss im Fernsehen gewesen sein. Wahrscheinlich schaut er sich einen Rambo-Film an. Danke für Ihre Aufmerksamkeit.«

Morales nahm das Telefon von ihrem bleichen Gesicht. »Drücken Sie die Null, um es abzuschalten«, murmelte sie tonlos.

Morales tat es und stellte das schnurlose Telefon zurück ins Ladegerät.

Marino schob die Tür mit dem Zeigefinger einen Spaltbreit auf und zog die Glock aus der Tasche seiner Lederjacke. Die Alarmanlage verkündete mit einem Schrillen, dass eine Tür oder ein Fenster geöffnet worden war.

Die Pistole mit beiden Händen umfassend, pirschte Marino sich in Bergers Penthouse. Als er weiterschlich, sah er vor sich das tiefer gelegene Wohnzimmer, das ihn an ein Raumschiff erinnerte.

Berger und Scarpetta saßen, die Arme auf dem Rücken, auf dem Sofa. Er erkannte an ihren Mienen, dass es zu spät war. Ein Arm streckte sich über die Lehne des Ecksofas und hielt Scarpetta eine Pistole an den Hinterkopf.

»Waffe fallen lassen, Arschloch«, brüllte Morales.

Doch Marino zielte mit seiner Glock weiter auf Morales, der, den Finger am Abzug, den Lauf seiner Pistole tief in Scarpettas blondes Haar gebohrt hatte.

»Was soll der Quatsch, Gorilla-Mann? Du lässt jetzt deine verdammte Waffe fallen. Sonst spritzt hier gleich überall geniales Gehirn herum.«

»Tu es nicht, Morales. Alle wissen, dass du der Mörder bist. Gib auf«, sagte Marinos Mund, während er sich den Kopf nach einem Ausweg zermarterte. Aber er stand noch immer mit dem Rücken zur Wand, und ihm wollte einfach keine Lösung einfallen.

Er saß in der Falle.

Wenn er abdrückte, würde Morales ebenfalls schießen.

Morales würde dann vermutlich tot sein. Berger und Marino waren gerettet. Aber Scarpetta müsste es mit ihrem Leben bezahlen.

»Du hast ein Problem mit den Beweisen, Gorilla-Mann. Hat dich schon mal jemand so genannt?«, antwortete Morales. »Mir gefällt es. Gorilla-Mann.«

Marino war nicht sicher, ob er betrunken oder auf Droge war. Nüchtern war er jedenfalls nicht.

»Weil … weil«, fuhr Morales kichernd fort. »Du immer herhalten musst, wenn so richtig die Fäuste fliegen sollen. Aber in Wirklichkeit machst du dich für die Weiber nur zum Affen.«

»Marino, lass bloß die Waffe nicht fallen«, sagte Scarpetta mit bemerkenswert ruhiger Stimme, obwohl ihr Gesicht aschfahl war. »Er kann uns nicht alle auf einmal erschießen. Lass bloß die Waffe nicht fallen.«

»Ah, unsere kleine Heldin.« Als Morales ihr den Pistolenlauf fest gegen den Kopf presste, zuckte sie wider Willen zusammen. »Ein tapferes Mädchen. Schade, dass sie nur Leichen als Patienten hat, die sich weder bedanken noch beschweren können.«

Er beugte sich vor und leckte ihr über das Ohr.

»Armes Ding. Hält lebendige Menschen einfach nicht aus.

So heißt es doch immer über Ärzte wie dich. Außerdem, dass du nur schlafen kannst, wenn die Klimaanlage auf fünfzehn Grad eingestellt ist. Weg mit der verdammten Waffe! «, brüllte er Marino an.

Die beiden Männer fixierten einander mit Blicken.

»Wenn du meinst.« Achselzuckend wandte Morales sich an Scarpetta. »Schlafenszeit. Dann siehst du wenigstens deine kostbare kleine Lucy wieder. Hast du Marino schon erzählt, dass ich ihr oben die Rübe weggepustet habe? Grüß die anderen im Himmel von mir.«

Marino wusste, dass er es ernst meinte. Er hatte einen Riecher dafür, wenn jemand nichts mehr zu verlieren hatte, und genau das traf auf Morales zu. Scarpetta bedeutete ihm nichts. Die ganze Welt war ihm gleichgültig. Er würde es tun.

»Nicht schießen«, sagte Marino. »Ich lege die Waffe weg. Nicht schießen.«

»Nein!«, rief Scarpetta. »Nein!«

Berger schwieg, weil keines ihrer Worte etwas bewirkt hätte. Sie wusste, dass es besser war, sich rauszuhalten.

Marino zögerte, seine Waffe aufzugeben. Morales hatte Lucy erschossen und würde sie alle ebenfalls umbringen. Sicher war Lucy oben. Wenn Marino seine Waffe behielt, hatte Morales

zumindest nicht die Möglichkeit, sie alle zu töten. Aber er würde Scarpetta ermorden, und das durfte Marino nicht zulassen. Lucy war tot. Keiner von ihnen würde überleben.

Da erschien ein winziger roter Laserpunkt auf Morales' rechter Schläfe. Der Punkt flackerte und zitterte stark. Dann bewegte er sich ein ganz kleines Stück wie ein rubinrotes Glühwürmchen.

»Ich lege jetzt die Waffe weg«, sagte Marino und ging in die Hocke.

Er blickte weder nach oben noch hinter sich und ließ sich nicht anmerken, dass er etwas gesehen hatte. Stattdessen legte er die Glock auf den Orientteppich, ohne die Augen von Morales abzuwenden.

»Und jetzt stehst du ganz langsam auf«, befahl Morales. Er nahm die Pistole von Scarpettas Kopf und richtete sie auf Marino, während das rote Glühwürmchen um sein Ohr kroch.

»Wahrscheinlich heulst du gleich nach deiner Mami«, höhnte Morales. Inzwischen ruhte der Laserpunkt auf seiner rechten Schläfe.

Der scharfe Knall von der Galerie war ohrenbetäubend.

Marino hatte noch nie selbst erlebt, dass jemand in sich zusammensackte wie eine Marionette mit durchtrennten Fäden. Er rannte um das Sofa herum und hob die Pistole vom Boden auf. Rund um Morales' Kopf bildete sich eine Blutlache auf dem schwarzen Marmorboden. Marino griff nach dem Telefon und verständigte die Polizei, während er in die Küche hastete, um ein Messer zu holen. Doch er überlegte es sich anders, riss eine Geflügelschere aus dem Messerblock und durchtrennte die Fesseln an Scarpettas und Bergers Handgelenken.

Als Scarpetta nach oben eilte, konnte sie ihre Hand auf dem Treppengeländer nicht spüren.

Lucy saß unmittelbar hinter der Tür, die von der Galerie ins Schlafzimmer führte. Alles war mit Blut verschmiert. Offenbar war sie vom Badezimmer aus über den Parkettboden gerobbt und hatte Morales mit der Glock erschossen, die neben ihr lag. Nun lehnte sie, ein Handtuch auf dem Schoß, zitternd an der Wand. Sie war von oben bis unten mit Blut bedeckt, so dass Scarpetta nicht feststellen konnte, wo sie getroffen worden war. Jedenfalls am Kopf, vermutlich am Hinterkopf. Ihr Haar war blutdurchtränkt. Das Blut lief ihr den Hals und den nackten Rücken hinunter und sammelte sich zu einer Lache.

Mühsam quälte Scarpetta sich aus Wintermantel und Blazer, kauerte sich auf den Boden und tastete mit tauben Händen Lucys Hinterkopf ab. Als sie den Blazer gegen die Wunde drückte, stieß Lucy einen Schmerzensschrei aus.

»Alles wird gut, Lucy«, sagte Scarpetta. »Was ist passiert?

Kannst du mir zeigen, wo du getroffen worden bist?« »Genau hier. Verdammt. Genau hier. Scheiße. Es ist nur ein Kratzer. Mir ist so kalt.«

Scarpetta fuhr mit der Hand über Lucys glitschigen Hals und Rücken, konnte aber nichts ertasten. Ihre Hände begannen zu brennen und zu prickeln, und ihre Finger fühlten sich wie Fremdkörper an.

Berger erschien oben an der Treppe.

»Hol Handtücher«, wies Scarpetta sie an. »Und zwar viele.«

Nachdem Berger sich vergewissert hatte, dass Lucy bei Bewusstsein war, hastete sie ins Bad.

»Wo ist die empfindliche Stelle? Wo tut es weh?«, erkundigte Scarpetta sich bei Lucy.

»Nicht da hinten.«

»Bist du sicher?« Scarpetta tastete nach, so gut sie es mit ihren tauben Händen konnte. »Ich will wissen, ob mit deiner Wirbelsäule alles in Ordnung ist.«

»Da hinten ist nichts. Es fühlt sich eher an, als ob mein linkes Ohr weg wäre. Ich kann fast nichts hören.«

Sie rutschte um Lucy herum, setzte sich hinter sie, streckte die Beine zu beiden Seiten von ihr aus, lehnte den Rücken an die Wand und untersuchte vorsichtig Lucys stark blutende Kopfhaut.

»Ich habe noch kein richtiges Gefühl in den Händen«, sagte Scarpetta. »Führ meine Finger, Lucy. Zeig mir, wo es weh tut.«

Lucy griff nach ihrer Hand und schob sie an die entsprechende Stelle.

»Genau hier. Verdammt, sind das Schmerzen. Ich glaube, es ist unter der Haut. Scheiße, tut das weh. Mein Gott, nicht draufdrücken, aua!«

Da Scarpetta ihre Lesebrille nicht aufhatte, sah sie nichts als ein Gewirr aus blutigen Haaren. Als sie die Hand auf Lucys Hinterkopf drückte, schrie diese auf.

»Wir müssen die Blutung stoppen«, sagte Scarpetta ganz ruhig und freundlich, fast als spräche sie mit einem Kind.

»Offenbar steckt die Kugel unmittelbar unter der Haut, der Grund, warum es so weh tut, wenn ich darauf drücke. Alles wird gut. Du wirst wieder gesund. Der Krankenwagen kommt gleich.«

Berger hatte Striemen an den Handgelenken. Mit rot angelaufenen, steifen und unbeweglichen Händen entfaltete sie einige weiße Badelaken und schob sie Lucy in den Nacken und unter die Beine. Lucy war nackt und nass. Offenbar war sie gerade aus der Dusche gekommen, als Morales auf sie geschossen hatte. Berger kniete sich neben sie auf den Boden. Sie beschmierte sich Hände und Bluse mit Blut, als sie Lucy streichelte und beteuerte, dass alles wieder in Ordnung kommen würde.

»Er ist tot«, teilte sie Lucy mit. »Er wollte gerade Marino erschießen und anschließend uns.«

Die Nerven in Scarpettas Händen erwachten wieder zum Leben, was sich anfühlte wie Millionen von Nadelstichen. Undeutlich nahm sie einen kleinen, harten Klumpen an Lucys Hinterkopf, einige Zentimeter links von der Mitte, wahr.

»Genau hier ist es«, meinte sie zu Lucy. »Hilf mir, wenn du kannst.«

Lucy hob ihre Hand und zeigte ihr die Einschussstelle. Als Scarpetta die Kugel entfernte, stieß sie einen lauten Schmerzensschrei aus. Es handelte sich um ein deformiertes Halbmantelgeschoss mittleren oder großen Kalibers, das sie Berger reichte. Dann presste sie das Handtuch fest auf die Wunde, um die Blutung zu stoppen.

Scarpettas Pullover war mit Blut durchtränkt. Sie glaubte nicht, dass die Kugel die Schädeldecke durchschlagen hatte. Vermutlich war sie im falschen Winkel aufgekommen und hatte innerhalb von Sekundenbruchteilen ihre kinetische Energie in einem verhältnismäßig kleinen Bereich verbraucht.

Da sich unterhalb der Kopfhaut zahlreiche Blutgefäße befanden, blutete es ziemlich heftig und sah deshalb schlimmer aus, als es war. Scarpetta drückte das Handtuch fest gegen die Wunde und stützte mit der rechten Hand Lucys Stirn.

Lucy lehnte sich schwer gegen sie und schloss die Augen.

Scarpetta fühlte ihr am Hals den Puls, der zwar schneller ging, jedoch nicht besorgniserregend war. An der Atmung gab es ebenfalls nichts auszusetzen. Sie war nicht unruhig und machte keinen verwirrten Eindruck. Nichts wies auf einen bevorstehenden Schock hin. Also legte Scarpetta ihr weiter eine Hand auf die Stirn und drückte mit der anderen fest auf die Wunde, um die Blutung zu stoppen.

»Lucy, du musst die Augen aufmachen und wach bleiben. Verstehst du? Kannst du uns erzählen, was passiert ist?«, fragte Scarpetta. »Er ist nach oben gerannt, und dann haben wir einen Schuss gehört. Erinnerst du dich daran?«

»Du hast uns allen das Leben gerettet«, fügte Berger hinzu. »Du wirst wieder gesund. Alles wird gut.«

Sie streichelte Lucys Arm.

»Ich bin nicht ganz sicher«, sagte Lucy. »Ich weiß noch, dass ich in der Dusche war. Dann lag ich plötzlich auf dem Boden, und mein Kopf fühlte sich an, als hätte mir jemand eins mit einem Amboss übergezogen. Im ersten Moment konnte ich nichts sehen. Ich dachte schon, ich wäre für immer blind geworden. Aber dann nahm ich wieder Licht und Umrisse wahr. Ich hörte ihn unten, habe es aber nicht geschafft aufzustehen, weil mir so schwindlig war. Also bin ich zu dem Stuhl gekrochen, habe mich über den Holzboden zu meiner Jacke geschleppt und die Pistole herausgeholt. Dann wurde meine Sicht wieder klar.«

Die blutige Glock lag auf dem Boden neben dem Geländer der Galerie. Scarpetta erinnerte sich, dass Marino sie Lucy zu Weihnachten geschenkt hatte. Es war Lucys Lieblingswaffe, ihren Worten nach das schönste Geschenk, was sie je von ihm bekommen hatte, eine Pistole Kaliber -40 im Taschenformat mit Laser-Sichtgerät und einigen Schachteln passender Hochgeschwindigkeits- Hohlmantelmunition. Marino kannte Lucys Geschmack. Schließlich hatte er ihr als Kind das Schießen beigebracht. Damals waren die beiden einfach in seinem Pick-up losgefahren. Später hatte Lucys Mutter - Scarpettas Schwester Dorothy -, gewöhnlich, wenn sie betrunken war, angerufen und herumgeschrien, Scarpetta verderbe Lucy und sie dürfe sie nie mehr wiedersehen.

Vermutlich hätte Dorothy Lucy wirklich nicht erlaubt, Scarpetta zu besuchen, wenn es da nicht ein kleines Problem gegeben hätte: Dorothy wollte eigentlich kein Kind, weil sie selbst noch eines war und sich nach einem Vater sehnte, der für sie sorgte und sie vergötterte, wie ihr Vater es bei Scarpetta getan hatte.

Scarpetta stützte weiter mit einer Hand Lucys Stirn und hielt ihr mit der anderen das Handtuch an den Hinterkopf. Inzwischen fühlten sich ihre Hände heiß und geschwollen an und pochten. Obwohl die Blutung inzwischen stark nachgelassen hatte, verkniff sie sich eine erneute Untersuchung, sondern drückte nur auf die Wunde.

»Sieht aus wie aus einer Achtunddreißiger«, stellte Lucy fest und schloss wieder die Augen.

Offenbar hatte sie die Kugel bemerkt, die Scarpetta Berger gegeben hatte.

»Ich möchte, dass du die Augen offen hältst und wach bleibst«, wies Scarpetta sie an. »Es geht dir zwar den Umständen entsprechend gut, aber du darfst nicht einschlafen. Ich glaube, ich habe ein Geräusch gehört. Bestimmt ist das der Notarzt. Wir fahren jetzt in die Notaufnahme und lassen dort all die netten Untersuchungen durchführen, an denen du immer solche Freude hast. Röntgenaufnahmen. Magnetresonanztomographie. Sag mir, wie du dich fühlst.«

»Ich habe mordsmäßige Schmerzen. Hast du seine Waffe gesehen? Ich frage mich, was für eine es war. Ich kann mich nämlich weder an ihn noch an die Pistole erinnern.«

Scarpetta stellte fest, dass sich unten die Tür öffnete. Geklapper und angespanntes Stimmengewirr hallten zu ihr hinauf, als die Rettungsmannschaft eintraf. Marino eilte vor den laut durcheinandersprechenden Sanitätern die Treppe hinauf. Oben angekommen, machte er Platz und betrachtete erst Lucy in ihren blutigen Badelaken und dann die Glock auf dem Boden. Er beugte sich vor und hob die Waffe auf. Und dann tat er etwas, das an einem Tatort eigentlich streng tabu war. Er hielt sie in der Hand, obwohl er keine Handschuhe trug, und verschwand damit im Bad.

Der Arzt sprach mit Lucy und stellte ihr Fragen, die sie beantwortete, während sie auf einer Trage festgeschnallt wurde. Weil Scarpetta so mit ihrer Nichte beschäftigt war, fiel ihr gar nicht auf, dass Marino plötzlich wieder unten stand und sich zu drei uniformierten Kollegen gesellt hatte. Zwei weitere Sanitäter hoben Morales' Leiche auf eine Bahre. Wiederbelebende Maßnahmen sparten sie sich, denn er war zweifelsfrei tot.

Marino nahm das Magazin aus der Glock - Lucys Glock und leerte die Kammer, während einer der Polizisten eine Papiertüte offen hielt. Dabei erklärte Marino, Berger habe, unbemerkt

von Morales, mit der Fernbedienung die Wohnungstür geöffnet und ihn hereingelassen. Er erfand eine Geschichte, er habe sich so nah wie möglich herangeschlichen und dann absichtlich ein Geräusch gemacht, damit Morales aufblickte.

»Das gab mir gerade genug Gelegenheit, abzudrücken, bevor er jemanden erschießen konnte«, log Marino. »Er stand nämlich hinter Doc Scarpetta und zielte mit seinem Revolver auf sie.«

»Wir saßen hier auf dem Sofa«, ergänzte Berger, die danebenstand.

»Eine Achtunddreißiger ohne Hammer«, fügte Marino hinzu.

Er erläuterte alles, nahm die Schuld am Tod eines Menschen auf sich und erwartete kein Lob. Berger spielte mit, ohne mit der Wimper zu zucken. Offenbar war es ihre neue Lebensaufgabe, dafür zu sorgen, dass Lucy nicht in Schwierigkeiten geriet.

Laut Gesetz war Lucy in New York der Waffenbesitz streng verboten, selbst in geschlossenen Räumen oder zur Selbstverteidigung. Offiziell gehörte die Pistole ja noch Marino, weil er es nie geschafft hatte, die nötigen Formulare auszufüllen, um sein Geschenk auf Lucy umzumelden. Seit dem letzten Weihnachtsfest in Charleston war so viel geschehen. Alle hatten sich einander entfremdet. Rose hatte sich plötzlich verändert, und anfangs hatte niemand gewusst, warum. Und Scarpetta war nicht in der Lage gewesen, ihre gemeinsame Welt wieder ins Lot zu bringen, die auseinanderzufliegen schien wie ein alter Golfball mit aufgeplatzter Haut. Vor noch nicht allzu langer Zeit war sie sicher gewesen, dass das der Anfang vom Ende ihrer Freundschaft war.

Scarpetta und Lucy hielten sich an den blutigen Händen, während die Sanitäter mit der Trage zum Aufzug polterten. Einer von ihnen funkte den Krankenwagen an, der vor dem Gebäude stand. Die Türen gingen auf, und Benton trat in seinem Nadelstreifenanzug aus dem Aufzug. Er sah genauso aus wie bei CNN. Scarpetta hatte die Sendung auf ihrem BlackBerry verfolgt, während sie vor Bergers Wohnungstür wartete.

Benton nahm Lucys andere Hand. Als er Scarpetta in die Augen blickte, malten sich unermessliche Trauer und Erleichterung in seinem Gesicht.

35

13. Januar

Scarpetta hatte den Tisch im Elaine's nicht ihrer Prominenz zu verdanken. Kein Mensch, und mochte er noch so wichtig sein, genoss Privilegien oder wurde bevorzugt behandelt, wenn er der legendären Restaurantbesitzerin unsympathisch war.

Wenn Elaine wie jeden Abend an einem ihrer Tische Hof hielt, schwebte Erwartung durch die Luft wie Zigarettenrauch aus früheren Tagen, als man hier noch über Kunst debattiert, sie kritisiert oder neu definiert hatte. Jedenfalls hatte sie stets im Mittelpunkt der Diskussionen gestanden. Außerdem hatte jeder, unabhängig von seinem Aussehen, Zutritt zum Lokal gehabt. Die Wände kündeten von einer Vergangenheit, die Scarpetta zwar betrauerte, aber nicht vermisste. Vor vielen Jahrzehnten war sie zum ersten Mal hier gewesen, und zwar während eines gemeinsamen Wochenendes mit einem Mann, in den sie sich an der Juristischen Fakultät in Georgetown verliebt hatte.

Inzwischen war er längst aus ihrem Leben verschwunden, und sie war mit Benton verheiratet. Die Inneneinrichtung im Elaine's hatte sich seit damals nicht verändert: Alles, bis auf den roten Kachelboden, war in Schwarz gehalten, und es gab Garderobenhaken sowie Münzfernsprecher, die niemand mehr benutzte. In den Regalen standen vom Autor signierte Bücher, die kein Gast je zu berühren gewagt hätte. Die Wände waren vom Boden bis zur

Decke mit Fotos von Schriftstellern und Filmstars tapeziert.

Scarpetta und Benton blieben an Elaines Tisch stehen, um sie zu begrüßen - ein Kuss auf jede Wange und ein Ich habe Sie ja schon ewig nicht gesehen. Wo waren Sie denn so lange? Scarpetta erfuhr, sie habe gerade einen ehemaligen Außenminister verpasst. Letzte Woche sei ein früherer Quarterback der Giants hier gewesen, den sie nicht mochte. Und heute Abend sei ein Showmaster zu Gast, den sie noch weniger leiden konnte. Als Scarpetta sagte, sie erwarte noch weitere Personen, war das für Elaine keine Neuigkeit, denn die grande dame war immer bestens darüber informiert, wer in ihrem Etablissement ein und aus ging.

Louie, Scarpettas Lieblingskellner, fand genau den richtigen Tisch für sie.

»Ich sollte ja nicht darüber reden«, begann er, während er ihr den Stuhl zurechtrückte, »aber ich habe gehört, was vorgefallen ist.« Er schüttelte den Kopf. »Ihnen gegenüber müsste ich mir solche Bemerkungen eigentlich verkneifen, aber mir waren die Zeiten von Gambino und Bonanno lieber. Die hatten zwar auch Dreck am Stecken, doch wenigstens ihre Gründe dafür, wenn Sie verstehen, was ich meine. Sie haben ihre Mitmenschen nicht aus Jux und Dollerei kaltgemacht. Vor allem so eine arme Frau. Eine Zwergin. Und eine alte Witwe. Und dann noch die andere Frau und den Jungen. Die hatten doch gar keine Chance.«

»Richtig«, stimmte Benton zu.

»Ich finde, das mit dem Zement an den Füßen, das hatte noch Stil. Manchmal gibt es eben Sachzwänge. Darf ich mich erkundigen, wie es dem anderen kleinen ... dem Zwerg geht? Ich weiß, ich sollte dieses Wort nicht benutzen, weil es als herabwürdigend gilt.«

Oscar Bane hatte sich beim FBI gemeldet und war bei bester Gesundheit. Aus seiner linken Gesäßhälfte war ein GPSMikrochip entfernt worden. Nun ruhte er sich, wie Benton es ausdrückte, in der luxuriösen psychiatrischen Privatabteilung des McLean Hospital aus, die allgemein als Pavillon bezeichnet wurde. Er machte eine Therapie und hatte vor allem das erlösende Gefühl, endlich in Sicherheit zu sein, bis er sein Leben wieder in den Griff bekam. Scarpetta und Benton wollten am kommenden Morgen nach Belmont zurückkehren.

»Es geht ihm recht gut«, erwiderte Benton. »Ich richte ihm aus, dass Sie sich nach seinem Befinden erkundigt haben.« »Was darf ich Ihnen bringen?«, fragte Louie. »Getränke? Calamari?« »Kay?«, fragte Benton.

»Scotch. Ihren besten Single Malt.« »Für mich das Gleiche.«

»Sie bekommen ein Tröpfchen aus meinem Privatvorrat«, antwortete Louie mit einem Zwinkern. »Ich habe ein paar neue Sorten da, die Sie unbedingt kosten müssen. Oder müssen Sie noch fahren?«

»Pur«, erwiderte Scarpetta, worauf Louie zur Bar ging. Hinter ihr, an einem Tisch am Fenster mit Blick auf die Second Avenue, saß allein ein vierschrötiger Mann mit einem weißen Stetson. Das Getränk vor ihm sah aus wie ein Wodka oder Gin pur mit einer Zitronenscheibe. Hin und wieder reckte er den Hals, um sich über den Stand des Basketballspiels zu informieren, das ohne Ton in dem Fernseher über seinem Kopf lief. Scarpetta konnte einen Blick auf einen massiven Kiefer, wulstige Lippen und buschige weiße Koteletten erhaschen. Der Mann starrte ins Leere und schob sein Glas in kleinen Kreisen auf der weißen Tischdecke herum. Etwas an ihm kam ihr bekannt vor, und sie erinnerte sich an eine Nachrichtenmeldung im Fernsehen. Erschrocken wurde ihr klar, dass sie Jake Loudin vor sich hatte.

Aber das war doch nicht möglich. Er saß ja in Haft. Außerdem war dieser Mann kleiner und magerer. Offenbar ein unterbeschäftigter Schauspieler.

Benton studierte die Speisekarte. Sein Gesicht wurde von den laminierten Seiten verborgen, auf denen ganz vorn Elaines Konterfei prangte.

»Du siehst aus wie der Rosarote Panther, wenn er jemanden beschattet«, meinte Scarpetta

zu ihm.

Benton klappte die Speisekarte zu und legte sie auf den Tisch. »Hast du dir schon eine kleine Ansprache überlegt? Schließlich hast du dieses Treffen ja nicht nur als geselliges Beisammensein geplant. Ich wollte es nur erwähnt haben, bevor die anderen kommen.«

»Nichts Bestimmtes«, erwiderte Scarpetta. »Ich wollte nur meinen Gefühlen Luft machen, wie wir alle es tun sollten, bevor wir nach Hause fliegen. Ich wünschte, wir müssten nicht abreisen. Wir sollten hier bei den anderen sein.«

»Lucy kommt wieder in Ordnung.«

Tränen traten Scarpetta in die Augen. Sie hatte es noch immer nicht verkraftet. Ein Gefühl des Grauens hielt ihr Herz umklammert wie eine eiskalte Hand, und selbst im Schlaf vergaß sie nicht, dass sie beinahe einen geliebten Menschen verloren hätte.

»Es wird ihr nichts geschehen.« Benton rückte seinen Stuhl näher heran und nahm ihre Hand. »Ansonsten wäre es nämlich schon längst passiert.«

Scarpetta tupfte sich mit der Serviette die Augen ab und blickte zu dem stummen Fernseher hinauf, als interessierte sie sich für Basketball.

Sie räusperte sich. »Aber es ist fast unmöglich«, meinte sie. »Ist es nicht. Wie ich immer sage, sind diese Revolver gerade deshalb so gefährlich, weil sie so leicht sind. In diesem Fall war es ein Glück für uns. Sie haben einen unglaublichen Rückstoß. Als wäre einem ein Pferd auf die Hand getreten. Vermutlich hat er die Waffe beim Abdrücken verrissen. Außerdem hat sich Lucy sicher geduckt. Es war ein kleines Kaliber mit geringer Geschwindigkeit. Hinzu kommt, dass es ihr noch nicht bestimmt ist, uns zu verlassen. Sie wird uns erhalten bleiben. Alles wird gut. Mehr als gut«, beteuerte Benton, presste zuerst die Lippen auf ihre Hand und küsste sie dann zärtlich auf den Mund.

Früher hatte er seine Zuneigung nie so öffentlich gezeigt.

Doch inzwischen schien es ihn nicht mehr zu stören. Wenn es Gotham Gotcha noch gegeben hätte, sie wären morgen sicher das Titelthema gewesen - genau genommen Scarpettas gesamte Tischgesellschaft.

Sie hatte sich einen Besuch der Wohnung erspart, wo die namenlose Autorin ihre grausamen und böswilligen Kolumnen verfasst hatte. Da sie inzwischen sicher war, die Identität dieser Person zu kennen, hatte sie Mitleid mit ihr. Sie konnte verstehen, warum Terri Bridges ihr hatte schaden wollen. Immerhin hatte sie herzlose und beleidigende E-Mails von ihrem Idol erhalten - oder das zumindest annehmen müssen. Irgendwann war ihr dann der Kragen geplatzt, und sie hatte ihrem Alter Ego Anweisung gegeben, Scarpetta öffentlich zu demontieren. Terri hatte das Feuer auf eine Frau eröffnet, deren vermeintliche Beschimpfungen der Tropfen gewesen waren, der nach einem von Demütigungen geprägten Leben das Fass zum Überlaufen brachte.

Lucy hatte herausgefunden, dass Terri die beiden Kolumnen vom Neujahrstag am 30. Dezember geschrieben hatte. Sie hatten in einer Warteschleife gelegen und waren automatisch an Eva Peebles geschickt worden, als Terri schon längst nicht mehr lebte. Außerdem hatte Lucy entdeckt, dass Terri am Nachmittag des 31. Dezember, nur wenige Stunden vor ihrer Ermordung, sämtliche E-Mails von Scarpetta612 gelöscht hatte. Benton glaubte allerdings nicht, dass es in Vorausahnung ihres eigenen Todes geschehen war. Vielmehr habe sie nach ihrer anonymen Rache an der Forensikerin, der sie schließlich in der Gerichtsmedizin begegnen sollte, einen Schlussstrich ziehen wollen.

Benton war überzeugt, dass Terri ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl besessen und deshalb die über hundert E-Mails gelöscht hatte, die sie für einen Schriftwechsel mit Scarpetta hielt. Außerdem hatte sie aus Angst alle Beweise dafür vernichten wollen, dass zwischen Terri Bridges und Gotham Gotcha eine Verbindung bestand. Indem sie die Korrespondenz löschte,

hatte sie auch ihre gefallene Heldin aus ihrem Leben getilgt.

So lautete zumindest Bentons Theorie. Scarpetta konnte nicht mit einer eigenen aufwarten und wusste nur, dass alles immer nur Mutmaßungen bleiben würden.

»Ich habe Oscar einen Brief geschrieben«, sagte sie, öffnete ihre Handtasche und nahm einen Umschlag heraus. »Ich finde, alle sollten ihn lesen. Also werde ich ihn herumreichen. Aber du sollst ihn als Erster zu sehen bekommen. Keine E-Mail, sondern ein richtiger Brief auf echtem Papier, meinem persönlichen Briefpapier, das ich schon seit Menschengedenken nicht mehr benutzt habe. Allerdings habe ich ihn nicht mit der Hand geschrieben, denn mit meiner Handschrift geht es stetig bergab. Da es keine Gerichtsverhandlung geben wird, kann ich laut Jaime Oscar gegenüber offen sein. Ich habe mein Bestes getan, um ihm zu erklären, dass Terri von ihrer Familie übel mitgespielt wurde. Diese Beeinflussung im Kindesalter hat dazu geführt, dass sie ihr gesamtes Umfeld zu beherrschen versuchte. Sie war zornig, weil sie gekränkt wurde, was häufig dazu führt, dass jemand ziellos um sich schlägt. Doch im Grunde ihres Herzens war sie ein guter Mensch. Ich fasse den Brief deshalb für dich zusammen, weil er ziemlich lang ist.«

Sie zog vier zusammengefaltete dicke cremefarbene Seiten aus dem Umschlag, strich sie sorgfältig glatt und überflog sie, bis sie die Passage gefunden hatte, die sie Benton zeigen wollte.

Leise begann sie vorzulesen:

... Oben in ihrer Geheimwohnung, wo sie ihre Kolumnen schrieb, standen auch die gelben Rosen, die Sie ihr geschenkt hatten. Sie hat jede von ihnen aufbewahrt, und ich wette, das hat sie Ihnen nie verraten. Niemand würde so etwas tun, wenn er nicht tief für die betreffende Person empfindet, Oscar. Ich möchte, dass Sie das nie vergessen, und falls Sie es doch tun, lesen Sie diesen Brief noch einmal. Deshalb habe ich ihn ja geschrieben. Als Gedächtnisstütze sozusagen.

Ich habe mir auch die Freiheit genommen, Terris Eltern zu schreiben, mein Beileid auszudrücken und ihnen alles zu erzählen, was ich wusste, denn sie hatten unzählige Fragen auf dem Herzen. Wie ich fürchte, war Dr. Lester ihnen keine große Hilfe. Deshalb habe ich die Wissenslücken mit einigen Telefonaten und E-Mails gefüllt.

Ich habe Terris Eltern auch von Ihnen erzählt. Vielleicht haben sie ja inzwischen schon von sich hören lassen. Wenn nicht, werden sie es sicher noch tun. Außerdem soll ich Ihnen erklären, was in Terris Testament steht. Sie wollten Ihnen auch deswegen schreiben.

Ich werde ihren Letzten Willen nicht in allen Einzelheiten ausführen, weil das nicht meine Aufgabe ist. Allerdings möchte ich Ihnen auf die Bitte ihrer Familie hin Folgendes ausrichten: Sie hat dem Amerikanischen Verband der Kleinwüchsigen eine beträchtliche Summe hinterlassen, die in einen Fonds fließen soll und zwar mit dem Zweck, nötige medizinische Behandlungen (wie zum Beispiel korrektive Operationen) zu finanzieren, die von den Krankenkassen nicht übernommen werden. Wie Sie sicher wissen, werden viele dringend notwendige Therapien ungerechtfertigterweise ausgeschlossen, zum Beispiel kieferorthopädisehe Maßnahmen oder Knochenverlängerungen.

Terri hatte ein gutes Herz...

Scarpetta konnte nicht mehr weiterlesen, denn sie wurde erneut von Trauer ergriffen. Sie faltete die Seiten zusammen und steckte sie wieder in den Umschlag.

Louie erschien mit ihren Getränken und zog sich diskret zurück. Als Scarpetta einen Schluck nahm, rann ihr ein warmes Gefühl die Kehle hinunter, und die Dünste machten ihren Verstand frei, als hätte er sich in eine Klosterzelle zurückgezogen und müsste nun ans Licht gelockt werden.

»Könntest du dafür sorgen, dass er das bekommt, falls es den Therapieplan deines Patienten nicht stört?« Sie reichte Benton den Umschlag.

Benton verstaute ihn in der Innentasche seiner weichen schwarzen Lederjacke.

Sie war neu, ebenso wie der Gürtel von Winston, dessen Schließe einen Adlerkopf darstellte, und die handgearbeiteten Stiefel. Lucys Art zu feiern, wenn sie wieder einmal, so ihre Worte, dem Tod von der Schippe gesprungen war, bestand darin, ihre Mitmenschen großzügig zu beschenken. Scarpetta hatte sie eine neue Uhr gekauft, die sie wirklich nicht brauchte, eine Breguet aus Titan mit einem Zifferblatt aus Glasfaser, passend zu dem schwarzen Ferrari F430 Spider, den sie angeblich auch für Scarpetta besorgt hatte - zum Glück nur ein Scherz. Scarpetta wäre lieber auf einem Fahrrad gefahren als in so einem Geschoss. Marino war Besitzer eines neuen Motorrads, einer knallroten Ducati 1098, die Lucy für ihn in ihrem Hangar in White Plains aufbewahrte, weil er ihrer Ansicht nach in der Stadt nichts fahren sollte, was weniger als vier Räder hatte. Ziemlich unhöflich hatte sie hinzugefügt, er müsse sein Gewicht halten, weil er sonst nicht auf das schicke Superbike passen würde.

Scarpetta hatte keine Ahnung, was sie Berger geschenkt hatte. Sie wollte keine Fragen stellen, solange Lucy sie nicht dazu aufforderte. Stattdessen übte sie sich in Geduld, während Lucy weiter auf ein Urteil von Scarpetta wartete. Doch das würde sie nicht bekommen, weil Scarpetta keinen Grund dafür sah. Nicht den geringsten. Nachdem sie den anfänglichen Schock überwunden hatte, war ihr klar geworden, dass es auch hierfür keinen Anlass gab. Inzwischen freute sie sich sehr für Lucy.

Letzte Woche waren sie und Berger tatsächlich zum Mittagessen gegangen, und zwar allein ins Forlini's unweit von Hogan Place N r. 1. Der Tisch, an dem sie saßen, trug einen Namen, der dem von Scarpetta ähnelte. Laut Berger handelte es sich um einen Glückstisch, weil es ein Trennungstisch war. Scarpetta hatte geantwortet, sie könne darin kein Glück erkennen. Doch Berger, die sich als Fan der Yankees entpuppte, früher häufig zu Spielen gegangen war und dies vielleicht bald wieder tun würde, hatte erwidert, es hänge davon ab, wer am Ende der Partie am Schlag sei.

Scarpetta brauchte sich kein Baseballspiel anzuschauen, um zu verstehen, was sie damit meinte. Denn nur wenige Menschen wussten so viel über Scarpetta wie Jaime Berger. »Ich habe deine Frage nicht beantwortet«, sagte Benton mit einem Blick zur Tür. »Entschuldige.«

»Ich habe die Frage vergessen.«

»Danke, dass du mir deinen Brief vorgelesen hast. Aber den anderen würde ich ihn nicht zeigen.«

»Ich glaube, du hast recht.«

»Sie brauchen keinen Beweis dafür, dass du ein anständiger Mensch bist.« Benton musterte sie eindringlich.

»Ist es so offensichtlich?«

»Alle wissen, dass das Geschmiere im Internet, die E-Mails, die Morales unter deinem Namen verschickt hat, und auch der Rest erstunken und erlogen waren. Schließlich kennen wir dich zu gut, um dir so etwas zuzutrauen. Was geschehen ist, war nicht deine Schuld, und wir beide müssen noch viele Gespräche darüber führen, in denen wir uns ständig wiederholen werden. Es dauert eine Weile, bis die Gefühle den Verstand eingeholt haben. Außerdem sollte ich es sein, der ein schlechtes Gewissen hat. Morales hätte diesen Dreck niemals von Nancy Soundso erfahren, und Marino wäre niemals bei einer unfähigen Therapeutin wie ihr gelandet, wenn ich ihn nicht in diese verdammte Therapieklinik geschickt und sogar meine Zeit damit vergeudet hätte, sie zu beraten.«

»Sie hatte wirklich kein Recht, mit Morales zu sprechen.

Aber ich kann mir schon denken, wie er sie dazu gekriegt hat.«
»Nein«, entgegnete Benton. »Es hätte nie geschehen dürfen. Wahrscheinlich hat er sie am Telefon um den Finger gewickelt. Keine Ahnung, was er zu ihr gesagt hat, aber sie hätte ihm kein Sterbenswörtchen von dem verraten sollen, was Marino ihr anvertraut hat. Das war ein schwerer Verstoß gegen die Standesordnung, und dafür wird sie büßen. Ich kümmere mich darum.«
»Wir wollen niemanden bestrafen. Es hat schon genug Leid gegeben. Menschen, die sich nicht vertragen, einander bekämpfen, über den Kopf des anderen hinweg entscheiden und es sich mit gleicher Münze heimzahlen. Deshalb mussten Terri und Eva unter anderem sterben. Wenn Terri sich nicht an der ganzen Welt hätte rächen wollen ... Aber falls Marino seine ehemalige Pseudo- Therapeutin verklagen will, ist das seine Sache.«
»Das stimmt wohl«, erwiderte Benton. »Da sind sie ja.«
Er stand auf, damit Marino ihn in dem dunklen, vollbesetzten Raum erkennen konnte. Die vier - Marino, seine neue Freundin Bacardi, die übrigens auf den Vornamen Georgia hörte, Berger und Lucy - schlängelten sich durch das belebte Restaurant, begrüßten Elaine und wechselten mit ihr einige Worte, die Scarpetta nicht hören konnte. Dann rückten alle ihre Stühle zurecht, plauderten und schienen bester Stimmung zu sein. Lucy trug eine Baseballkappe der Red Sax, vermutlich, um Berger zu ärgern, die als Yankees-Fan die Sax natürlich nicht leiden konnte. Der Hauptgrund jedoch war, dass sie die kleine kahlrasierte Stelle verdecken wollte.
Inzwischen litt Lucy nur noch an gekränkter Eitelkeit. Die Schusswunde an ihrem Hinterkopf heilte, die leichte Gehirnerschütterung war überstanden. Marino hatte, typisch für ihn, angemerkt, Lucy sei nur deshalb wieder auf dem Damm, weil es außer Knochen an ihrem Kopf nichts zu beschädigen gebe.
Louie servierte Teller mit Elaines berühmten Calamari und nahm die Bestellungen entgegen, ohne sich etwas aufzuschreiben. Berger und Lucy wollten den Scotch aus seinem speziellen Vorrat ebenfalls kosten. Bacardi strafte ihren Namen Lügen und bestellte einen Apfel-Martini. Marino zögerte und schüttelte dann mit betretener Miene den Kopf. Niemand achtete darauf. Nur Scarpetta, die den Grund kannte, berührte Marino hinter Lucys Rücken am Arm.
Als er sich zurücklehnte, knarzte der Holzstuhl. »Wie geht es dir?«, erkundigte er sich.
»Warst du schon mal hier?«, fragte sie.
»Ich doch nicht. Solche Läden sind nichts für mich. Ich habe keine Lust, Privatgespräche zu führen, wenn Barbara Walters nur zwei Tische weiter sitzt.«
»Das ist nicht Barbara Walters. Übrigens gibt es hier Red Stripe, Buckler und alkoholfreies Sharp's. Ich weiß nicht, welches Bier du zurzeit trinkst«, meinte Scarpetta.
Sie wollte ihm das Trinken weder ausreden noch ihn dazu ermutigen, sondern ihm nur mitteilen, dass es sie nicht kümmerte und ganz allein seine Angelegenheit war. Und dass es ihr nur auf sein Wohlbefinden ankam.
»Führen Sie Red Stripe? «, erkundigte sich Marino bei Louie. »Aber natürlich.«
»Vielleicht später«, meinte Marino.
»Vielleicht später«, wiederholte Louie, ratterte noch einmal die Bestellungen herunter und war verschwunden.
Berger sah Scarpetta an und blickte dann zu dem Mann mit dem weißen Stetson am Fenster hinüber. »Du weißt, was ich denke«, sagte Berger zu ihr. »Er ist es nicht«, erwiderte Scarpetta.
»Als ich reinkam, habe ich fast einen Herzanfall gekriegt«, fuhr Berger fort. »Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie ich erschrocken bin. Ich habe meinen Augen nicht getraut.«
»Ist er noch da, wo er hingehört?«

»In der Hölle?«, mischte sich Lucy ein, die zu erahnen schien, wovon die beiden redeten. »Da wäre er nämlich genau richtig.«

»Werd bloß nicht übermütig, Rocky«, neckte sie Marino. Das war sein Spitzname für Lucy gewesen, weil sie schon als Kind gern die Fäuste geschwungen und ihn, bis sie mit zwölf ihre Periode bekam, zum Boxen und zu Ringkämpfen herausgefordert hatte. Da er mit zweitem Namen Rocco hieß, hatte Scarpetta das immer ein wenig als Projektion empfunden. Ohne es zu ahnen, liebte er an Lucy dieselben Eigenschaften wie an sich selbst.

»Mir ist es egal, was die Leute reden. Ich stehe auf diese dämlichen Filme«, meldete sich Bacardi zu Wort, als Louie gerade zurückkehrte. »Sogar auf den letzten, Rocky Balboa. Am Schluss muss ich immer weinen. Keine Ahnung, warum. Bei einem echten Mord oder Totschlag vergieße ich keine Träne. Aber im Kino habe ich nah am Wasser gebaut.«

»Muss jemand Auto fahren?«, erkundigte Louie sich wieder und beantwortete dann wie immer seine eigene Frage. »Natürlich nicht. Niemand fährt mehr. Muss an der Schwerkraft liegen«, fügte er hinzu, womit er ihnen mitteilte, dass ihre Drinks ziemlich stark waren. »Wenn ich einmal mit dem Einschenken anfange, überwältigt mich die Schwerkraft. Ich kann die Flasche nicht mehr wegnehmen und gieße immer weiter.«

»Als Kind war ich oft mit meinen Eltern hier«, sagte Berger zu Lucy. »Das ist das alte New York. Du musst dir alles ganz genau einprägen, denn eines Tages wird von dieser Ära, in der alles besser war, auch wenn es uns damals nicht so erschien, nichts mehr übrig sein. Die Leute kamen tatsächlich her, um über Kunst zu sprechen und zu philosophieren. Hunter Thompson. Joe DiMaggio.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass Joe DiMaggio über Kunst gesprochen und philosophiert hat. Hauptsächlich über Baseball- aber nicht über Marilyn Monroe. Wir alle wissen, dass er nie ein Wort über sie verloren hat«, erwiderte Lucy.

»Du solltest hoffen, dass es keine Geister gibt«, sagte Benton zu seiner Beinahe-Nichte. »Nach dem, was du getan hast.« »Danach wollte ich dich auch fragen«, wandte Bacardi sich an Lucy. »Mann, sind da viele Äpfel drin.«

Als sie Marino unterhakte und sich an ihn lehnte, lugte ein eintätowierter Schmetterling aus dem Ausschnitt ihres engen Oberteils.

»Da das verdammte Ding aus geheimnisvollen Gründen abgestürzt ist, habe ich das Foto nie zu sehen gekriegt«, meinte Benton. »Es ist doch gefälscht, oder?«

»Wovon redest du?«, gab Lucy mit Unschuldsmiene zurück. »Stell dich nicht dümmer, als du bist.« Grinsend nahm Bacardi einen gar nicht damenhaften Schluck von ihrem ApfelMartini.

»Du hast hier als Kind sicher viele interessante Leute gesehen«, wandte sich Scarpetta an Berger.

»Viele, deren Fotos an den Wänden hängen«, antwortete Berger. »Von der Hälfte hat Lucy noch nicht mal gehört.«

»Jetzt geht das schon wieder los. Ein Wunder, dass ich überhaupt einen Drink bekomme, ohne meinen Führerschein vorzeigen zu müssen«, schimpfte Lucy. »Wahrscheinlich bleibe ich für den Rest meines Lebens zehn Jahre alt.«

»Als John F. Kennedy, Bobby Kennedy und Martin Luther King erschossen wurden, warst du noch gar nicht auf der Welt. Nicht einmal während der Watergate-Affäre.«

»Und, habe ich was Wichtiges verpasst?«

»Neil Armstrongs Spaziergang auf dem Mond. Das war etwas Wichtiges«, entgegnete Berger.

»Das habe ich mitgekriegt. Und auch den Tod von Marilyn Monroe«, schaltete Bacardi sich wieder ins Gespräch ein. »Also lass hören. Was war das für ein Virus oder wie die Medien es

sonst nennen?«

»Im Internet sind einige Fotos von ihr als Leiche im Umlauf«, erklärte Marino. »Ein paar davon. So was passiert eben. Irgendein Idiot, der in einem Leichenschauhaus arbeitet, verkauft ein Foto. Wir sollten Mobiltelefone in der Gerichtsmedizin verbieten«, schlug er Scarpetta vor. »Die Leute sollen sie im Büro hinterlegen, so wie ich meine Knarre, wenn ich einen Gefängnisbesuch mache. Man könnte sich ja einen Safe anschaffen.«

»Es ist kein echtes Foto«, sagte Lucy. »Zumindest nicht ganz. Nur vom Kopf aufwärts. Den Rest habe ich mit einem Bildbearbeitungsprogramm hinzugefügt.«

»Glaubst du wirklich, dass sie ermordet wurde?«, erkundigte sich Bacardi ernst.

Scarpetta kannte das manipulierte Foto und den Text, den Eva dazu verfasst hatte. Außerdem war sie mit den Fallakten ziemlich gut vertraut. Wenn sie ihr Glas Scotch nicht schon fast zur Hälfte leer getrunken hätte, wäre sie vielleicht nicht so offen gewesen.

»Möglicherweise«, erwiderte sie.

»Wahrscheinlich äußerst du so etwas besser nicht bei CNN«, warnte Benton.

Sie nahm noch einen Schluck. Der Scotch war mild mit einem torfigen Abgang, der ihr erst in die Nase und dann noch stärker als zuvor zu Kopfe stieg.

»Die Leute wären überrascht, was ich alles für mich behalte«, entgegnete sie. »Eva Peebles' Theorie ist zum Großteil richtig.«

Lucy schloss die Finger um ihr Glas, prostete ihrer Tante zu und hob es dann an die Lippen. Sie schnupperte und kostete mit der Zunge, wie es ein Weinkenner bei einem guten Wein tat. Dann warf sie Scarpetta unter dem Schirm ihrer Baseballkappe einen Blick zu und lächelte.